

HEYNE GESCHICHTE

Paul Dreyfus
DIE
RESISTANCE

Geschichte des
französischen Widerstandes



HEYNE GESCHICHTE

Aus dem erbitterten Widerstand gegen die deutsche Besatzungsmacht und gegen den von Pétain geführten *Etat français* hatten sich im II. Weltkrieg die verschiedensten Gruppen zum gemeinsamen Kampf im Untergrund, zur »Résistance«, zusammengefunden. Der französische Journalist Paul Dreyfus legt – in einer deutschen Erstveröffentlichung – die erregende und außergewöhnliche Geschichte dieser einzelnen Organisationen dar und schildert mit Leidenschaft, aber dennoch sachlich und objektiv, die großen Gestalten und ihren todesmutigen Kampfeswillen. Über viele Jahre hindurch hat der Autor Zeugenaussagen Überlebender und Dokumente gesammelt, hat Nachforschungen über jenen »Krieg im Schatten« angestellt und vieles, was bisher Legende war, zu wirklicher Geschichte gemacht. So entsteht ein in seiner Tragik faszinierendes Gesamtbild über einen düsteren Zeitabschnitt französischer Historie, wobei jegliche Einseitigkeit in der Darstellung vermieden wird.

In der Reihe «Heyne Geschichte» sind bereits erschienen:

- | | | |
|----|---------------------------|--|
| 1 | <i>Paul Sethe</i> | Deutsche Geschichte im letzten Jahrhundert |
| 2 | <i>Alistaire Cooke</i> | Amerika |
| 3 | <i>Peter Norden</i> | Prag 21. August |
| 4 | <i>Friedrich Heer</i> | Das Heilige Römische Reich |
| 5 | <i>Karl Buchheim</i> | Die Weimarer Republik |
| 6 | <i>Herbert Rosinski</i> | Die deutsche Armee |
| 7 | <i>Werner Scheck</i> | Geschichte Russlands |
| 8 | <i>Alfred Mühr</i> | Herrscher in Purpur |
| 9 | <i>German Arciniegas</i> | Geschichte und Kultur Lateinamerikas |
| 10 | <i>Marlis G. Steinert</i> | Die 23 Tage der Regierung Dönitz |
| 11 | <i>Fritz Schachermeyr</i> | Griechische Geschichte |
| 12 | <i>William L. Shirer</i> | Der Zusammenbruch Frankreichs |
| 13 | <i>Wilhelm v. Schramm</i> | Aufstand der Generale |
| 14 | <i>Paul Sethe</i> | Morgenröte der Gegenwart |
| 15 | <i>Dick Wilson</i> | Mao Tse-tungs langer Marsch |
| 16 | <i>Matthias Pusch</i> | Der Dreissigjährige Krieg |
| 17 | <i>Maurice Ashley</i> | Das Zeitalter des Absolutismus |
| 18 | <i>Alfred Mühr</i> | Die deutschen Kaiser |
| 19 | <i>E. J. Feuchtwanger</i> | Preussen |
| 20 | <i>Waldemar Erfurth</i> | Der finnische Krieg |
| 21 | <i>Kurt Frischier</i> | Das Abenteuer der Kreuzzüge |

Paul Dreyfus

DIE RESISTANCE

**Geschichte des
französischen Widerstandes**

Deutsche Erstveröffentlichung

Wilhelm Heyne Verlag
München

Das Umschlagbild stellt ein Flugblatt der französischen Widerstandsbewegung «Freies Frankreich – 1944 mit dem Lothringer Kreuz auf dem Amboss dar, das während der Invasion an der Westfront verteilt wurde.

Titel der französischen Originalausgabe
HISTOIRES EXTRAORDINAIRES DE LA RESISTANCE
Deutsche Übersetzung von Gabriele von Groll-Ysenburg

Copyright © 1977 by Librairie Arthème Fayard, Paris
Copyright © der deutschen Übersetzung 1978 by
Wilhelm Heyne Verlag, München
Printed in Germany 1979
Personenlexikon, Auswahlbibliographie und Zeittafel
wurden erarbeitet von Dr. Wolfgang Ruppert, München
Umschlagfoto: Bildarchiv Süddeutscher Verlag, Mürtchen
Bildnachweis: Bildarchiv Süddeutscher Verlag, München (13),
Ullstein Bilderdienst, Berlin (3)
Umschlaggestaltung: Atelier Heinrichs, München
Gesamtherstellung: Ebner, Ulm
Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader
ISBN 3-453-48050-3

Inhalt

Vorwort	7
I »Retten Sie Frankreichs Gold!«	10
II Eine Geisel namens Jean Berthoin	23
III Pierre Mendès-France und die Schmuggler vom Genfer See	43
IV Der Hinterhalt von Caluire	55
V Jean Moulins Leidensweg	77
VI Dreißig Jahre später in Bolivien	90
VII Flucht in Ketten	102
VIII Das Blut des Jünglings	122
IX Man nannte sie »Olga«	141
X Der vergessene Hauptmann	145
XI Von einem, der schon tot war	156
XII Im Schlupfwinkel der deutschen U-Boote	170
XIII Bericht eines Widerstandskämpfers von Glières	186
XIV Das Geheimnis des Mont Mouchet	202
XV Die Vier, die das Blutbad von Valréas überlebten	224
XVI Jenseits der Wand	236
XVII . . . und das Depot von Jonzac ging in die Luft	251
XVIII Adieu Republik Vercors!	261
XIX »Rückt mit euern Panzerwagen auf Napoleons Spuren vor!«	273
XX Die Schar, die eine ganze Armee aufhielt	283
Auswahlbibliographie	303
Zeittafel	309
Personenlexikon	319

Vorwort

zur deutschen Erstveröffentlichung

Die Geschichte der Resistance ist für den Durchschnittsfranzosen ein wichtiger Bestandteil der Geschichte der Nation, ein Teil des nationalen Selbstverständnisses, der französischen Nationalkultur. Dieses historische Sachbuch ist, so gesehen, selbst als Dokument, als Ausdruck des politisch-geschichtlichen Bewusstseins des französischen Volkes in der Gegenwart aufzufassen.

Es ist aus dem primären Interesse des engagierten Zeitgenossen geschrieben worden, weniger als Ergebnis wissenschaftlicher Forschung. Die verschiedenen Phasen, Situationen und Formen des französischen Widerstandskampfes gegen die deutschen Besatzungstreitkräfte sollen erfasst werden, und anhand von Einzelgeschichten wird auch der Zugang zu Details exemplarischer Aktionen ermöglicht. Dass dabei phasenweise Ansätze zu Heldenlegenden entstanden sind, muss nicht verwundern. Es liegt, wie z. B. im Falle Jean Moulins, durchaus nahe. Denn der Begriff des Helden ist in der französischen Nationalkultur ungebrochen und aussagekräftig. Dies im Unterschied zur Fragwürdigkeit, in die militärische und patriotische Tapferkeit in der deutschen Nationalkultur durch ihren Missbrauch gekommen sind.

Für uns Deutsche ist dieses Buch in mehrfacher Hinsicht interessant. Einmal ist es im Hinblick auf die Einigung Europas notwendig, dass wir die Reste überkommener nationaler Feindbilder abbauen. Es ist an der Zeit, dass wir die Ideologien des Zeitalters der Nationalstaaten nach den Katastrophen, die sie uns brachten, hinter uns lassen und auf nationalistische Rechthaberei endgültig verzichten. Dieser Grundsatz muss selbstverständlich generell für alle Nationen gelten. Die Bemühungen um Aussöhnung in Europa finden gegenwärtig nahezu überall Promotoren. Dazu ist es von grosser Bedeutung, dass wir uns die Perspektiven und werten-

den Standpunkte der anderen Völker zugänglich machen und uns damit auseinandersetzen, dass wir versuchen, zu verstehen und miteinander zu erklären. Im Zweifelsfall muss die gemeinsame Diskussion die Stichhaltigkeit der Auffassungen erweisen. Es kann selbstverständlich niemandem darum gehen, andere Sichtweisen einfach zu übernehmen, ohne sie von nationalen Ideologien unterschieden zu haben. Gerade die Lektüre dieses Buches wird zeigen, dass auch in Frankreich in dieser Hinsicht noch einiges geschehen muss, dass die Rede des Autors von *den Deutschen* zu einfach ist. Wenn auch aus den historischen Konstellationen vieles verständlich ist, so steckt doch noch eine ganze Menge von den Freund-Feind-Schablonen des Zweiten Weltkrieges darin.

Andererseits: Gerade wir Deutsche haben mit der «Trauerarbeit» voranzugehen. Es ist ein Faktum: Die politische Struktur Deutschlands hat es ermöglicht, dass Europa durch die Aggressionspolitik Hitlers in den furchtbaren Zweiten Weltkrieg gerissen wurde. Im Gefolge dieser Realisierungsversuche der Expansionsideologien trugen die deutschen Truppen Kämpfe in die Nachbarländer. Ungezählte Menschen mussten Angst, Tod, körperliche und seelische Verletzungen erleiden. Im Namen des deutschen Volkes wurde gefoltert, wurden Menschen in ihrer Persönlichkeit vernichtet, wurden Massaker an Zivilisten verübt, wurde von Richtern Unrecht gesprochen und Menschen verschleppt.

Wir Deutsche sind heute in moralischer Hinsicht eine gesplante Nation. Die Meinung ist keineswegs ausgestorben, dass der Vollzug der Befehle des Regimes eben notwendig war, dass der einzelne aufgrund seiner Pflichtauffassung die durch die Autorität des NS-Regimes gesicherten Gesetze als unbedingt verpflichtend ansehen musste. Dagegen ist die Identifizierung mit der Sache derjenigen Deutschen, die aus moralischer Verantwortung sich zwischen 1933 und 1945 zum konkreten Widerstand entschlossen haben, noch nicht allgemein geworden. Es kommt vor, dass diejenigen, die aufgrund ihres Widerstandswillens gegen den nationalsozialistischen Führerstaat ins Exil gehen mussten und vom Ausland aus die Naziherrschaft zu bekämpfen versuchten, noch heute «Verräter - geziehen werden. Und dies von Zeitgenossen, die offensichtlich bis heute nicht fähig sind, die moralische Frage für sich zu durchdenken, inwieweit es legitim sein konnte, im Dienste eines Regimes zu stehen, das die Menschenrechte missachtete, verhöhnte und verletzte, oder ob es aus diesem Grunde geradezu

geboten war, wo immer möglich, Widerstand gegen das diktatorische Unrechtssystem zu leisten.

In Frankreich wurde diese Frage mit der Niederlage der deutschen Truppen und der mit ihnen kooperierenden Franzosen 1944/45 entschieden. «Kollaboration mit den Deutschen» wurde als Verrat an der nationalen Sache definiert und hart bestraft.

Zweifellos ist es die Stärke dieses Buches, dass es aus einer Perspektive geschrieben ist, die in diesem Sinne Partei ergreift. Der Autor geht dabei von einem eindeutigen Wertesystem aus: Die Angehörigen der Resistance verkörpern den nationalen Widerstandswillen Frankreichs. Ihr Mut zur Aktion aus eigener Kraft und individuellem Entschluss bildet die Substanz ihres Heldentums. Facettenreich werden die Aktionen rekonstruiert, Ereignisabläufe beschrieben, wird manchmal auch nach den Motiven der Handelnden geforscht. Ein Spektrum unterschiedlicher Situationen entsteht. Der Leser erhält einen Einblick in die Formen der Resistance. Die subjektiven Perspektiven und Erfahrungen der an ihr Beteiligten werden erschlossen. Die besonderen Bedingungen der regionalen Bewegungen werden erkennbar gemacht.

Die deutschen Gegner waren zusammen mit den politisch rechtsstehenden französischen Milizverbänden den Resistancegruppen militärisch in der Regel überlegen. Sie wurden als Feinde identifiziert, wenn sie die Uniformen der deutschen Besatzungsmacht trugen. Manchmal wird in diesem Bericht, so meine subjektive Meinung, zu wenig differenziert zwischen dem Gestapo-Folterer und dem Landser, der abkommandiert war. Aber, dies ist zu betonen, die Unerbittlichkeit des Freund-Feind-Schemas spiegelt in vielem die historische Realität der behandelten Zeit.

Zugleich ist aber zu bedenken, dass mit dieser Freund-Feind-Schablone auch die innenpolitische Situation Frankreichs idealisiert wird. So fallen dieser Retusche die Führungskämpfe innerhalb der Resistance nahezu vollständig zum Opfer. Die politisch motivierten Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Flügeln, dem gaullistischen und dem kommunistischen, bleiben am Rande und gegenüber ihrer wirklichen historischen Bedeutung im Rahmen der Geschichte der Resistance unterbelichtet.

Kein Zweifel: Die analytische Komponente in der Darstellung ist schwach entwickelt, es wird wenig aus den historischen Bedingungen heraus erklärt. Die Stärke dieses historischen Sachbuches ist es dagegen, dass es spannend, in flüssigem, leicht lesbarem Stil

geschrieben ist. Die Geschichten können somit aus sich selbst herauswirken. Wir Deutsche sollten uns davon zum Nachdenken anregen lassen, den Mut des moralisch motivierten Widerstandskämpfers gegen eine ungerechte terroristische Herrschaft zu würdigen.

Dr. Wolfgang Ruppert

Vorwort

Diese Geschichten haben selbst eine Geschichte.

Ich habe mehrere Jahre gebraucht, um die Zeugnisse und die Unterlagen über den Maquis von Vercors zusammenzutragen. Das Ergebnis dieser Arbeit waren zwei Bücher, die 1969 und 1975 veröffentlicht wurden. Dank dieser Nachforschungen habe ich die wichtigsten Männer der Résistance kennengelernt, und zwar nicht nur jene, die im Land selbst gekämpft hatten, sondern auch diejenigen, die sie von London oder Algier aus leiteten. Im Laufe der Zeit wurde mir klar, dass noch nicht alles über den ‚Krieg im Schatten‘ gesagt ist – oder dass das, was geschrieben wurde, bisweilen mehr Legende als Geschichte war. So konnte nach und nach das erste Material für dieses Buch zusammengetragen werden, wobei zufällige Begegnungen zu Freundschaften führten!

Ferner kömmt dazu, dass ich einige Jahre nach der Befreiung Frankreichs als junger Journalist in Paris Gelegenheit hatte, zwei Prozesse zu verfolgen, in denen das heldenhafte Ende Jean Moulins erwähnt wurde. Dieser Fall beschäftigte mich leidenschaftlich, denn zum Teil war er noch immer in Dunkelheit gehüllt. Langsam, geduldig begann ich alle Teile dieses Puzzles zusammenzutragen, die ich finden konnte. So befragte ich die wenigen Überlebenden des Hinterhalts von Caluire. Doch trotzdem wären diese Notizen vielleicht für immer in einer Schublade geblieben, wäre es mir nicht gelungen, in Bolivien im Mai 1976 Klaus Barbie aufzuspüren und auszufragen, jenen Gestapo-Agenten, der den ‚Unificateur‘ der Résistance in eine Falle lockte.

Doch bin ich nicht gerade stolz auf dieses Exklusivinterview. Ist es doch für einen Franzosen etwas furchtbar Unangenehmes, einen Nazi-Kriegsverbrecher zu verhören. Ich kann sogar verste-

hen, wenn das in den Augen einiger meiner Landsleute anstössig erscheint: Dieser Deutsche, an dessen Händen nicht nur das Blut von Jean Moulin, sondern von Tausenden Franzosen klebte! Gleichwohl, seine ‚Aussage‘ – wie empörend sie zum Teil auch sein mag – sie ist ein wichtiges Geschichtszeugnis.

Meine Recherchen in den Fällen Vercors und Jean Moulin brachten es mit sich, dass meine Nachforschungen immer weitere Kreise zogen. Es drängte mich, die Wahrheit über zwei weitere grosse Gefechte der Maquis zu erfahren: Les Glières und Mont-Mouchet. Ich wollte alles herausfinden über den Mann, dem es gelungen war, sich in das Unterseebootversteck des Admirals Dönitz einzuschmuggeln, und über jenes Kommando, das im Rhonetal eine ganze deutsche Armee aufhalten konnte . . .

Bald hatte ich die zwanzig Kapitel dieses Buches zusammen. Zugleich bin ich sicher, ich könnte ein weiteres mit nochmals zwanzig Kapiteln schreiben, oder fünfzig oder hundert . . . Frankreich in diesen düsteren Jahren strotzt nur so von aussergewöhnlichem Geschichten.

‚Aussergewöhnlich‘, das muss ganz klar gesagt werden, heisst nicht fantastisch oder noch weniger unwahrscheinlich. Man muss das Wort in seinem ursprünglichen Sinne verstehen: ‚Was dem gewöhnlichen Gebrauch nicht entspricht, ungewöhnliche. Das beste Beispiel hierfür ist das fürchterliche Abenteuer jener Männer, die ihre eigene Erschiessung überlebten. Ich selbst habe ein Dutzend dieser Männer in Frankreich finden können. Die Erzählung eines jeden einzelnen war ‚aussergewöhnlich‘.

Aber auch die Geschichte von der Rettung der französischen Goldreserven durch Charles Moreton, oder wie Präsident Pierre Mendès-France aus dem Gefängnis von Clermont-Ferrand entkam und einen langen Marsch durch Frankreich nach London unternahm, oder wie der Minister Jean Berthoin die Vichy-Regierung verliess, um in diskreter, aber wirkungsvoller Weise eine Art ‚Père Tranquille‘ der Résistance zu werden, das alles sind auch aussergewöhnliche Geschichten.

Die einfachste davon aber ist vielleicht auch die aussergewöhnlichste: Es ist die Geschichte von ‚Olga‘, der Gefangenen, die in ihrer Zelle sang, um ihren unbekanntem Mitgefangenen Mut zu machen. Zwischen diesen grundverschiedenen Kapiteln gibt es jedoch etwas Gemeinsames, ein sehr deutliches und starkes Band! Ein gemeinsamer Wille bewegte diese Männer und Frauen: Ihre

Weigerung, sich in die Niederlage zu fügen.

Ein Satz von Charles Péguy, der gern Edmond Michelet zitierte, könnte als Überschrift über diesem Buch stehen:

«In Kriegszeiten ist derjenige, der nicht aufgibt, mein Mann, egal wer er ist, von wo er kommt oder welcher Partei er angehören mag . . . derjenige aber, der die Stellung aufgibt, wird niemals etwas anderes als ein Schuft sein, selbst wenn er Kirchenältester würde.»¹

¹ Charles Péguy, *L'Argent suite*, œuvres en prose (1909-1914), édition de la Pléiade 1957, S. 1187 und 1189

I.

«Retten Sie Frankreichs Gold!»

«Hallo! Charles Moreton?»

«Ich bin am Apparat.»

«Könnten Sie bitte sofort zum Generalsekretariat der Bank von Frankreich kommen?»

«Sofort? Aber es ist ja schon Viertel nach sechs.»

«Es ist sehr dringend. Es handelt sich um eine vertrauliche Mission, die wir nicht telefonisch besprechen können. Ich erwarte Sie in zehn Minuten in meinem Büro.»

Charles Moreton zögert nicht. Er verlässt sofort seine Wohnung und ruft ein Taxi, um in die Bank zu fahren.

An diesem schönen Spätnachmittag des 24. Mai 1940 ist die militärische Lage Frankreichs katastrophal. Die deutschen Panzerdivisionen des Marschall von Rundstedt haben am 10. Mai angegriffen und das Meer an der Somme-Mündung erreicht. Am 22. Mai hat Guderians 19. Panzerkorps Abbeville eingenommen und ist am gleichen Tag bis Amiens vorgestossen. Die 7. Panzerdivision Rommels, ein Teil des 29. Panzerkorps Schmidt, hat in der Nacht vom 23. auf den 24. Arras eingenommen, das die Engländer ohne Vorankündigung evakuiert hatten. Boulogne wird überrollt. Dreissig französische Heeresverbände und das ganze britische Expeditionskorps werden in einer riesigen Zangenbewegung umklammert. Unerbittlich schliesst sich der Ring um Dünkirchen. Auf allen belgischen und nordfranzösischen Strassen schleppen sich langsam nicht endenwollende Flüchtlingskolonnen dahin. Deutsche Jagdflieger und Sturzkampfbomber der Luftwaffe beherrschen den Himmel, die französische Luftwaffe scheint verschwunden zu sein. Von allen Seiten bedrängt, bilden die alliierten Armeen nur noch einen bunten Haufen handlungsunfähiger Einheiten.

Weygand, der als Nachfolger Gamelins am 20. Mai das Oberkommando übernommen hat, plant für den 26. einen allgemeinen Gegenangriff vom Norden und Süden der Somme aus. Im Laufe des 24. muss er das Vorhaben einstellen. Um ihn herum bricht alles zusammen. An diesem Abend gerät Frankreich ins Wanken . . .

Zu dieser Stunde fährt Charles Moreton in Eile durch das Zentrum von Paris, das er kaum kennt, da er aus Gex, in der Gegend von Ain, stammt, wo er im Jahre 1891 geboren wurde. Erst vor einigen Tagen, am 10. Mai, dem Tag des Beginns der deutschen Offensive, setzte man ihn in sein Amt in der Hauptstadt ein. Er wurde dem Wechselbüro zugeteilt. Vorher war er Direktor in Longwy, wo seine entschiedene Haltung zu Anfang des Krieges und unter schwierigen Verhältnissen die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten erweckt hatte. Vor Beginn der Feindseligkeiten war er Direktor in Boulogne.

Nichts sprach dafür, dass er eine Karriere in der französischen Staatsbank machen würde. Er wollte sich auf das Polytechnikum vorbereiten, doch eine schwere Krankheit zwang ihn, seine Studien für zwei Jahre zu unterbrechen, und so musste er auf dieses Vorhaben verzichten.

Das Taxi windet sich durch die Strassen in Richtung des alten Palais de Vrillière, das nun dank späterer Erweiterungen vollkommen von modernen Bauten umringt dasteht. Das letzte Gebäude davon war 1936 begonnen worden und konnte nur mit Mühe vollendet werden. Während der ganzen Fahrt fragt sich Charles Moreton, was man wohl von ihm in der Bankdirektion will, was auf einmal eine so grosse Eile rechtfertigen könnte. Was ist diese vertrauliche ‚Mission‘, von der gerade gesprochen wurde? Und warum so geheimnisvoll, dass man es nicht telefonisch sagekonnte?

Voll neugieriger Erwartung überquert er den Hof des eleganten Palais, das im 14. Jahrhundert von François Mansart gebaut worden ist. Kaum hat er im ersten Stock das grosse Büro des Generalsekretärs Favre Gilly betreten, schliesst dieser sorgfältig die doppelte, gepolsterte Tür und kommt ohne Umschweife zum Thema:

«Sie werden heute Abend noch nach Bordeaux abfahren, Ihr Zug geht um zweiundzwanzig Uhr. Schon morgen früh werden Sie die verschiedenen Goldzüge zusammenziehen, die zur Zeit, von etwa zehn Bankfilialen kommend, unterwegs sind. Hier haben Sie die komplette Liste. Aus allen Waggons zusammen wer-

den Sie einen Sonderzug bilden, den Sie dann nach Verdon führen werden. Das gesamte Gold werden Sie dann auf ein Schiff verladen lassen, das man Ihnen an Ort und Stelle zeigen wird. Sie werden erst später erfahren, welches der Bestimmungsort ist, zu dem Sie diese Ladung zu bringen haben.

Das wär's, Herr Moreton. Sie haben gerade noch Zeit, nach Hause zu fahren und Ihre Koffer zu packen.» Charles Moreton ist schon in der Tür, als der Generalsekretär hinzufügt: «Für alle Fälle lassen Sie sich nach Ihrer Ankunft in Bordeaux noch fotografieren. Schicken Sie uns so rasch wie möglich zwei Passfotos, damit wir Ihnen einen Pass ausstellen können. Es könnte sein, dass Sie ihn brauchen werden.» Der Generalsekretär der französischen Staatsbank gab Charles Moreton nur die Anweisungen weiter, die er von dem Bankdirektor Fournier erhalten hatte. Letzterer der im Jahre 1937 in dieses hohe Amt berufen worden war, hatte sicher die Entscheidung nicht alleine getroffen. Der dem Kabinett Daladier angehörende Finanzminister Lucien Lamoueux hatte ihm am 14. Mai seine Absicht bekanntgegeben, das gesamte dem französischen Staate gehörende Gold ausser Landes bringen zu lassen. Im Namen der Regierung, die diesen Beschluss gefasst hatte, gab er die Anweisung, dass, ohne jegliche Verspätung und in Verbindung mit der Nationalmarine, das Gold in den Häfen des Südens und des Westens konzentriert werden sollte.

Die Verteilung der Goldreserven über das gesamte nationale Gebiet hatte die Regierung schon vor dem Kriege besorgt. So hatte man in Paris nur einen bestimmten begrenzten Stock behalten, dafür einundfünfzig Depots in der Provinz errichtet, die meisten im Zentrum, im Westen und im Süden des Landes, jedenfalls weit genug von den nördlichen und nordöstlichen Grenzen entfernt.

Am 25. Mai, um elf Uhr morgens kommt Charles Moreton in Bordeaux an. Er begibt sich sofort zu den verschiedenen Ballungsbahnhöfen: Saint Jean, Saint-Louis, La Bastide. Auf den Abstellgleisen, wo zahlreiche Züge (belgische Flüchtlingszüge, Truppenzüge, Sanitätszüge, Treibstoffzüge) halten, lassen sich die kostbaren Waggons nirgends finden.

Am nächsten Tag, dem 26., treffen die ersten mit Gold beladenen Waggons ein: Zuerst die aus Tulle, aus Brive und aus Périgueux, dann die aus Libourne. Zuletzt, am 27., kommen die Waggons aus Rodez und aus Villefranche an. Einige sind in einem sehr schlechten Zustand: Zerbrochene Triebfedern, abgelöste Radach-

sen, halb eingeschlagene Böden. Es mutet fast wie ein Wunder an, dass kein einziger während der Fahrt entgleist ist. Fünf Waggons werden noch mit dem in den unterirdischen Lagern der Bank in Bordeaux aufbewahrten Gold vollgeladen. Insgesamt sind es nun dreiundzwanzig.

Zur Bewachung des Schatzes ist es Charles Moreton gelungen, eine kleine Truppe zusammenzustellen: Sie besteht aus fünf Gendarmerieangehörigen, dreissig Soldaten und fünf Unteroffizieren, die unter dem Kommando eines Adjutanten stehen. Sie werden per Taxi zusammengerufen.

Am Morgen des 28. Mai fährt Charles Moreton zusammen mit dem Kapitän zur See, Aubert, dem Marinekommandanten in Bordeaux, nach Pauillac, um dort die Ville d'Oran wiederzufinden, ein kleines, fast neues Postschiff der algerischen Linie, das in einen Hilfskreuzer verwandelt und zum Transport des kostbaren Metalls eingeteilt worden ist. Das Schiff wird an der Landungsbrücke von Trompeloup festgemacht, das Projekt einer Verladung in Verdon hat man wegen des schlechten Wetters fallengelassen.

Erst am 29., neun Uhr morgens kann der Zug mit dem Gold den Bahnhof von Saint-Louis in Bordeaux verlassen, da die eingleisige Strecke bis dahin versperrt war. Um elf Uhr trifft er in Pauillac ein. Der Güterbahnhof starrt vor Dreck. Die Abzweigung des Bahngleises ist buchstäblich mit einer Mistdecke bedeckt. An dieser Stelle hatte man einige Stunden zuvor mehrere Frachtschiffe, vollgestopft mit Pferden und Mulis aus Kanada, ausgeladen. Hoffte man denn vielleicht, mit diesen Tieren die deutschen Panzerdivisionen aufzuhalten?

In diesem stinkenden Morast watend, beginnen die Begleitpersonen des Zuges das Gold umzuladen. Plötzlich erscheinen zwei Zollbeamte.

«Was wollen Sie auf dieses Schiff verladen?» fragen sie Charles Moreton.

«Staatsgeheimnis», antwortet er.

«Das ist keine Antwort. Wir wollen wissen, was Sie gerade verladen.»

«Sie sehen doch, dass dieser Zug von bewaffneten Soldaten bewacht wird und dass wir den Inhalt dieser Waggons auf ein Kriegsschiff umladen. Sie können sich ja wohl denken, dass dieser Transport mit der nationalen Verteidigung etwas zu tun hat.»

«Wohl möglich. Trotzdem wollen wir wissen, was Sie gerade

verladen», wiederholen im Chor die beiden Zollbeamten, ganz nach Dienstvorschrift zu Pferde.

Noch ein kurzer Wortwechsel, und Moreton ist mit seiner Geduld am Ende:

«Ich kann es Ihnen ja auch sagen: Ich verlade das Gold der französischen Staatsbank.» Die beiden Zollbeamten aber kennen nur ihre Instruktionen:

«Haben Sie eine Genehmigung des Wechselbüros?»

«Aber ich bin doch der Direktor des Wechselbüros.»

«Wie wollen Sie uns das beweisen?»

Charles Moreton zeigt das offizielle Schreiben vor, mit dem er vor einigen Tagen auf diesen Posten berufen worden ist.

«Dieses ist eine Ernennungsurkunde», halten ihm die Zollbeamten vor, «autorisiert Sie jedoch nicht, dieses Gold zu verladen. Solange nicht alles in Ordnung gebracht ist, verbieten wir Ihnen, weiter zu verladen.»

Sie zücken beide ihren Revolver und verstellen die Öffnung. Charles Moreton gibt dem Leutnant zur See Eyglie, dem Stellvertreter des Kreuzercommandanten, ein Zeichen. Der hat die groteske Szene zuerst belustigt, dann verärgert miterlebt und ruft sofort zwei robuste Burschen aus seiner Mannschaft herbei. Die packen die beiden Spürnasen, entwaffnen sie und sperren sie an einem sicheren Ort ein. Anstandshalber telefoniert Charles Moreton mit der Zolldirektion in Bordeaux.

«Können Sie bitte zwei Ihrer Männer abholen, die mir Schwierigkeiten bereitet haben und die ich festnehmen lassen musste», fragt er. Sogleich wird ein Hauptinspektor nach Pauillac entsandt, der die Sache regelt, nicht ohne gewisse Vorbehalte angemeldet und mehrere Paragraphen jener Dienstvorschrift zitiert zu haben, ohne die man in seiner übergenaue Verwaltung nicht auskommt.

Am Nachmittag kommt ein Bote des Generalsekretariats der französischen Staatsbank an und übergibt Charles Moreton auf dem Güterbahnhof, wo er die Arbeiten auch weiterhin überwacht, einen versiegelten Umschlag. Moreton öffnet ihn und findet folgendes Schreiben:

*Banque de France
Paris, den 28. Mai 1940.*

Der Generaldirektor der Banque de France an Monsieur Moreton.

*Sehr geehrter Herr Direktor,
mit diesem Missionsbefehl bestätige ich Ihnen die Ihnen mündlich
durch das Generalsekretariat gegebenen Instruktionen. Sie werden
den Goldzug bis zu seinem Bestimmungsort Halifax begleiten. Ich
kann Ihnen zu diesem Zeitpunkt noch nicht genau angeben, ob Ihre
Reiseroute einen vorübergehenden Aufenthalt in Casablanca einschlies-
sen wird oder nicht.*

*Jedenfalls werden Sie den Transport bis Halifax bewachen. Nach Ih-
rer Ankunft werden Sie alle Anordnungen treffen, um das Ihnen an-
vertraute Golddepot an die Bank of Canada in Ottawa zu überführen,
wo es ‚earmarked‘ bei den Akten der französischen Staatsbank aufbe-
wahrt werden wird. Die unbedingte Geheimhaltung zur Sicherheit
des Transports machte es unmöglich, die erforderlichen Absprachen
mit der Bank of Canada zu treffen. Sie werden also in diesem Punkt
jede Initiative ergreifen und alle noch erforderlichen Verhandlungen
führen müssen. Auf diplomatischem Wege habe ich Herrn Martial,
Inspektor und unser ständiger Vertreter in New York, Anweisungen
gegeben, Herrn Faure, Direktor der Diskontabteilung, der einen
früheren Transport mit Bestimmung New York begleitet hat, aufzu-
fordern, sich in Halifax aufzuhalten, um den Empfang unserer Sen-
dungen und die Weiterleitung an die Bank of Canada in Ottawa zu
sichern.*

*Wir bitten Sie, ihm diese Anweisungen zu bestätigen, die ordnungs-
gemäss beachtet werden sollen, selbstverständlich mit der Ausnahme
für den Fall, dass unsere Beauftragten an Bord der Transporte andere
Instruktionen übermitteln sollten.*

*Mit dem Ausdruck meiner aufrichtigen Hochachtung
Unterschrift: Fournier.*

Dem Schreiben liegt ein Diplomatenpass mit den erforderlichen
Visa und mit Reisegeld in französischen und marokkanischen
Francs, in Pfund Sterling und Dollars bei – im Gesamtbetrag von
30 000 Francs. Am Abend haben die Matrosen der *Ville d'Oran* 758
schwere Kisten und 3080 Säcke, die insgesamt 212 Tonnen Fein-

gold enthalten, in einem Verladerraum des Hilfskreuzers verstaut. Der Wert dieser Ladung beträgt: 4'240'000'000 Francs, berechnet auf einer Basis von 20 000 Francs pro kg, umgerechnet auf das Jahr 1976.

Das Verladen geschieht in einer Rekordgeschwindigkeit und unter besonders günstigen Bedingungen. Die grössten Schwierigkeiten ergeben sich, als mehrere gebrauchte Goldsäcke platzen, die infolge der Feuchtigkeit durchgefault waren. Diese Zwischenfälle erreichen glücklicherweise kein katastrophales Ausmass. Kein einziges Geldstück ist ins Meer gefallen. Insgesamt sind etwa hundert Geldstücke aus den Säcken gerollt und im Dunkel des Schiffsraumes verschwunden.

Am nächsten Morgen, dem 30. Mai, sticht die *Ville d'Oran*, unter dem Kommando des Fregattenkapitäns Roqueblave, ins Meer, mit Bestimmungshafen Verdon. Aus Sicherheitsgründen sind alle Radioverbindungen mit dem Festland unterbrochen. Man wartet auf Befehle. Diese treffen am 31. morgens ein:

«Nehmen Sie Kurs auf Norden, Richtung La Pallice.»

Damit wollte man sicherlich allzu Neugierige hinter Licht führen. 21/2 Tage bleibt der Hilfskreuzer versteckt in der Nähe des Zuchthauses auf der de Ré-Insel. Die hinter den grauen Steinmauern einsitzenden Gefangenen hätten es sich niemals träumen lassen, was für ein märchenhafter Schatz sich in ihrer Nähe befand.

Endlich am 3. Juni morgens treffen die Befehle ein. Der Kommandant lässt das Schiff in La Pallice auftanken und nimmt dann sofort Kurs auf Süden. Das Torpedoboot *Hardi* begleitet sie zum Schutz gegen einen möglichen feindlichen Angriff. Als sie wieder in Höhe der Mündung der Gironde sind, sehen die Mannschaften am Himmel das Wasserflugzeug *Lieutenant de Paris* erscheinen, einen Himmelsriesen der damaligen Zeit. Es begleitet sie einige hundert Meilen, um ein auftauchendes deutsches U-Boot möglichst sofort auszumachen. Auf hoher See in Höhe Portugals dreht das Wasserflugzeug ab und kehrt zur Basis zurück. Alarm gab es nur ein einziges Mal, am 5. Mai, auf hoher See vor Cadix. Die Späher meinten ein U-Boot gesichtet zu haben. Aber vielleicht war es nur eine optische Täuschung gewesen.

Am 6. Juni, einen Tag nach dem Fall von Dünkirchen, löscht die *Ville d'Oran* in Casablanca. Die Ladung wird in Anwesenheit der Zollbeamten, die sich damit begnügen, die Kisten und Geldsäcke

zu zählen, ausgeladen und unter dem Schutze der Truppen zu der marokkanischen Staatsbank gebracht.

Wie aber soll die Fahrt nach Kanada weitergehen?

Die *Ville d'Oran* ist als Linienschiff für die Route Marseille-Algerien gebaut worden und ist nicht hochseetüchtig. Admiral Olive, der Befehlshaber der afrikanischen Küste, verfügt über kein einziges grosses Schiff. Er schlägt dem Kommandanten des Hilfskreuzers vor, eine Route zu nehmen, die zwar wesentlich länger, dafür aber mit Tankstellen bespickt ist. Die Vorbereitungen sind in vollem Gange, als am 8. Juni ein Inspektor der französischen Staatsbank per Flugzeug nach Marokko kommt, um Charles Moreton zwei versiegelte Umschläge zu übergeben. Programmänderung. Generaldirektor Fournier ist es gelungen, die Hilfe des amerikanischen Botschafters in Paris, William Bullitt zu erlangen. Dank seiner Intervention hat Washington zugesagt, zwei Kreuzer der US-Navy nach Casablanca zu entsenden, die Lissabon als Zwischenhafen anlaufen sollen.

In der Tat laufen die Kreuzer am 9. Juni ein. Am 10., dem Tag, an dem das faschistische Italien in den Krieg eintritt, ist die Verladung beendet. Am nächsten Morgen werden die Anker gelichtet, unter den Augen der Zollbeamten, die einmal mehr die Kisten gezählt und nochmals gezählt haben – glücklicherweise ohne sie öffnen oder sie wiegen zu wollen. Da er seine Mission erfüllt hat, versucht Charles Moreton nach Frankreich zurückzukehren. Es fliegen keine Flugzeuge mehr, der Weg über das Mittelmeer ist praktisch ausgeschlossen. Die Autofahrt durch Spanien würde eine Ewigkeit dauern. Endlich, am 24. Juni, entdeckt er ein Schiff, die *Kerguelen*, die aus Argentinien kommt. Er schiffet sich ein, am 17. erfährt er durch das Bordradio von den Waffenstillstandsverhandlungen, am 18. sieht er Verdun. Vor seinen Augen sieht er das Schiff, das ihnen vorausfährt, die *Mexique*, ehemals *Lafayette*, auf eine Mine auflaufen und in wenigen Minuten untergehen.

Am 20. Juni gelingt es Charles Moreton, trotz aller Verbote, an Land zu gehen. Er erreicht Bordeaux, wo die französische Staatsbank und die Regierung ihren Sitz genommen haben. Er erstattet seinen Vorgesetzten Bericht, und da kein Bett zu finden ist, begnügt er sich mit einer Ecke auf dem Boden eines Büroraumes. Er schläft in der Hoffnung ein, nach Brest fahren zu können, zu seiner Frau, die ein Kind erwartet. Aber am nächsten Morgen, dem 21. Juni, tritt der Generalkassierer Rousseau an ihn heran:

«Sagen Sie mal, Herr Moreton, nach Ihrer Irrfahrt müssten Sie doch alle Bahnhöfe in Bordeaux kennen?»

«Sicher.»

«Könnten Sie nicht versuchen, die Goldwaggons der Schweizer Nationalbank wiederzufinden? Sie sollten gestern eintreffen, doch wir haben keinerlei Nachricht.»

Charles Moreton geht auf die Suche, findet das Schweizer Geld auf einem toten Gleis wieder, lässt es an einen sicheren Ort bringen und kehrt zurück, um auf dem Fussboden weiterzuschlafen. Am Tag darauf, dem 22. Juni, um fünfzehn Uhr lässt ihn der Generaldirektor der Bank kommen. Der Generalkassierer Rousseau hat wieder Probleme. Er sucht eine Begleitperson für einen grossen Transport, der ‚alles, was an kostbaren Sachen in Bordeaux vorhanden ist‘, aus Frankreich hinausbringen soll.

«Bitten Sie doch Moreton», meint der Generaldirektor, «er hat sich an Seereisen gewöhnt!»

Was kann Charles Moreton anderes tun als zustimmen? Er erhält sofort seine Order. Es handelt sich um eine unerhört schwierige Aufgabe. Die Verantwortung ist enorm. In wenigen Stunden soll er nicht nur die wiedergefundenen 200 Goldkisten der Schweizer Nationalbank, zahlreiche mit Dollar und Schweizer Franken in grossen Scheinen vollgestopfte Geldsäcke, sondern auch die Goldkisten, die die letzten Sendungen der Bankfilialen enthalten, die Goldsendungen und Pakete, die unterdessen in der vorläufigen Hauptstadt ein treffen, und darüber hinaus noch eine riesige Kiste, die die persönlichen Wertgegenstände und Depositen seiner Majestät des Kaisers Bao Dai bei der Bank von Indochina enthält, zusammenziehen. «Wenn die Frachtstücke bereit sind, müssen Sie sie in einem Lkw bis Verdun transportieren», sagte der Generalkassierer. «Sie werden sich auf den Kreuzer *Primauguet* einschiffen und Kurs auf Casablanca nehmen, wo Sie den grossen Goldzug, der in Brest abgegangen ist, wiederfinden werden. Diese Schiffe enthalten nicht nur das französische Gold, auch die Reserve der belgischen Staatsbank ist an Bord. Sie werden alles in die Vereinigten Staaten begleiten.»

Am Abend des 23. kommt Charles Moreton mit seinen Lastwagen in Verdon an. Er hat nicht einmal Zeit gehabt, eine genaue Liste aufzustellen. Er weiss nur, dass er diesmal dreizehn Tonnen Feingold der französischen Staatsbank ausser Landes bringt. In Verdon herrscht ein heilloses Durcheinander. Die Deutschen ha-

ben die vor Anker liegenden Schiffe bombardiert. Die *Primauguet* hat ihren Ankerplatz verlassen. Sie befindet sich ‚irgendwo auf See‘.

Charles Moreton erzählt:

«Ein grosses Fischerboot, die *Geneviève*, wird mir genannt, um meine kostbare Fracht zu verladen und den Kreuzer zu erreichen. Das Pech will es, dass der Kapitän des Fischerbootes, dessen Namen ich nicht nennen werde, an Land feiert, obwohl er Alarmbereitschaft hat. Er wird erst gegen dreiundzwanzig Uhr wiedergefunden. Die Nacht ist stockdunkel. Es regnet. Selbstverständlich sind alle Lichter im Hafen und an der Mole gelöscht. Die Kräne kann man kaum unterscheiden, und auch das erst, wenn man ganz nahe heran ist. Um sie einsatzbereit zu haben, muss man die Kranführer überall suchen und wecken gehen.

Unsere Lastwagen können anfangs nicht einmal zur Mole gelangen. Der Zugang ist durch Autos, Motorräder, Maschinengewehre und Munitionskisten versperrt, die eine im Rückzug begriffene polnische Abteilung einige Stunden zuvor im grössten Durcheinander zurückgelassen hat, bevor sie sich Hals über Kopf nach England eingeschifft hat. Einige Wachmänner werden mir zugeteilt, um einen Weg zu bahnen. Doch diese Männer sind alle mehr oder weniger betrunken und erklären, müde zu sein, bevor sie überhaupt begonnen haben.

Niemals hat mir die französische Niederlage so klar vor Augen gestanden wie an diesem Abend, als ich das völlige Sichgehenlassen gewisser Einheiten miterleben musste.

Trotzdem gelingt es mir durchzukommen, und zwar mit Hilfe der Bankchauffeure, die allen Situationen gewachsen waren und die ihren Mut nicht verloren haben. Welch ein Glück, solch eine Mannschaft zu haben!

Um dreiundzwanzig Uhr beginnen wir mit dem Verladen auf das Fischerboot. Um zwei Uhr morgens sind wir fertig, doch unter welchen Bedingungen!

Es regnet immer mehr. Der Himmel wird schwärzer und schwärzer. Zudem herrscht gerade Ebbe, und das Boot ist ca. zehn oder zwölf Meter unter den Kränen. Es ist schon schwer, seine schlechten Positionslichter von der Mole aus zu unterscheiden. Doch von der Plattform der Kräne sieht man sie überhaupt nicht mehr. Zum Glück haben sich unsere Helfer beruhigt, sie scheinen

sich endlich ihrer Pflicht bewusst zu werden, vielleicht sind sie auch durch die Hoffnung auf ein gutes Trinkgeld verführt und vor allem durch den Eifer der Fahrer der Bank angeregt und mitgerissen. So können wir diese schwierige und gefährliche Verschiffung zu Ende führen. Als letzter werde ich hinuntergelassen, eingeschlossen in einen grossen nassen Sack, immer noch mit meinen beiden Koffern, die mich seit meiner Abreise von Paris am 24. Mai begleiten. In dieser ergötzlichen Lage, im Leeren, am Ende eines leichten Taus pendelnd, sage ich meinem Fahrer im Nebel ‚auf Wiedersehen‘ ..?

Wie durch ein Wunder erreicht das Fischerboot in der Nacht den Kreuzer *Primauguet*. Trotz Schlagwellen und Dunkelheit kann unter tausend Schwierigkeiten umgeladen werden. Beim Hochziehen der letzten Ladung reisst das Netz, und zwei Goldkisten fallen von der Brücke des Kriegsschiffes auf die Verkleidung des Fischerbootes zurück, schwanken einen Augenblick, und als schon alle glauben, sie in den Wellen verschwinden zu sehen, kippen sie auf der Brücke um.

Der Kreuzer erreicht Casablanca am 25. Juni, um zehn Uhr morgens. Er geht vor Anker neben dem Postschiff *Massilia*, das von Bordeaux mit so einer grossen Zahl einflussreicher Parlamentarier und anderer Persönlichkeiten an Bord ausgelaufen ist, dass es den Spitznamen ‚Die Arche Noah der III. Republik‘ bekommen wird. Der Transport aus Brest ist am Vorabend angekommen. Da ihm der Hafen aber nicht sicher genug erschien, hat Admiral Olive den Transport von Amts wegen zuerst nach Safi, dann nach Mazagan und zuletzt nach Dakar umgeleitet. Dorthin begibt sich auch Charles Moreton, nachdem er seine Ladung in den Kellergewölben der marokkanischen Staatsbank in Sicherheit gebracht und eine genaue Aufstellung gemacht hat.

Am 4. Juli, nach einer langen Reise an Bord eines Seeflugzeuges erreicht der völlig erschöpfte Charles Moreton die Hauptstadt des Senegal, wo er die *Ville d'Oran* wiederfindet. Die Matrosen freuen sich diebisch, ihm fünf ‚Napolions‘ auszuhändigen, die sie noch im Schiffsraum aufgestöbert haben. Bis auf zwei sind so alle Goldstücke wiedergefunden worden.

Von Dakar aus beeilt sich Charles Moreton Thies zu erreichen;

¹ Charles Moreton: *Souvenirs de ma drôle de guerre*. Unveröffentlichte Erzählung, geschrieben für seine Kinder, Grenoble, 1950, 56 Seiten.

wo das Gold von Brest in einem befestigten Lager gesammelt worden ist. Der Kommandant der Garnison, Oberst Pasquier, hat ein Übermass an Vorsichtsmassnahmen getroffen: Die Kasematten sind mit einem ganzen Wald von Stacheldraht umgeben, mit Schrägspiegeln kann man alle Rundgänge überwachen, die Tore sind durch doppelte Schlüssel gesichert, die von zwei verschiedenen Personen aufbewahrt werden.

Über Port-Etienne erreicht Charles Moreton wieder Casablanca. Hier hält er sich bis zum 30. September auf, um dann einen Zug nach Algier zu besteigen. Am 4. Oktober um elf Uhr schiffet er sich auf der *Lamoricère* ein, die nach Marseille abfährt, wo er am 7. Oktober das Schiff verlässt.

Am folgenden Tag, dem 8. Oktober, um dreizehn Uhr erreicht Charles Moreton Clermont-Ferrand, wohin sich die Direktion der französischen Staatsbank zurückgezogen hat. Er lässt sich bei seinen Vorgesetzten anmelden, die ihn kaum wiedererkennen. Zwanzig Kilo hat er während seiner Irrfahrt, die 137 Tage dauerte, verloren. Doch 223 Tonnen Gold konnte er vor den Deutschen retten. Diese Goldmenge ist zwar sehr wichtig, stellt allerdings nur einen Teil der französischen Reserven dar. Bei Kriegsausbruch enthielten die 51 auf nationalem Gebiet errichteten Depots 2'226 Tonnen Gold.

Vor Ausbruch der deutschen Offensive wurden vier Expeditionen zu Ende geführt. Drei dieser Goldtransporte waren für die Vereinigten Staaten bestimmt, sie dienten zur Zahlung von Kriegsmaterial, hauptsächlich der dort gekauften Flugzeuge. Die Ladungen bestanden aus: 100 Tonnen am 14. November 1939, 100 Tonnen am 11. Dezember, 147 Tonnen am 12. 1940. Ein Transport ging in die Türkei: 56 Tonnen am 9. Januar 1940¹. So waren es nun 403 Tonnen, des kostbaren Metalls, die das französische Gebiet zwischen der Kriegserklärung und dem Zusammenbruch verlassen hatten.

In den tragischen Tagen des Mai und des Juni 1940 haben nicht nur die von Charles Moreton begleiteten 223 Tonnen Frankreich über Verdon in zwei aufeinander folgenden Reisen verlassen. 194 Tonnen Gold sind via Toulon und 1'406 via Brest ausser Landes gebracht worden, insgesamt also 1'823 Tonnen.

¹ Jean-Victor Blanc: *Odyssée d'un trésor destiné au pays des Sultans*, Draeger, 1950.

Casablanca, Dakar, Thies sind nicht die einzigen Verstecke. Der Hauptteil ist in den Kellerräumen der Banque Royale du Canada und der Federal Reserve Bank in den Vereinigten Staaten hinterlegt worden. Dazu kommt noch eine Ladung, die an einen sicheren Ort auf der Insel Martinique gebracht worden ist.

Diese ‚Schlacht des Goldes‘, um einen Ausdruck des Admirals Lepotier aufzugreifen, wird es 1945 erlauben, Belgien und Polen die Depots zurückzuerstatten, die uns diese beiden befreundeten Nationen anvertraut haben.

Ausserdem werden diese 2'000 Tonnen Gold, «die die Marine dem feindlichen Zugriff entrissen hat», dem befreiten Frankreich «ermöglichen, bis zu dem Inkrafttreten des Marshall-Planes zu leben»¹.

Wenn die Résistance – nach einer Definition von Paul Robert – ‚Der Widerstand der Franzosen gegen die deutsche Besatzung und die Vichy-Regierung² ist, so ist Charles Moreton unzweifelhaft einer der ersten französischen Widerstandskämpfer³.

Dies vor dem Waffenstillstand und vor dem Aufruf des 18. Juni . . .

¹ Lepotier: *La Bataille de Vor*, France-Empire, 1960, S. 318

² Paul Robert: *Dictionnaire alphabétique et analogique de la langue française*, genannt der ‚Petit Robert‘ Paris 1970, S. 1535

³ 6 Monate später schlug die Bank von Frankreich Charles Moreton für die Ehrenlegion vor, doch erst 1949 wurde ihm der Orden verliehen!

II.

Eine Geisel namens Jean Berthoin

«Nun ist das Mass aber voll! Damit will ich absolut nichts zu tun haben. Für mich hat die Stunde geschlagen: Ich steige aus und gehe!»

Die ersten Tage im Juli 1940- ein mehr schlecht als recht eingerichtetes Büro im Kasino von Vichy. Der Mann, der sich soeben so entschied, hat seinem Informanten nichts davon gesagt. Plötzliche, wortreiche Ausbrüche sind Jean Berthoins Sache nicht. Sein Amt, das er seit Anfang 1938 bekleidet, als Personalchef und Staatssekretär im Innenministerium, hat ihn zudem gelehrt, dass man in jeder Lage seine Worte wägen und seine Reaktion zügeln muss, wenn man daran festhalten will, auf sinnvolle Weise zu ‚dienen‘. Doch ‚dienen‘ bis zu welcher Grenze? Jean Berthoin ist der Ansicht, dass man sich bestimmte Grenzen, bis zu denen man gehen will, im Voraus, bei klarem Kopf, setzen muss, damit man sicher sein kann, dass man sich im ‚Eifer des Gefechts‘ nicht über das Erträgliche hinaus fortreißen lässt.

Nicht weniger als fünf Innenminister hat Berthoin als Staatssekretär seit 1939 durch die stürmischen Zeiten hindurch kommen und gehen sehen: Albert Sarraut (bis 1940), Henry Roy, Georges Mandel, Charles Pomaret (für eine knappe Woche) und Adrien Marquet, der nur zwei Monate auf diesem Posten blieb.

Marquet war Bürgermeister von Bordeaux und wurde am 23. Juni von Pétain berufen. Zusammen mit Pierre Laval kam er in die Regierung, mit deren Bildung Marschall Pétain schon vom 16. an begonnen hatte. Marquet trat sein Amt 22 Stunden nach dem Rücktritt von Paul Reynaud an, der bekanntlich denjenigen von Georges Mandel zur Folge hatte.’

Von diesem Zeitpunkt an weiss Jean Berthoin recht genau, dass

auf die eine oder andere Weise der Punkt nicht mehr weit war, über den er nicht hinausgehen würde.

Als dann die Regierung vom 14. bis 29. Juli nach Bordeaux ausweichen musste, gelang es dem Staatssekretär im Innenministerium, einen von ihm besonders geschätzten Mann, Raoul Didkowski, damals Präfekt in den östlichen Pyrenäen, auf den soeben freigewordenen Posten des Chefs für nationale Sicherheit berufen zu lassen. Mit ihm zusammen konnte er weiterhin mit allen Mitteln politischen Flüchtlingen, deren Auslieferung von den deutschen Behörden verlangt wurde, und solchen Personen, vor allem Juden, die sich aus gutem Grund bedroht fühlen mussten, zur Ausreise aus Frankreich verhelfen.

Denn in diesem heissen Sommer ist es soweit: Nazideutschland diktiert dem geknechteten Frankreich die Rassengesetze des ‚Herrenvolkes‘¹.

Noch bevor das für den 10. Juli als verfassunggebende Versammlung nach Vichy einberufene Parlament zusammen trat, gelang es dem Gespann Laval-Allibert, noch rasch einige Massnahmen der Freiheits- und Rechtsbeeinträchtigung zu veranlassen^{1 2}.

Unter anderem sollten die Franzosen jüdischen Glaubens ‚erfasse werden. Das erfuhr Jean Berthoin rechtzeitig über einen sehr zuverlässigen Informanten.

Seine Informationen wie auch seine Entscheidung vertraute Jean Berthoin Raoul Didkowski an, der diese Entscheidung sogleich akzeptiert. Er will sich um eine Präfektur in der Provinz bemühen.

Zwischen den beiden Freunden kommt es zum folgendem kurzen Dialog:

«Wäre Isère Ihnen recht?»

«Gewiss! Der Posten ist jedoch, soviel ich weiss, nicht frei.»

«Er wird es aber, glaube ich, bald sein. Der derzeitige Präfekt wird aus dringenden gesundheitlichen Gründen ausscheiden müssen. Was mich betrifft, so werde ich versuchen, an die Spitze

¹ Die Theorie von der Überlegenheit der germanischen Rasse, dem ‚Herrenvolk‘, hatte Alfred Rosenberg in seinem Buch *Der Mythos des 20. Jahrhunderts* entwickelt. Rosenberg, der mit Recht als der ‚Chefideologe‘ des Nationalsozialismus gilt, wurde nach der Kapitulation des Dritten Reiches zusammen mit 80 anderen Naziführern vor das internationale Nürnberger Militärgericht gestellt, am 1. Oktober 1946 zum Tode verurteilt und gehängt.

² Robert Aron, *Histoire de Vichy*, Fayard, S. 52

der Finanzen zu kommen. Welch ein Gespinn würden wir abgeben, wenn dieser Posten in Isère frei wäre! Doch bauen wir nicht auf das Unwahrscheinliche! Bis wir neue Weisung erhalten, heisst es für uns beide erst einmal den Mund halten. Signal zum gemeinsamen Handeln geben wir uns, sobald uns der rechte Moment dafür gekommen scheint.»

Nun überstürzen sich die Ereignisse, die Jean Berthoin in ihrer Verknüpfung und Häufung ungewöhnliche Zusammentreffen bereitwillig Revue passieren lässt:

Am Tage nach der Abstimmung in der Nationalversammlung vom 10. Juli 1940, durch die alle Vollmachten auf Marschall Pétain übertragen wurden, informiert mich Adrien Marquet mit unverhohlener Verlegenheit in einer gedrängten Zusammenfassung über den Inhalt der Texte, die demnächst veröffentlicht werden sollen.

Ich zeige mich auf das äusserste überrascht, doch erkenne all das wieder, was mir zuvor von meinem Besucher angekündigt worden war. Ich setze den Minister von meinem förmlichen Willensentschluss in Kenntnis, mich an einer solchen Politik nicht beteiligen zu können, und von meinem Wunsch, wenn möglich, zur Finanzverwaltung versetzt zu werden. Zu diesem Zweck bitte ich ihn, ein Gespräch mit dem Finanzminister Yves Bouthillier zu vermitteln und diesen über den Gegenstand einer solchen Unterredung zu informieren. Zu Yves Bouthillier unterhielt ich die besten Beziehungen, noch aus unserer gemeinsamen Zeit in der Rue de Rivoli.

Die Antwort ist prompt:

«Er soll kommen, ich habe gerade Zeit.»

Der Minister empfängt mich mit ungefähr diesen Worten:

«Mein lieber Freund, Sie haben Glück! Das Schatzamt von Hérault ist gerade unbesetzt. Wenn Sie es wollen, ernenne ich Sie!»

Ich nehme selbstverständlich bereitwillig an, kann mir aber die Bemerkung nicht verkneifen: «Noch grösser allerdings wäre mein Glück, wenn es sich um das Amt von Isère handeln würde. In diesem Département habe ich nämlich meine ganze Kindheit verlebt!»

Der Minister läutet, es erscheint einer seiner Mitarbeiter, den er bittet, ihm die Akten über den derzeitigen Leiter des Amts von Isère zu bringen: Er heisst M. Kritter und hat sich erst vor kurzem schriftlich um den Posten in Hérault beworben! Der Minister

bricht in schallendes Lachen aus: «Fürwahr, ein Glückskind sind Sie, mein Lieber! Und nun, Herr Generalschatzmeister von Isère, sind Sie nun zufrieden?»

Was die Versetzung von Raoul Didkowski angeht, so erwies sie sich als die einfachste Sache der Welt. Die Präfektur von Isère musste, wie vorauszusehen war, neu besetzt werden. Wenige Tage nach meiner Ernennung machte ich meinen Abschiedsbesuch beim Marschall, der nun Frankreichs Staatsoberhaupt geworden war. Ich sprach zu ihm von meinem Wunsch, mich nach drei Jahren besonders verantwortungsvoller und anstrengender Verwaltungstätigkeit aus dem aktiven Dienst zurückzuziehen, und schlug ihm als Kandidaten für die Präfektur von Isère Didkowski vor, welcher sein damaliges Amt auf mein ausdrückliches Drängen hin nur vorübergehend übernommen hatte. Er wurde sofort ernannt. Pétain, als ehemaliger französischer Botschafter in Madrid, erinnerte sich sehr gut an die hervorragenden Dienste, die Didkowski seinerzeit als Präfekt der östlichen Pyrenäen während und nach dem spanischen Bürgerkrieg geleistet hatte. Er wäre glücklich, so sagte er mir, wenn er ihm gegenüber seine besondere Wertschätzung zum Ausdruck bringen könnte. Und vielleicht gefiel es ihm auch nicht schlecht, auf diese Weise den Wunsch eines seiner alten Soldaten von Verdun zu erfüllen, dessen militärische Personalakte er einige Jahre zuvor, als er im Kabinett Doumergue noch Kriegsminister war, selbst hatte einsehen können. – erinnerte er sich, oder wurde er hieran erinnert?

Bald trafen sich die beiden hohen Beamten in Grenoble wieder: Didkowski in der eleganten, unter Napoleon III. erbauten Präfektur an der Place de Verdun, Jean Berthoin im dortigen Schatzamt, das sich damals noch in der Avenue Félix-Viallet, in der Nähe der Industrie- und Handelskammer, befand.

Für den neuen Generalschatzmeister war die Dauphiné eine vertraute Landschaft: Zwar war er 1895 in Enghien, in der Nähe von Paris, geboren, väterlicherseits aber stammte die gesamte Familie aus der Dauphiné. Sein Vater, ein Richter, war in Gières geboren, dessen Mutter stammte aus Vienne. Er selbst hatte seine Schulzeit in der Grundschule von Saint-Marcellin begonnen und anschliessend in Grenoble die Schule in der Rue Cornélie-Gémond, sodann das Champollion-Gymnasium und schliesslich die Universität besucht.

Er hatte 1913 mit dem Studium der Rechtswissenschaft begon-

nen und die Prüfungen des ersten Jahres im Juli 1914 bestanden. Zur gleichen Zeit hatte er sich bei der philosophischen Fakultät eingeschrieben und damit ein Studium begonnen, das man zu jener Zeit sozusagen im Laufschrift durchheilen konnte, sofern man zum intellektuellen Hürdensprint geschaffen war.

Bald darauf, er war 19 Jahre alt, wurde er eingezogen. Von dem dadurch eröffneten Abschnitt seines Lebens spricht er nicht gerne. Bescheiden begnügt er sich damit zu sagen, er habe ‚seine Pflicht getan wie viele andere‘.

Mit leichter Gemütsbewegung erzählt Jean Berthoin, dass sein Vater gleichfalls in Grenoble Jura studiert hatte und am gleichen Ort, während des Zweiten Weltkriegs sein Sohn Georges dem Studium der Rechte und der Philosophie nachgegangen sei.

Je nachdem, wie es die Zufälligkeiten des Fronturlaubs erlaubten, absolvierte Jean Berthoin die Prüfungen für sein juristisches Staatsexamen und begann nach seiner Entlassung aus der Armee im Oktober 1919 am 1. November bei der Präfekturverwaltung, und zwar aus einem reinen Zufall heraus: In Paris, auf dem Boulevard Montmartre hatte er Lucient Saint, einen Freund seines Vaters getroffen. Der war Präfekt von Aisne und machte ihn zum ‚attaché de cabine‘. Und als dann Saint zum ‚Generalresidenten‘ Frankreichs in Nordafrika ernannt wurde, folgte ihm Berthoin als Amtschef nach Tunis.

Später war Jean Berthoin Unterpräfekt von Nérac, von Marmande und schliesslich von Narbonne, wo er im Jahre 1928 Léon Blum begegnete, der sich in dieser Stadt nach seiner Wahlniederlage in Paris um einen Abgeordnetensitz bewarb, nachdem deren sozialistischer Deputierter Pélissier verstorben war.

Jean Berthoin war von den Geistesgaben, der Sensibilität und der überragenden Bildung Léon Blums, dieses ausserordentlichen Mannes, tief beeindruckt. Desgleichen imponierte dem jungen Unterpräfekten vom Tage seiner Ankunft in Aude an der unvergleichliche Einfluss der Brüder Sarraut.

Beide waren, so berichtet uns Jean Berthoin, Senatoren. Maurice, der ältere und Mentor, Herausgeber der Zeitung *La Dépêche de Toulouse*, ein weltlicher Heiliger im wahrsten Sinne des Wortes, galt in den verschiedensten Gesellschaftsschichten als überragende moralische Autorität. Hätte er es nur erstrebt, so hätte er es in der Republik zu den höchsten richterlichen Würden bringen können. Der andere, Albert, von einem enzyklopädischen geisti-

gen Eklektizismus, war ein unübertroffener Redner von selbstlosem Feuer, ein Florettfechter des Wortes, ein eleganter Duellant, der nicht zu parierende Stösse auszuteilen wusste. Schon mindestens ein dutzendmal war er Minister gewesen und erfreute sich, wie ich selbst bald feststellen konnte, in unseren überseeischen Gebieten unübertroffener Autorität und Beliebtheit.

Schon 1932 macht Albert Sarraut den jungen Unterpräfekten von Narbonne zu seinem Amtschef im Marineministerium, dann im Kolonialministerium und schliesslich im Innenministerium. 1934 wird Jean Berthoin Direktor der Kriminalpolizei, 1935 Generalinspekteur in Algerien und 1936 Präfekt des Départements Marne. 1938 ernennt ihn Léon Blum zum Präfekten des Départements Seine-Inférieure. Von diesem Posten wird er aber nach einer Regierungskrise alsbald wieder abberufen, um das Staatssekretariat im Innenministerium zu übernehmen – eine Berufung, die er seinem ehemaligen Geschichtsprofessor am Gymnasium von Grenoble Edouard Daladier, dem derzeitigen Ministerpräsidenten, und Albert Sarraut zu verdanken hat. Kurz gesagt: Im Jahre 1940 war der jugendliche, gerade vierzig Jahre alte Jean Berthoin mit der Verwaltung, deren Räderwerk und deren Menschen, bestens vertraut. So war er mehr als andere für deren Unterwanderung in den Jahren der Besetzung geeignet.

Ach, wissen Sie, erklärt er mit vollendeter Bescheidenheit, man musste sie ja eigentlich gar nicht unterwandern! Selbstverständlich war sie es längst durch all jene, die sich damals von Anfang an gedrängt fühlten, sich dem Nazideutschland zu widersetzen und dem, was sich dann leider sehr schnell als sogenannte Kollaborationspolitik entwickelte.

Gleich nach seiner Ankunft in Grenoble liess der Präfekt Didkowski seinen Freund Louis Amade nachkommen, der einen Posten in Vigan bekleidete. Er kannte dessen Gesinnung und machte ihn zu seinem Amtschef. Ein vollkommenes Vertrauensverhältnis verband diese drei Männer, die bald noch besonders wirksame Unterstützung durch Maurice Chioso erfahren, einen der Abteilungsleiter der Präfektur, der u. a. die Kartei für die Personalausweise unter sich hat.

Wie man sich denken kann, berichtet Jean Berthoin, führte mich meine Verwaltungstätigkeit des öfteren in das Amtszimmer des Präfekten. Gleichwohl hatten wir für dringende Fälle noch einen Code vereinbart: Louis Amade rief mich an und richtete mir aus,

der Präfekt wünsche mich in einer Sache der Armenverwaltung zu sprechen. Das bedeutete: «Kommen Sie sofort.» Es versteht sich, dass wir aus Sicherheitsgründen noch weitere Formeln parat hatten.

So wurde ich eines Tages wieder einmal zum Präfekten gerufen. Und der teilte mir, kaum dass ich sein Dienstzimmer betreten hatte, folgendes mit: «Soeben habe ich Anweisungen aus Vichy erhalten. Die Polizei soll einen Handstreich gegen die Widerstandsgruppe in Chartreuse führen.»

«Können Sie diese Operation nicht verzögern?»

«Ja, genau das werde ich tun.»

«Dann verzögern Sie die Aktion um 24 Stunden!»

Unter dem Vorwand, seinen Plan prüfen zu wollen, lässt Didkowski den für die Aktion verantwortlichen Beauftragten aus Vichy zu sich kommen.

«Ihr Operationsplan hat weder Hand noch Fuss», sagte er zu ihm, «legen Sie mir morgen einen neuen, besser durchdachten Plan vor.»

Indessen, so erzählt Jean Berthoin, alarmierte ich eiligst meine Freunde, die ihrerseits dafür sorgten, dass die Widerstandsgruppe sich schnell aus dem Staube machen konnte. Als die Polizeikräfte dann eintrafen, war niemand mehr da. Dies ein Beispiel für viele andere.

Anfang November 1942, am Tag nach der Landung der Alliierten in Nordafrika, drangen die deutschen Truppen in die freie Zone ein. Die Alpenregion wurde von einer italienischen Division besetzt.

Diese letztgenannte war keine besonders schreckliche Besatzung, bemerkt Jean Berthoin: Die Italiener waren ohne jegliche Begeisterung in diesen Krieg gezogen. Viele von ihnen hatten Landsleute oder gar Verwandte in Grenoble, was ihr massvolles Verhalten dort erklärt. Dennoch liess mich der Präfekt eines morgens wegen einer Angelegenheit der Armenverwaltung' zu sich rufen.

«Mein lieber Freund», sagte er, «in Pont-de-Claix hat das Bataillon Balzano soeben im Anschluss an einen Sprengstoffanschlag mit Hilfe einer Strassensperre einen kleinen Lkw festgehalten. Im Fahrzeuginneren hat man bewaffnete Widerstandskämpfer gefunden, und unter ihnen, raten Sie wen? Ihren Steuereinnahmer von Villard-de-Lans, Marius Charlier.»

«Wir müssen ihn unbedingt freibekommen.»

«Selbstverständlich habe ich schon mit dem italienischen Generalstab telefoniert, um zu erklären, dass es sich hier sicherlich um einen Irrtum handle, jedoch ohne Erfolg!»

«Ich muss es trotzdem versuchen. Würden Sie bitte beim italienischen Generalstab meinen Besuch anmelden?»

Die Antwort von dort lässt auf sich warten, ist aber positiv. Ich soll von Hauptmann Mascaroni, dem Verbindungsoffizier zur Präfektur, empfangen werden. Louis Amade, der bei unserer Unterredung selbstverständlich zugegen war, beschrieb mir diesen Offizier als einen sehr impulsiven, doch sicherlich frankophilen Mann, der unsere Sprache sehr gut spreche. Ich begab mich sehr schnell zum vereinbarten Treffen.

Der Hauptmann riss die Tür auf und fragte Jean Berthoin, ohne ein Wort der Begrüssung:

«Was wollen Sie?»

«Oh, Herr Hauptmann», antwortete dieser mit freundlichster Stimme, «ich möchte nur, dass Sie mich anhören und mir nachher meinen Steuereinnehmer zurückgeben. Das ist nämlich ein überaus friedfertiger Beamter, der nichts anderes als seine Arbeit im Sinn hat. Zweifellos hatte er es eilig, nach Villard-de-Lans zurückzukommen, und so nahm er den kleinen Lastwagen, der gerade vorbeikam, um möglichst schnell wieder in seinem Dienst zu sein.»

«Genau das behauptet er auch, doch das ist mir wirklich eine zu simple Erklärung!»

«Gleichwohl», fuhr Jean Berthoin fort, «muss ich Sie als Verantwortlicher für die Finanzen des Staates und des Départements auf folgendes hin weisen: Mein Steuereinnehmer ist der einzige, der über die Lage der Steuerpflichtigen auf dem laufenden ist. Wenn ich nun, infolge seiner Abwesenheit, gezwungen bin, das Amt von Villard gerade in dem Augenblick zu schliessen, in dem die Steuern fällig sind, so wird das für die öffentlichen Finanzen eine wahre Katastrophe sein.»

Mitten in diesem Plädoyer bemerkte Jean Berthoin auf einer wirklich imponierenden Ordensschnalle, welche die Brust seines Gesprächspartners zierte, das französische Kriegskreuz von 1914-18! Eine lebhaft Gemütsbewegung vortäuschend, ergriff er den Hauptmann bei beiden Händen:

«Oh! Sie tragen das französische Kriegskreuz? Ich auch», sagte er und berührte das Revers seiner Jacke. «Dann sind wir ja Waffenbrüder. Sehen Sie, mein lieber Kamerad, so etwas lässt sich nicht einfach auslöschen!»

Ich ziehe sämtliche Gefühlsregister, erzählt Jean Berthoin, und es hätte nicht viel gefehlt, so wären wir uns gegenseitig in die Arme gefallen! Sichtlich verwirrt, ja, seiner Fassung beraubt, springt der Hauptmann auf.

«Warten Sie hier einen Moment, ich komme sofort wieder.»

Ich muss lange warten. Doch das weckt die Vermutung, dass der Fall an höchster Stelle besprochen wird. Endlich kommt der Hauptmann zurück:

«Wir geben Ihnen Ihren Steuereinnahmer zurück», erklärt er, «weil wir den Fortgang der Verwaltungsarbeit nicht behindern wollen, doch unter einer Bedingung: Sie werden ihm eine Standpauke halten!»

«Eine Standpauke halten? Lassen Sie ihn nur kommen, so werden Sie sehen, was über ihn hereinbrechen wird!»

Das schien mir, merkt Jean Berthoin an, die beste Art zu sein, das Risiko weiterer Erklärungen zu vermeiden, und mein guter Charlier musste, nachdem ich ihn zunächst einmal mit der italienischen Grossherzigkeit vertraut gemacht hatte, in immer neuen Variationen eine Kanonade von Beschimpfungen über sich ergehen lassen, die schliesslich von dem Hauptmann selbst mit den Worten unterbrochen wurde: «Es reicht. Nehmen Sie ihn mit!»

Na endlich, ich war wirklich am Ende mit meinem Wortschatz und . . . mit meinem Atem!

Sie werden mir ohne weiteres glauben, wenn ich Ihnen sage, dass Marius Charlier mir diese Schimpftirade nicht weiter übel nahm, die für ihn zweifellos ebenso ungewöhnlich gewesen ist wie für mich!

Dieses Abenteuer, durch das uns die italienische Empfindsamkeit vor Augen geführt wurde, blieb nicht ohne Folgen.

Einige Zeit darauf, kurz vor Dienstschluss, wurde Jean Berthoin eilig zur Präfektur gerufen.

«Man hat mich soeben wissen lassen», eröffnete ihm der Präfekt, «dass gegen zwei Uhr morgens ca. 100 Juden aus Vaucluse hierher gefahren werden. In der Bizanet-Kaserne sollen sie rasch erfasst, dann unverzüglich nach Lyon weitertransportiert und

dann dort den deutschen Behörden ausgeliefert werden. Ich lehne es ab, bei einem solch schändlichen Unternehmen mitzumachen. Doch weiss ich nicht, was wir dagegen tun können.»

Jean Berthoin überlegte einen Augenblick, dann sagte er: «Meines Erachtens gibt es nur einen Weg: Wir müssen die Italiener benachrichtigen. Erinnern wir uns doch an die Geschichte mit meinem Steuereinnehmer. Die Italiener sind nicht schlecht, sondern nur sehr penibel, wenn es um ihre Befugnisse, und sehr empfindlich, wenn es um Fragen des Prestiges und der Ehre geht. Das haben wir ja selbst feststellen können. Ich schlage daher vor, dass man sie auf die Sache aufmerksam macht, und zwar mit einem anonymen Brief. Den werde ich selbst ihnen zukommen lassen.»

«Einen anonymen Brief?»

«Eine völlig ungefährliche List. Einen anderen Weg sehe ich nicht. Versuchen wir es doch, dann werden wir ja sehen. Haben Sie ein Stück Papier zur Hand?»

Und in einem einzigen Zug diktierte Jean Berthoin dem Präfekten folgendes Schreiben:

*Herr General,
Didkowski, der Präfekt von Isère, bezeugt Ihnen seine allgrösste Hochachtung. Sie vertrauen ihm. In Wahrheit betrügt er Sie. Im Gebiet seines Départements, das unter Ihrer Oberhoheit steht, nimmt er sich hinter Ihrem Rücken unbeschreibliche Dinge heraus. So haben wir aus sicherer Quelle erfahren, dass er sich anschickt, noch in dieser Nacht Juden an die deutsche Polizei auszuliefern. Sie sollen in Lastwagen aus dem Süden kommen, durch die Bizanet-Kaserne in Grenoble geschleust und dann in Richtung Lyon gebracht werden. Sie als Christen und Italiener werden ein solches Handeln nicht zulassen wollen, das einen Schlag gegen die Ehre Ihres Vaterlandes dar stellen würde.*

Unterschrift: Ein Freund Italiens.

Louis Amade selbst setzte sich in einem der Dienstzimmer, die zu dieser Stunde alle schon geschlossen waren, an eine Maschine und tippte den Brief.

Kaum war er damit fertig, nahm Jean Berthoin den Brief und eilte zu Dr. Durand, einem Jugendfreund, der an der Place Victor-Hugo wohnte.

«Hast Du eine Gelegenheit, einen sehr eiligen Brief zum italienischen Generalstab in das Hotel Gambetta bringen zu lassen?»

«Nein, aber warum fragen wir nicht Léonce Bernheim?»

«Du hast recht. Hoffentlich ist er zu Hause!»

Léonce Bernheim, früher sozialistischer Rat des Départements Marne, war nach Grenoble geflüchtet. Obwohl er sich eigentlich vorsichtig im Hintergrund hätte halten müssen, war er mit einem Mut in der Résistance engagiert, der ihn zur Übernahme höchster Risiken verleitete.

«Es ist an uns, ein Beispiel zu geben», pflegte er zu Jean Berthoin zu sagen, der diesen schweigsamen Mann mit dem Märtyrergesicht bewunderte¹.

Léonce Bernheim war zu Hause. Er kannte, so sagte er, den Pagen des Hotels ‚Savoie‘, der den Brief sicher befördern würde. Die drei Freunde folgten ihm aus der Ferne, um sicher zu sein, dass alles gutging. Als Jean Berthoin wieder zu Hause war, fragte er sich, ob er nicht soeben nutzlos eine Flaschenpost ins Meer geworfen habe. Als bald klingelte das Telefon. Eine Stimme liess sich vernehmen:

«Es geht nochmals um die Armen Verwaltung, kommen Sie bitte in die Präfektur.»

Er eilte dorthin und fand zwei strahlende Männer vor: den Präfekten und Louis Amade; die erzählten ihm:

«Weniger als eine Stunde, nachdem Sie weggegangen waren, rief Hauptmann Mascaroni an und sagte sehr kurz angebunden ‚ich muss dringend den Amtschef sprechen‘.»

Der antwortete ihm:

«Ich erwarte Sie.»

Die Rechnung schien aufgegangen und so erteilte der Präfekt Louis Amade seine Instruktionen: Der sollte Hauptmann Mascaroni alle erforderlichen Einzelheiten über das Unternehmen mitteilen und ihm ganz entschieden zu verstehen geben, dass der Kommandeur der französischen Sondereinheit dann, wenn die italienischen Truppen zur vorgesehenen Stunde in der Bizanet-

¹ Nach dem italienischen Waffenstillstand und der Besetzung der südlichen Zone durch die deutschen Truppen brachte Léonce Bernheim ganz bewusst sein Leben zum Opfer, im vollen Bewusstsein der erhöhten Risiken, die er unablässig auf sich nahm, wobei er alle Ratschläge zur grösseren Vorsicht zurück wies. Schliesslich wurde er durch die Gestapo festgenommen, ebenso wie seine Frau. Beide wurden deportiert und sind niemals zurückgekommen.

Kaserne sich bereithielten, vom Präfekten selbst die Order erhalten würde, sich mit allen seinen Leuten zurückzuziehen und das Feld ganz den Italienern zu überlassen. Von diesem Augenblick an liege es dann bei ihnen, und nur bei ihnen, die erforderlichen weiteren Massnahmen zu ergreifen.

«Und nun», schloss der Präfekt seine Rede, «können wir nur auf die Nacht warten.»

Voller Hoffnung gingen die drei Männer auseinander.

Um zwei Uhr morgens, als die Lastwagen aus dem Süden eintrafen, umstanden und bewachten italienische Soldaten und Polizeibeamte das Tor der Bizanet-Kaserne. Sie nahmen die Sache mit einem bewunderungswürdigen Eifer in die Hand. Noch in derselben Nacht, in denselben Lastwagen, diesmal von Italienern gesteuert, wurden die Juden gen Süden zurückgeschickt. Im Morgen grauen liess man sie dann unterwegs heimlich aussteigen. Sie waren frei!

Jean Berthoin schliesst diese unglaubliche Geschichte mit folgender Anmerkung:

«Vor etwa zehn Jahren war ich als Präsident der französischen Delegation des europäischen Parlaments in Strassburg zu Gast bei hohen italienischen Persönlichkeiten. Hierbei hatte ich Gelegenheit, dieses seltsame Abenteuer zu erzählen, und erzielte damit einen grossen Erfolg!» Noch heute fragt sich Jean Berthoin: «Haben sich die italienischen Behörden damals von uns wirklich so zum Narren halten lassen? Gleichviel – was zählt, ist, dass diese Episode ihnen in jedem Fall zur höchsten Ehre gereicht.»

Im August 1943 wurde Raoul Didkowski als Präfekt durch einen Mann der Vichy-Regierung ersetzt. Auch Louis Amade ging fort.

Einige Monate vor seinem Abschied jedoch gelang es Didkowski noch, André Rogues, einen kompromisslosen Gegner der Kollaborationspolitik, zum Generalsekretär der Präfektur ernennen zu lassen.

Auch ich kannte ihn schon seit langem, sagte Jean Berthoin. So blieb mir in ihm nach dem Weggang meiner beiden Freunde wenigstens ein zuverlässiger und sehr getreuer Mann an einem sehr wichtigen Platz. Mit seiner Hilfe war es mir möglich, bis zur Befreiung weiterhin sehr nützliche Informationen zu sammeln.

Nie werde ich die entscheidende Hilfe vergessen, die er mir zur Zeit des ‚Arbeitsdienstes‘ (S.T.O.) zuteil werden liess – ein Unternehmen, das im Département Isère ein völliger Reinfall wurde.

Vor allem erinnere ich mich an einen Tag, an dem ich mich in der Präfektur, in seinem Dienstzimmer, mit den gleichfalls anwesenden deutschen Behörden und deren Forderungen herumstreiten musste, denen ich nicht nachgab, und zwar ganz einfach deshalb, weil ich hierzu nicht befugt war.

Nachdem Marschall Badoglio am 8. September 1943 den italienischen Waffenstillstand unterzeichnet hatte, besetzte die deutsche Armee Grenoble. Es folgte die Gestapo mit ihren Gefängniswagen. Und so gleich wurde alles anders.

Ende November startete die Geheimpolizei der Nazis, von Verätern unterrichtet und von einem alten Taugenichts aus Marseille namens Carbone angeführt, eine grosse Verhaftungswelle: Die wichtigsten Führer der Résistance von Grenoble wurden in ihren Wohnungen im Verlauf des 25. Novembers verhaftet. Der Tag wird seither der ‚Bartholomäustag von Grenoble‘ genannt. Einige wurden an Ort und Stelle ermordet, die anderen in Kraftfahrzeugen abtransportiert und an einer Strassenkreuzung mitten in der Stadt, an einem Strassenrand oder einem Waldsaum exekutiert.

Ihr Anführer, Dr. Gaston Valois, der regionale Verantwortliche der vereinigten Bewegung der Résistance (M.U.R.) wurde am 27. November in seiner Wohnung festgenommen. Einer seiner Mitarbeiter war schwach geworden und hatte ihn denunziert. Der Arzt wurde im Hauptquartier der Gestapo, zusammen mit einem Zahnarzt, einem Tierarzt, der Leiterin eines Postamts und Gustave Estade, der sich freiwillig als Widerstandskämpfer zu erkennen gab, inhaftiert. Am nächsten Tag, dem 28. November, wurde Valois von halb acht Uhr abends bis fünf Uhr morgens verhört und grausam gefoltert. Als seine Peiniger ihn in seine Zelle zurückbrachten, waren Gesicht, Beine und Rücken eine einzige Wunde.

Erschöpft flüsterte er Gustave Estade zu: «Ich kann kein weiteres Verhör mehr durchstehen, ich bin am Ende meiner Kräfte.»

«Nun ist es vorbei», entgegnete Estade, «sie werden Sie in Ruhe lassen.»

«Nein, sicher nicht, denn ich habe nicht gesprochen. Heute Abend werden sie mich von neuem verhören, haben sie gesagt. Und dabei wissen sie schon eine ganze Menge. Sie besitzen eine Liste unserer Sektionsleiter. Ich weiss nicht, wie sie an diese Dokumente herangekommen sind, es sei denn, sie haben einen der unseren verhaftet, und der hat geplaudert . . .»

Dr. Valois ahnte nicht, wie recht er hatte. In der Revolvertasche eines Mitstreiters, den die Totschläger der französischen Volkspartei festgenommen hatten, war von deren Chef, Francis André, ‚Schiefmaul‘ genannt, ein Notizbuch mit den Namen und Decknamen zahlreicher Widerstandskämpfer aus der Gegend von Grenoble gefunden worden. Unter dem Druck der Folter war dieser Widerstandskämpfer zusammengebrochen und hatte alles gestanden¹.

«In der Tat», murmelte Dr. Valois, der trotz seiner schrecklichen Schmerzen völlig bei Sinnen war, «haben die Deutschen und ihre Komplizen fast alles in Händen. Doch sie wollen noch weitere Informationen. Deswegen werden sie mich aufs neue foltern.» Estade versuchte Dr. Valois Mut zuzusprechen. Doch in der Morgendämmerung des 29. November war dieser mit seinen Kräften am Ende. Er nahm eine Rasierklinge, die ihm eine Freundin ins Mantelfutter eingenäht hatte, und schnitt sich die Arterie am Arm auf. Das Blut spritzte auf den Boden der winzigen Zelle.

Es war nun Viertel nach sechs Uhr. Die Postbeamtin erwachte und begann beim Anblick der Szene zu schreien. Der Tierarzt hämmerte mit den Fäusten gegen die Tür, um Hilfe herbeizurufen. Ein Wachposten kam, zögerte, kehrte zurück, knipste das elektrische Licht in der Zelle an, verschwand, um seinen Rapport zu schreiben, und sicher auch, um Hilfe zu holen.

Möglich, dass sich die Gestapo-Chefs kaltblütig entschlossen hatten, sich nicht zu beeilen, es verging jedenfalls eine Stunde . . . Erst gegen Viertel nach sieben Uhr wurde die Zellentür geöffnet. Zu spät. Dr. Valois war tot².

Im Laufe des Vormittags liess der Gestapo-Chef den Kommissar Toussaint zu sich rufen und teilte ihm mit, man werde ihm in einem plombierten Sack den Leichnam eines Arztes namens Valois aushändigen.

Der Körper sollte im Beisein deutscher Polizeibeamter eingeschert werden. Die Plomben dürften nicht angetastet werden: Die NS-Schergen wollten die Spuren der fürchterlichen Misshandlungen auslöschen, die sie dem heldenhaften Arzt zugefügt hat-

¹ Auszug aus dem Verhör des Francis André, der nach der Befreiung durch den Gerichtshof von Lyon zum Tode verurteilt wurde. Zeugenaussagen von Henri Maubert und Dr. Jean Valois, Sohn des Chefs der Résistance in Grenoble.

² Zeugenaussage von Gustave Estade, festgehalten durch Claude Muller, *Grenoble des rues et des hommes*, Verlag Dardelet, Grenoble, 1975.

ten. Die französische Polizei verweigerte die Annahme des makabren Pakets ohne eine vorherige Identifizierung der Leiche in Anwesenheit der Familie. Die Gestapo bestand nicht weiter auf ihrem Verlangen . . .

An diesem 29. November, den man alsbald den ‚Bluttag‘ nannte, nahm die Gestapo weitere Exekutionen ohne Verfahren vor. Mehrere Wochen hindurch lösten Verhöre und Hausdurchsuchungen einander ab. Dann beruhigte sich alles wieder. Tatsache war allerdings, dass die Résistance in der Dauphine ihre führenden Männer verloren hatte. Jean Berthoin sagte sich, dass er dem Schlimmsten zwar soeben noch entronnen war, dies alles aber womöglich nur ein Aufschub sei. Denn am 29. November hatte er die Kugeln pfeifen hören

. . .

Eines Abends, etwa gegen achtzehn Uhr, prüfte er gerade mit seinen wichtigsten Mitarbeitern, in Gegenwart von Jean Benoit, einem Architekten, und Jean Klucynski, von der Firma Haour, Pläne für den Bau eines neuen Amtsgebäudes, für den er sich trotz aller administrativen und finanziellen Schwierigkeiten entschieden hatte. Da erschien plötzlich sein Bevollmächtigter M. Pichery mit der Mitteilung, dass ‚zwei Herren ihn zu sprechen wünschten‘. Er verliess sein Dienstzimmer und traf zwei Polizeischergen auf dem Treppenabsatz.

«Deutsche Polizei», sagten sie nur. Tiefste Überraschung vor-täuschend, fragte er sie, ohne dabei die ihm eigene Höflichkeit zu verlieren:

«Womit kann ich Ihnen dienen, meine Herren?»

«Wir möchten Sie alleine sprechen.»

«Leider bin ich im Augenblick sehr beschäftigt . . . Ich habe gerade eine besonders wichtige Besprechung . . . Es fällt mir sehr schwer, sie zu unterbrechen. Kann ich Sie nicht an meinen Bevollmächtigten verweisen?»

«Nein, Sie persönlich möchten wir sprechen.»

«Dann muss ich die Teilnehmer an meiner Besprechung bitten, den Raum zu verlassen und das Ende unserer Unterredung im Flur zu erwarten.»

Die Polizeibeamten schienen sehr verlegen zu sein, wechselten sehr hastig murmelnd einige Worte auf Deutsch miteinander, bis schliesslich derjenige, der als ihr Anführer erschien, fragte:

«Wie lange werden Sie denn noch brauchen?»

«Wenn wir uns beeilen, nicht mehr als zwanzig Minuten.»

Die beiden setzten ihre Beratung fort.

«Nun gut, dann werden wir in zwanzig Minuten wiederkommen. Sie werden aber inzwischen doch nicht Weggehen?» fragten sie argwöhnisch.

«Sie haben selbstverständlich mein Wort, ich werde auf Sie warten, meine Herren!»

Die beiden waren einverstanden. Bevor sie zur Türe hinaus waren, gönnte ihnen Jean Berthoin ironisch noch eine letzte Floskel der Höflichkeit:

«Sie sind von unendlicher Liebenswürdigkeit, meine Herren. Bis gleich!»

In sein Dienstzimmer zurückgekehrt, fand er seine Mitarbeiter bleich und ängstlich vor.

«Sie müssen diese unverhoffte Atempause dazu benutzen, so schnell wie möglich zu verschwinden», rieten sie ihm.

«Verschwinden? Wo denken Sie hin! Man kennt mich viel zu gut. Es wäre ein Leichtes, mich wiederzufinden. Und was viel schwerer wiegt: Wenn ich mich aus dem Staube mache, wird man meine Frau und meine Kinder verhaften. Ich habe nicht das Recht, sie in Gefahr zu bringen. Nein, meine Entscheidung steht fest: Ich bleibe.»

«Sie werden aber wiederkommen.»

«Und wenn schon», sagte er ruhig, «ich warte auf sie. Und was Sie betrifft, meine Herren, so bitte ich Sie, die zwanzig Minuten hindurch bei mir zu bleiben, die ich für unsere Besprechung als Frist angegeben habe.»

Die zwanzig Minuten vergingen, und dann, sehr schleppend, eine ganze halbe Stunde - die Polizisten kamen nicht zurück. Plötzlich kam Jean Berthoin eine Idee: Warum sollte er nach diesem Anfangerfolg nicht weiter die Rolle des Naiven spielen? In einem Anfall von Tollkühnheit rief er die Gestapo an.

«Hier spricht der Generalschatzmeister. Soeben hatte ich die Ehre des Besuchs zweier Ihrer Mitarbeiter. Sie sagten mir, sie würden wiederkommen, und ich versprach ihnen, auf sie zu warten. Bis jetzt habe ich nichts wieder von ihnen gesehen. Was soll ich tun?»

«Einen Moment bitte», hörbare Verlegenheit bei dem Deutschen am anderen Ende, «ich werde mich mal erkundigen . . .»

Man hört leise sprechen und dann, nach kurzer Zeit: «Herr Generalschatzmeister, die beiden Beamten werden heute nicht wie-

derkommen. In einigen Tagen werden sie aber erneut bei Ihnen vorsprechen.»

Als Jean Berthoin Jahre danach auf diese fast unglaubliche Telefongeschichte zu sprechen kommt, schliesst er mit den Worten:

«Dadurch, dass ich an jenem Abend von mir aus die Gestapo anrief, habe ich möglicherweise ihre massgeblichen Leute am Ort davon überzeugt, dass ich mir ihnen gegenüber nichts vorzuwerfen hätte. Dieser Pokertrick hat mir womöglich das Leben gerettet!»

«Wir werden wiederkommen!» hatten die Polizisten gesagt. Die Gestapo vergass niemals irgendetwas, und so erschien sie am 14. Juli 1944 wieder im Schatzamt.

Diesmal nützte die Höflichkeit alter Schule dem Finanzbeamten nichts. Die Deutschen betraten sein Dienstzimmer ausgerechnet in dem Augenblick, als er gerade einen Geheimbotsen der Résistance bei sich empfing, um ihm Informationen über die Stärke der deutschen Truppenverbände in dieser Gegend zu liefern. Diese Informationen waren leicht zu bekommen. Man brauchte nur die Kalkulation der Rationen zu kennen, welche die Kommandantur bei der Präfektur bestellte. Der Besucher hatte gerade noch Zeit, sein kleines Notizbuch wegzustecken und sich zu entfernen, ganz wie ein friedfertiger Gesprächspartner, der durch einen unvorhergesehenen Zwischenfall gestört wurde. Kaum hatte sich die Tür geschlossen, legten die Gestapoleute los:

«Sie haben uns ganz schön hineingelegt, das letzte Mal!»

«Meine Herren, ich weiss nicht, wovon Sie sprechen», antwortete Jean Berthoin, seiner für diesen Tag gewählten Rolle treu bleibend.

«Na, na, spielen Sie doch nicht den Dummen!»

«Ich bitte Sie, meine Herren», antwortete Jean Berthoin, der die Polizeibeamten wiedererkannte. «Sie wissen doch ganz genau, dass ich auf Sie gewartet, dann bei Ihrer Dienststelle angerufen habe, und dass Sie dann nicht wiedergekommen sind!»

Als zu den beiden Deutschen ein Franzose hinzukam, verlor Jean Berthoin beim Anblick dieses Verräters seine Beherrschung: «Was machen Sie hier, Sie, ein Franzose? Diese beiden Herren sind Deutsche. Sie haben ihre Befehle. Die führen sie aus. Sie dienen ihrem Vaterland. Sie aber, Sie verraten das Ihre auf die schändlichste Weise! Sie sind ein Schuft, ein Miststück, ein Dreckskerl . . .!»

Die beiden Nazis grinnten schadenfroh. Im Grunde sahen sie es gar nicht ungern, wenn einer von diesen freiwilligen Handlangern für die niederen Dienste, für welche sie nur Verachtung empfanden, in solcher Weise beschimpft wurde.

«Schon gut, folgen Sie uns!» unterbrachen sie diesen Ausbruch. Die Zeit der Ausflüchte und der Konversation war vorbei. Bewaffnete Soldaten umzingelten das Schatzamt. Vor dem Eingang wurde ein Maschinengewehr in Stellung gebracht, als gelte es, eine heimliche Festung zu stürmen. Der Generalschatzmeister musste in einen Citroen mit Vorderradantrieb steigen, und man brachte ihn zur Gestapo, im Boulevard Gambetta 75.

Er wurde nicht einmal verhört, sondern ohne weiteres auf die andere Strassenseite, in die alten Stallungen der Kaserne von Bonne gebracht und dort in eine grosse Stube mit der Nummer 32 gesperrt, die nun als Gefängniszelle diente. Am Ende des Tages waren es schon zweiundzwanzig Leute aus Grenoble, die sich dort drängten. Sieht man einmal von den Beamten ab, so bestanden keine besonderen Verbindungen zwischen ihnen. Einige zählten zu den Honoratioren der Stadt, andere nicht. Zusammen mit dem Generalschatzmeister von Isère fanden sich dort der Abteilungsleiter für direkte Steuern, der Cheffingenieur für Brücken- und Strassenbau, der Oberforstmeister, der Leiter des Tabaklagerhauses, zwei Rechtsanwälte, ein Justitiar, ein Vizedirektor eines Krankenhauses, zwei Bankiers, ein Fabrikdirektor, ein Apotheker, ein Steuereinnahmer, ein Professor der juristischen Fakultät, ein Makler, ein Kaufmann, ein Tischler, ein etwas bohèmeartiger Maler und ein Barkeeper, der sich sehr bald als ein famoser Kamerad erweisen sollte.

Diesen zweiundzwanzig Franzosen hatte die Gestapo offenbar nichts Bestimmtes oder Spezielles vorzuwerfen. Man hatte sie als Geiseln festgenommen. Warum gerade sie, warum nicht andere?

Die Frage stellten sich womöglich alle, doch keiner fragte den anderen. Wie sollte man auch wissen, welche Rolle bei ihrer Verhaftung der Zufall, gezielte Wahl oder gar Verrat gespielt hatten? Nun waren sie jedenfalls hier, streng bewacht, und bekamen das gleiche Essen wie die deutschen Soldaten: Suppe, Schwarzbrot, ein Stück Schweinefleisch, Margarine. Nach etwa einer Woche durften sie sich Pakete von draussen kommen lassen. Jeden Tag gab es unter guter Bewachung einen kurzen Spaziergang im Hof.

In gewisser Weise glich die Ansammlung der zweiundzwanzig

einem menschlichen Fischweier, aus dem die Deutschen jederzeit schöpfen konnten, wenn sie standrechtliche Erschiessungen wieder einmal für notwendig halten sollten. Die Warnung war auch schon ausgesprochen, dass man Erschiessungen vornehmen würde, ‚um ein Exempel zu statuieren‘ falls es einen Anschlag auf einen Wehrmachtsangehörigen geben sollte.

Die zweiundzwanzig hatten sehr schnell begriffen, dass es nur ein einziges Mittel gab, der entnervenden Langeweile und den finsternen Gedanken zu entrinnen: Beschäftigung. So nahmen sie Papierstücke und bemalten sie als Spielkarten. Als sie zweiunddreissig zusammen hatten, organisierten sie Manila-Turniere, und als es zweiundfünfzig waren, Bridgemeisterschaften. Weil sie aus sehr verschiedenen Berufen kamen, beschlossen sie sehr bald, das zu veranstalten, was Gaston Berger, Generaldirektor für das höhere Bildungswesen, eines Tages ‚die Entfächerung des Geistes‘ nennen sollte: In Gesprächen mit anschliessenden Debatten berichtete ein jeder aus seinem Fachgebiet.

«So geschah es», erzählt Jean Berthoin, «dass der Forstmann Gobert, ein lyrischer und leidenschaftlicher Liebhaber der Alpen und ihrer Flora, geradezu virgilsche Worte fand, um uns mitten in diese Welt zu entführen, ihre Düfte einzuatmen und uns von ihren Reizen verzaubern zu lassen. Und Professor Pepy, eine namhafte Kapazität auf dem Gebiet des öffentlichen Rechts, offenbarte uns seine erstaunliche Begabung als Operettensänger, indem er uns, ‚a mezza voce‘, um die Wachen nicht aufmerksam zu machen, die bekanntesten Arien aus der *Schönen Helena* von Offenbach vortrug.»

Jean Berthoin seinerseits, der hinter der strengen Fassade des hohen Verwaltungsbeamten einen sehr ausgeprägten Sinn für Literatur und für die Geschichte der Philosophie verbarg, entschloss sich, über die Renaissance zu sprechen.

«In unserer Lage die Geburt des Humanismus vor Augen zu führen war doch sehr angemessen, finden Sie nicht?», bemerkte humorvoll der zukünftige Erziehungsminister von Pierre Mandès-France, von Edgar Faure und General de Gaulle.

Auf diese Weise gelang es den zweiundzwanzig, ihren Tagen einen sinnvollen Inhalt zu geben, statt immer nur den eigenen Gedanken nachzuhängen. Gleichwohl, wenn sie abends auf ihren Strohsäcken in den Etagenpritschen lagen, mussten sie bisweilen sehr lange warten, bis sie der Schlaf erlöste . . .

«Doch», so versicherte Jean Berthoin mit Nachdruck, «da wir uns alle einig und solidarisch wussten, konnten wir eine eiserne Haltung bewahren.»

Sie waren davon überzeugt, man werde sie nach Deutschland in irgendein Konzentrationslager deportieren.

«Ich war entschlossen, unterwegs auszubrechen und zu fliehen», berichtet Jean Berthoin. «In jener Zeit war ich noch schnell und ausdauernd. Der Gedanke an ein solches Unternehmen bereitete mir keine Furcht. Ich war an dem Punkt angelangt, den Augenblick des Handelns mit Ungeduld herbeizusehnen.»

Es vergingen Tage, Wochen . . . Eines Abends betrat ein Deutscher die Zelle:

«Fünf von euch werden morgen erschossen, über die Namen müsst ihr euch selbst einig werden», verkündete er und verschloss die Türe wieder.

Die ganze Nacht hindurch lauschten die zweiundzwanzig auf die kleinsten Geräusche. Mitunter gelang es ihnen, kurz einzunicken, doch nur um hochzufahren, sobald in den Gängen der schwere Schritt einer Wache ertönte. Der Tag brach an, und niemand kam, den dramatischen Apell abzuhalten . . . Einige Tage später erschien der Deutsche wieder:

«Fünf von euch werden morgen früh erschossen werden. Über die Namen müsst ihr euch selbst einig werden.»

Auch diesmal kam es nicht zum Vollzug.

«Vielleicht wollten sie uns nur einschüchtern», konstatiert Jean Berthoin in der Erinnerung an jene schwere Stunden. «Es kann aber auch sein, dass sie tatsächlich unsere Liquidierung beschlossen hatten! Erfahren haben wir es nie.»

Nach etwa zwei Monaten wurden die zweiundzwanzig Männer, in kleine Gruppen aufgeteilt, am 19., 20. und 21. August 1944 entlassen:

«Raus! Raus!» – Erklärungen gaben die Schergen nicht.

In der Nacht vom 21. auf den 22. August verliessen die letzten Deutschen Grenoble. Bei Tagesanbruch war die Stadt frei.

III.

Pierre Mendès-France und die Schmuggler vom Genfer See

In der Nacht vom 21. auf den 22. Juli 1941, als sich die deutschen Panzerdivisionen anschickten, Sowjetrussland zu überrollen, entfloh ein Mann aus dem Gefängnis von Clermont-Ferrand.

Nach klassischem Muster hatte er die Stäbe seines Zellenfensters durchsägt, seine Leintücher in Streifen gerissen und zu einem Seil zusammengeknüpft. Schon lange zuvor hatte er die Gewohnheit der Wachen beobachtet und dabei festgestellt, dass es nach jedem Rundgang im Hof einen unbewachten Augenblick gab. Den nutzte er, um sich nach draussen gleiten zu lassen, das Stück bis zur hohen Aussenmauer zu überwinden, diese zu erklimmen und auf die Strasse zu springen. Obwohl er gelernt hatte, wie ein Fallschirmspringer abzurollen, verletzte er sich am Fuss.

Leicht hinkend machte sich der Flüchtende auf den Weg zum Bahnhof. Bis zur Abfahrt des Zuges war es noch mehr als eine Stunde Zeit. Die nutzte er, um einige Umwege zu machen und hier und dort Spuren zu legen, die seine Verfolger womöglich auf falsche Fährten bringen sollten.

Endlich stand er am Schalter und löste einen Fahrschein nach Grenoble.

Bis jetzt war alles glatt gegangen, doch vor der Bahnsteigsperr standen, trotz der späten Stunde, noch einige Gendarmen auf Posten. Unglücklicherweise war einer darunter, der ihn noch kürzlich eskortiert hatte. Doch wer würde schon in diesem Arbeiter mit Mütze und kurzer Pfeife zwischen den Zähnen Pierre Mendès-France wiedererkennen. Die Papiere übrigens lauteten auf den Namen Jean Besson. Sie waren vollkommen in Ordnung. Er hatte sie nämlich einem Mitgefangenen entwendet.

Zum Glück entfernte sich der Gendarm für einen kurzen Au-

genblick. Den nutzte der Arbeiter mit der Pfeife, um auf den Bahnsteig zu gelangen. Er wartete. Der Zug hatte Verspätung. Schliesslich bestieg er ein Abteil und döste bis Saint-Germain-des-Fossés vor sich hin, wo er in der Menge untertauchte. Ohne Zwischenfall erreichte er Lyon und bestieg dort den Zug nach Grenoble.

«Ich hätte früher fliehen können», erklärt Pierre Mendès-France, als er von dieser langen Nacht berichtet, «doch wollte ich zuvor alle Rechtsmittel ausschöpfen. Ich war durch und durch Jurist. Als mich das Militärgericht des 13. Bezirks am 8. Mai 1941 auf Weisung der Vichy-Regierung wegen Fahnenflucht zu sechs Jahren Gefängnis verurteilte, war ich zutiefst erschüttert¹. Empört über eine solche Ungerechtigkeit reagierte ich als Advokat: Ich verfasste sogleich eine Rechtsmittelschrift, und dann wartete ich, was vielleicht töricht war, geduldig auf die Entscheidung. Am 19. Juni wurde meine Revision zurückgewiesen. Ein erster Fluchtversuch in der Nacht vom 20. auf den 21. misslang. Beim nächsten Mal, in der Nacht darauf, gelang es ohne Schwierigkeiten. Ich muss allerdings sagen, dass ich psychisch und körperlich derart gut vorbereitet war, dass alles sehr einfach vonstatten ging. Auf meinem Lager hinterliess ich bei meinem Aufbruch einen artigen Brief an den Marschall Pétain . . .»

Bei seiner Flucht aus der Gegend von Clermont-Ferrand hatte sich Pierre Mendès-France nicht von ungefähr Grenoble als Ziel gewählt. Er wollte versuchen, so weit als möglich zu kommen, bevor man Alarm schlagen und seinen Steckbrief überall verbreiten würde. In der Tat konnte man am Morgen des 22. in der ganzen freien Zone geschäftige Aktivität der Polizei beobachten. Doch das war nicht zu Ehren des ehemaligen Unterstaatssekretärs im Finanzministerium aus der Ära Léon Blum. Vielmehr hatte die Vichy-Regierung nur einfach ihre Massnahmen getroffen, um nach der Meldung von dem Angriff auf die Sowjetunion möglichen kommunistischen Unruhen zuvorzukommen.

Als Mendès-France in Grenoble den Zug verliess, bemerkte er zwei Männer, die auf jemanden zu warten schienen – womöglich

¹ Zusammen mit 30 weiteren Abgeordneten hatte sich Pierre Mendès-France am 21. Juni 1940 in Bordeaux auf dem Postdampfer ‚Massilia‘ eingeschifft, um nach Marokko zu seiner militärischen Einheit zu gelangen und von dort aus den Kampf weiterzuführen.

Polizeibeamte in Zivil, die ihn abfangen wollten? Ohne Zaudern ging er an ihnen vorbei. In seiner Verkleidung war er absolut nicht zu erkennen.

Auf gut Glück nahm Mendès-France die Strassen, die offenbar zur Stadtmitte führten. So gelangte er zur Place de la Bastille, betrat ein Café, bestellte, ganz den Neuankömmling spielend (und dies selbstverständlich ohne viel Mühe), einen Kaffee mit Sahne und stellte einige Fragen. Die brachten ihn zu dem Schluss, es sei wohl besser, die Stadt wieder zu verlassen. So erreichte er die Vorstadt La Tronche und fand dort, nicht weit von der Abzweigung nach Chartreuse, eine heruntergekommene Familienpension. Die Wirtin überliess ihm ohne viel Fragen ein Zimmer: Eine vor Dreck starrende Dachkammer. Unten im Erdgeschoss, im Esszimmer, lief das Radio. So erfuhr der neue Gast, dass drei deutsche Armeegruppen, die im Norden unter von Leeb, im Zentrum unter von Bock und im Süden unter von Rundstedt, vor Morgengrauen die im Schlaf überraschten russischen Grenzeinheiten überrollt hatten und weiter nach Osten vordrangen. Das Unternehmen ‚Barbarossa‘ war angelaufen.

Gleich am nächsten Morgen stürzte er sich auf die Lokalzeitung: Kein einziges Wort über seine Flucht *im Petit Dauphinois*. Hatte die Vichy-Regierung beschlossen, dieses Ereignis geheimzuhalten? Schon möglich. Doch trotz der Nachrichtensperre war die Neuigkeit durchgesickert. Die in Grenoble noch immer verbreitete Schweizer Presse widmete Mendès-France einen Artikel. Die Pariser Tageszeitungen und Wochenblätter, die in ihren Leitartikeln tagtäglich das ‚verrottete Regime‘ – d.h. die Dritte Republik und jene, die ihr von ganzem Herzen gedient hatten – auf das Schärfste angriffen, erhoben lautes Geschrei, verlangten Sanktionen und riefen regelrecht nach Menschenjagd.

Pierre Mendès-France verlegte sich klugerweise darauf, den Toten zu spielen, sah niemanden und sprach niemanden. Als er eines Tages in den Strassen von Grenoble André François-Poncet, den ehemaligen französischen Botschafter in Berlin entdeckte, vermied er eine Begegnung.

Rund zwei Wochen blieb er in La Tronche. Dann fand er ein Zimmer in der Stadt, in einem kleinen Hotel. Doch dessen Inhaberin, eine Polin, verlangte Meldeformalitäten. Das aber hätte die Polizei veranlassen können, sich näher für diesen Besson zu interessieren, von dem man nicht wusste, woher er kam und wovon er

lebte. So beschloss er, nach La Tronche in seine Kammer zurückzukehren, die er als sicheres Versteck beibehalten hatte.

Von dort aus ging er nach Chambéry, wo er etwas länger verweilte. Noch immer liess er äusserste Vorsicht walten: Die einzige Person, der er begegnete, war der Rechtsanwalt Pierre de la Gontrie, den er vor dem Krieg kennengelernt hatte. Jetzt war er Eisenbahnrat und als solcher vielleicht der geeignete Vermittler eines Fluchtwegs in die Schweiz? Denn seit langem schon stand es für Mendès-France fest: Frankreich musste er verlassen. Der Zeitpunkt spielte keine Rolle. Er konnte warten, bis die Polizei die Suche nach ihm eingestellt oder doch wenigstens in ihrer Wachsamkeit nachgelassen haben würde. Dann aber wollte er so schnell wie möglich in England zu de Gaulle stossen.

In einem Flur seiner Pension entdeckte Mendès-France einen Stoss alter Zeitschriften, und als er zerstreut in ihnen herumblätterte, stiess er auf den Bericht über einen Prozess, der *imPetit Dauphinois* besonders breiten Raum einnahm. Es ging um eine Schmugglersache an der Schweizer Grenze. Die Angeklagten waren nach ihrer Verurteilung durch das Gericht von Thonon in die Berufung gegangen. So war die Sache vor das Berufungsgericht von Chambéry gekommen, und der Gerichtschonist hatte die Gelegenheit wahrgenommen, ein Portrait des Bandenchefs zu zeichnen, eines Schweizers, der sich nach seiner Entlassung aus der Fremdenregion in Thonon niedergelassen hatte. Dort hatte er, als Fischer auf dem Genfer See bestens getarnt, ungestört seiner Schmugglertätigkeit nachgehen können, was ihn offenbar nicht gehindert hatte, ein anständiger Mensch zu bleiben, denn zwischen den beiden Gerichtsverfahren hatte er zwei kleine Mädchen vor dem Ertrinken im See gerettet. Dieser Schmuggler schien Pierre Mendès-France sehr sympatisch zu sein, und so beschloss er, ihn in Thonon aufzusuchen. Doch welche Enttäuschung:

«Sichtlich schlecht gelaunt, hat er mich einfach hinausgeworfen», berichtet Mendès-France. «Auch war er, glaube ich, mehr oder weniger ein Polizeispitzel. Mit einem anderen Fischer vom Genfer See hatte ich mehr Glück: Mit Louis Duchène, auf dessen Namen ich ebenfalls in den alten Zeitungen von Chambéry gestossen war.»

In einem Café in Thonon traf sich der ehemalige Minister mit ihm und tischte ihm ein wahres Märchen auf: Im Juni 1940, so erzählte er ihm, sei er von den Deutschen gefangengenommen wor-

den und sodann mit einem Kameraden zusammen geflüchtet. Dabei habe er im Handgemenge einen deutschen Wachposten getötet. Seitdem seien die ‚Boches‘ hinter ihm her. Auch die Polizei der Vichy-Regierung hätten sie mit der Behauptung eingeschaltet, er sei ein gefährlicher Bandenchef. Deshalb müsse er nun so schnell wie möglich in die Schweiz fliehen. Von dort aus würde er versuchen, nach England zu kommen, um den Kampf fortzusetzen.

Was der Fischer von dieser Geschichte glaubte oder nicht, ist letztlich gleichgültig. Er war ein mutiger Mann, der schon oftmals Menschen über die Grenze geschmuggelt hatte, mit seiner 6,50 m langen *Oncle Paul*, deren Viertaktmotor bei niedriger Tourenzahl kaum zu hören war.

Louis Duchène, der unter dem Decknamen ‚Dufer‘ zur Résistance gehörte, stellte einige Fragen, denn verständlicherweise musste er immer mit Polizeispitzeln rechnen. Doch dieser Besucher wirkte vertrauenswürdig, und nach kurzer Rücksprache mit dem Chef des Bezirks war Duchène bereit, die Überfahrt durchzuführen. Nun war Mendès-France bei den Fischern aufgenommen, die sogar ein Versteck für ihn fanden: Das kleine Hüttchen, in dem sie ihre Netze aufbewahrten. Für den Notfall hatte dies ein nach hinten hin gelegenes Fenster, durch das man in die Wälder entweichen konnte.

Pierre Mendès-France hatte nur einen Gedanken: So schnell wie möglich über den See zu kommen. Denn der Unterpräfekt von Thonon, de Rochefort, einer seiner alten Mitstudenten aus der Pariser Zeit, war ein fanatischer Anhänger der Vichy-Regierung. Der Flüchtling verspürte nicht die geringste Lust, ihm in der Stadt über den Weg zu laufen. Dass aber im Finanzgebäude Robert Lacoste arbeitete, der spätere ‚Resident‘ in Algerien, wusste Mendès-France nicht.

In einer Augustnacht schliesslich schiffte er sich im Hafen von Rives ein.

«Es war ein ziemlich grosses Boot», berichtet Pierre Mendès-France. «Wir waren zu dritt: Der Chef, Louis Duchène, genannt ‚Dufer‘, dessen Gehilfe Antoine Lugin, genannt ‚Lolay‘, und ich. Leise ruderten wir das Boot hinaus, um keinerlei Aufmerksamkeit zu erregen. Erst ziemlich weit vom Ufer entfernt warf der Chef den Motor an und nahm Kurs in Richtung Schweiz. Von da an begann ich wieder frei zu atmen. Je weiter wir uns von der französischen Seite entfernten, desto weniger musste ich befürchten, von franzö-

sischen Zöllnern oder Gendarmen verfolgt zu werden, desto mehr allerdings wuchs die Angst meiner Gefährten, auf die Schweizer Zöllner oder Gendarmen zu stossen: So schwand während der ganzen Überfahrt meine Furcht in dem Masse, wie die ihrige wuchs . . .

Westlich von Lausanne, in der Nähe von Saint-Prex oder Allaman gingen wir an Land. Ich wollte mich bei meinem Schmuggler bedanken, doch der war sehr in Eile, wieder abzufahren. Als ich ihn entlohnen wollte, antwortete er: ‚Falls Sie Geld haben, so geben Sie mir, was Sie für richtig halten, haben Sie aber keines, so macht es auch nichts.‘

Ich konnte ihm das für die damalige Zeit schönste Geschenk machen; ich überliess ihm meine Lebensmittelkarten und gab ihm das wenige Geld, das ich noch bei mir hatte. Es war wirklich alles, was ich noch besass. Er tauschte mir 5 Schweizer Franken dafür ein.»

Kaum in Genf angekommen, hatte Pierre Mendès-France nur ein einziges Ziel: England zu erreichen. Doch das war äusserst schwierig. So nahm er, um sich nützlich zu machen, Kontakt zu den französischen Widerstandskämpfern auf. Er traf auf einen gewissen ‚Robert‘, dessen wahre Identität er niemals erfahren hat. Der pendelte ständig zwischen Frankreich und der Schweiz hin und her, über die Grenze, die als hermetisch abgeriegelt galt, beförderte Papiere, falsche Dokumente, Geld, Lebensmittel und Tabak. Auch Spione schmuggelte er, Flüchtlinge, hin und wieder auch Verwundete, darunter sogar englische Flieger.

Pierre Mendès-France, der sich mit ‚lupenreinen‘ falschen Papieren auf den Namen Jean-Jacques Lambert versehen hatte, begleitete ‚Robert‘ bei seinen nächtlichen Expeditionen. Die führten über den See oder auch über das Gebirge, auf der Seite von Saint-Gingolph, seltener, dann allerdings ohne Mendès, über den Jura. Nicht im Entferntesten dachte er daran, dass genau auf diesem Wege später seine Eltern aus Frankreich fliehen würden, mitten im Winter, bei Schnee, in dünnen Schuhen . . .

Das Widerstandsnetz war gut organisiert: Sowohl in Annemasse als auch in Thonon gab es vertrauenswürdige Leute, bei denen man Unterschlupf finden konnte.

Mit solcherlei Aktivitäten verging der Sommer, der Herbst und der Winter 1941.

Zunächst wohnte Pierre Mendès-France in Genf, bei einer Cousine seiner Frau. Er freundete sich mit Schweizern an, die für die französische Résistance arbeiteten. Die Schweizer Eidgenossenschaft unterhielt zwar gute Beziehungen zur Pétain-Regierung, die Bevölkerung jedoch war den Deutschen gegenüber äusserst feindlich eingestellt. Das galt vor allem für die Deutsch-Schweizer, weil die im Falle eines Sieges des Dritten Reiches befürchten mussten, einfach annektiert zu werden.

In Genf fand Pierre Mendès-France besonders tatkräftige Hilfe bei dem sozialistischen Abgeordneten Rossellet, einem zukünftigen Mitglied des Bundesrates. Der ging eines Tages zum Justiz- und Polizeiminister von Steiger und sagte ihm geradeheraus:

«Zweifellos wissen Sie nicht, dass sich der ehemalige Minister Pierre Mendès-France in Genf aufhält. Er ist heimlich hier eingetroffen, und es wäre gut, wenn Ihre Leute da nicht so genau hinschauen würden.»

«Wir wissen sehr gut, dass er hier ist», antwortete von Steiger, «doch wir wollen es nicht wissen. Er soll nur zusehen, dass er nicht erwischt wird, sonst wären wir verpflichtet, ihn an die Vichy-Regierung auszuliefern.»

In diesem Land des Asyls sind alle Komplizen.

Sogar Pole wurde Pierre Mendès-France in Genf! Er hatte herausgebracht, dass sich in der Stadt eine Gruppe polnischer Emigranten aufhielt, die auf eine Gelegenheit warteten, in die ‚Neue Welt‘ auszuwandern. Wenn es ihm gelänge, in diesen Kreis hineinzukommen, so wäre das unter Umständen eine gute Gelegenheit, das europäische Festland zu verlassen . . .

Gegen klingende Münze gelang es ihm, einen Pass auf den Namen Yan Lemberg mit einem prachtvollen Ausreisevisum - Bestimmungs-ort: Havanna - zu bekommen.

Im Januar 1942 gelang es den Polen, eine gemeinsame Reise zu organisieren. Auf dem Bahnhof von Eaux-Vives sollte sich Yan Lemberg mit ihnen treffen. Dann bestiegen sie gemeinsam einen Zug in Richtung Spanien. Während der langen Fahrt durch Frankreich war es absolut verboten, das Abteil zu verlassen - mit einer einzigen Ausnahme, auf dem Bahnhof von Chambéry für die Zeit eines Gangs zum Bahnhoftbüfett. Yan Lemberg verzichtete gerne darauf.

Endlich erreichte man die spanische Grenze. Die ‚Guardia civil‘ war besonders streng und unangenehm. Mehrere Polen wurden

zurückgewiesen unter dem Vorwand, ihre Papiere seien nicht in Ordnung. Bei Yan Lemberg war das selbstverständlich nicht der Fall, denn bei seinen Papieren hatte man sorgfältigste Arbeit geleistet!

Endlich war er in Spanien.

Er nahm einen Zug nach Barcelona, einen zweiten nach Madrid und einen dritten schliesslich nach Lissabon. Als er die Tejo-Mündung erreichte, war er überzeugt, alle Schwierigkeiten überstanden zu haben. Gewiss, das Portugal Salazars bot, ausser für Geschäftsleute, nicht gerade das Bild der Freiheit. Doch dem Ankömmling aus Frankreich erschien der Überfluss an Lebensmitteln in den Schaufenstern als ein unglaublicher Luxus. Auf dem Wasser des Flusses, das gegen die breiten Steinstufen des Platzes Do Comercio plätschert, lagen Schiffe aus aller Herren Länder vor Anker. Der Wind, der vom Atlantik herüberwehte, brachte den Duft der Freiheit mit sich.

Seiner Rolle getreu, suchte Yan Lemberg ganz ostentativ das Büro einer Schiffahrtsgesellschaft auf. Sein Billett nach Havanna hatte er längst in der Tasche.

Ingeheim traf er sich mit dem Vertreter de Gaulles in Portugal. Selbstverständlich stellte er sich auch bei den britischen Behörden vor. Die versprachen ihm, seine Sache so rasch wie möglich voranzutreiben.

«Sobald wir einen Platz nach London haben, werden wir Sie benachrichtigen!»

Einige Tage später meldete sich der britische Geheimdienst wieder bei Pierre Mendès-France.

«Heute Nacht ist es soweit, wir treffen uns um ein Uhr früh an Bord eines Wasserflugzeuges.»

Am Abend, in seinem Hotel, wurde Yan Lemberg, der sein Abendessen soeben beendet hatte, an der Rezeption verlangt. Dort traf er auf eine junge, ganz hübsche blonde Frau, die das Spiel mit den Worten begann:

«Sie sind Pierre Mendès-France.»

«Was erzählen Sie mir da?» erwiderte er, seines Inkognitos vollkommen sicher.

Noch bevor er die Schweiz verliess, hatte er sich einen Schnurrbart wachsen lassen und seine Frisur vollständig verändert: Mittelscheitel, die Haare schräg über die Stirn gelegt. Er war wirklich nicht wiederzuerkennen. Doch die junge Frau liess nicht locker.

«Ich weiss sehr genau, dass Sie Pierre Mendès-France sind.»

«Und Sie, wer sind Sie?»

«Ich bin eine englische Journalistin. Ich arbeite in Lissabon als Korrespondentin für eine englische Zeitung.»

Pierre Mendès-France kam überhaupt nicht auf die Idee, dass sie einen anderen Beruf ausüben könnte, als den, den sie nannte, obgleich zehn Tage zuvor André Blumel, ein Mitarbeiter von Léon Blum, mitten im Zentrum von Lissabon festgenommen und der Vichy-Polizei ausgeliefert worden war. Der falsche Pole, beeindruckt von den zahlreichen Einzelheiten, die ihm die junge Frau über ihren Beruf und ihre Zeitung angab, glaubte tatsächlich, sie sei Journalistin. Das einzige, was er befürchtete, war, dass sie sich versprechen könnte, und zwar um so mehr, als sie sehr viel über ihn und seinen Aufenthalt in Lissabon zu wissen schien.

Als er ihr seine Verwunderung darüber zum Ausdruck brachte, gestand sie ihm, dass sie mit dem Colonel Schreiber, dem Leiter des Intelligence Service in Lissabon, engstens befreundet sei. Der habe ihr ,über das Kopfkissen hinweg' alles über ihn erzählt.

Pierre Mendès-France forschte sie ein wenig aus und stellte fest, dass sie alles über ihn wusste, nur eines nicht, dass er nämlich noch vor Tagesanbruch fort sein würde. Da war es das Klügste, sie unter Kontrolle zu behalten, und so schlug er ihr vor, in ein Nachtlokal zu gehen. Die junge Frau nahm an. Mendès bestellte zu trinken, forderte sie zum Tanz auf und machte ihr sogar den Hof. Eine halbe Stunde nach Mitternacht verabschiedete er sich, nicht ohne ihr ein Wiedersehen versprochen zu haben. Um ein Uhr war er an der mit den Engländern verabredeten Stelle, wenige Augenblicke danach hob das Wasserflugzeug ab, tags darauf war er in London.

Einige Zeit darauf begegnete er Offizieren des Intelligence Service und beschwerte sich nachhaltig über die mangelnde Diskretion der Geheimdienstler in Lissabon.

«Wir werden der Sache nachgehen», versprach man ihm.

Das geschah auch. Man liess ihn kommen und eröffnete ihm:

«Unser Geheimdienst hat mit dieser Angelegenheit nicht das Geringste zu tun. Eine Journalistin, die in Lissabon für eine britische Zeitung arbeitet, ist dort völlig unbekannt - aus dem ganz einfachen Grunde, weil es in ganz Portugal nicht eine einzige gibt. Ihre sogenannte Pressekorrespondentin arbeitet für einen anderen Polizeidienst. Sie sind gerade noch einmal davongekommen.»

In der Tat, am Morgen nach seinem Aufbruch aus Lissabon war die Polizei in sein Hotel gekommen, hatte, als sie Pierre Mendès-France nicht vorfand, sein Zimmer, das er wenige Stunden zuvor verlassen hatte, sorgfältig durchsucht und einen Stapel unwichtiger Papiere aus seiner Hinterlassenschaft mitgenommen.

Es hatte also nicht viel gefehlt, und der Ausbrecher aus dem Gefängnis von Clermont-Ferrand hätte sich in den Kerkern von Vichy wiedergefunden.

Bei seiner Ankunft in London liess ihm General de Gaulle ausrichten, er wünsche ihn bei sich zum Abendessen zu sehen. Am vereinbarten Abend begab sich der ehemalige Minister, noch immer in dem abgewetzten Lissaboner Anzug, zum Connaught-Hotel. De Gaulle, soeben von einer Inspektion französischer Schiffe zurückgekommen, empfing ihn mit ausgesuchter Höflichkeit.

Ausserdem nahmen an der Tafel Platz: René Pleven, Kommissar in den Kolonien, und Claude Sereulles, der spätere Interimsvertreter des Generals in Frankreich (nach der Festnahme Jean Moulins) . De Gaulle, der zu jener Zeit wegen Saint-Pierre-et-Miquelon in ständigem Ärger mit den Amerikanern lebte, kam während des ganzen Essens von diesem Thema, das ihm sichtlich viel Verdruss bereitete, nicht los.

Für die Anwesenden war es ein ungewohnter Auftritt: Der General, durch diese augenscheinlich unbedeutende Streiterei vollkommen aus der Fassung gebracht, in nicht endenden Monologen, die weit in die Vergangenheit zurückweichen und alles, bei den eigenen Entscheidungen angefangen, in Frage stellen.

«Habe ich Recht getan, den Amerikanern zu vertrauen? War es gut, den Engländern zu trauen? Jetzt ist es Saint-Pierre-et-Miquelon! Vorher war es Syrien! Und noch früher Mers-et-Kébir!»

Er trieb sie immer weiter, diese herbe Gewissensprüfung, und kam schliesslich zur Kardinalfrage:

«Letztlich und endlich frage ich mich, ob ich am 18. Juni 1940 richtig gehandelt habe?»

Diese Frage schien ihn zu verfolgen. Unablässig kam er auf sie zurück. «Ja, hatte ich denn recht?»

Doch immer wieder kam er zur gleichen Schlussfolgerung, die er wie ein Leitmotiv ständig wiederholte:

«Wie man die Sache auch dreht und wendet, den Deutschen musste man damals einfach eine Absage erteilen. Es gab keine andere Wahl für mich.»

Gegen Ende des Abendessens schien der General aus seinen Träumen zu erwachen. Er erinnerte sich, dass er Pierre Mendès-France eingeladen hatte und fragte ihn:

«Und nun, was werden Sie jetzt tun?»

«In den Krieg ziehen», antwortete dieser mit der allergrössten Selbstverständlichkeit, denn für ihn gab es da gar keine Frage.

Und tatsächlich, im Februar 1941, begann der ehemalige Minister seinen Dienst in der freien französischen Luftwaffe. Er wurde sogleich als Navigator der Gruppe Lothringen zugeteilt, die in Libyen operierte. Um dort hinzugelangen, musste er das Kap umfahren. Wenn er schon diese lange Reise um Afrika unternehmen musste, so wollte er wenigstens einen Abstecher nach New York machen, um seine Frau und seine beiden Kinder wiederzusehen, die dort Zuflucht gefunden hatten. Kaum hatte er amerikanischen Boden betreten, erhielt er Gegenbefehl: Die Gruppe Lothringen kehrt nach Europa zurück.

So fand sich Pierre Mendès-France alsbald in England wieder. Es folgten die Bombereinsätze über Deutschland: Das Starten in stockfinsterer Nacht, das Sperrfeuer der deutschen Luftabwehr, die brennenden Städte, die Landungen und schliesslich die Kameraden, die nicht zurückkehrten ...

Der Navigator Pierre Mendès-France hatte seine Schmuggler vom Genfer See nicht vergessen. Eines Tages fragten ihn Offiziere des Intelligence Service so nebenbei:

«Ihre Kerle da in Thonon, sind das eigentlich zuverlässige Leute?»

«Ja, ich glaube schon.»

«Na gut!»

«Warum?»

«Nichts, nur so.»

Zu seinen ersten Unternehmungen nach dem Krieg gehörte es, dass Pierre Mendès-France nach Thonon fuhr und sich bei seinen Grenzschmugglern bedankte.

«Ach! Sie sind das also, der mir die Engländer hierhergeschickt hat!»

«Das kann gut sein, die haben mich tatsächlich über Sie ausgefragt. Doch warum fragen Sie das eigentlich?»

«Weil sie mich aufgesucht und gefragt haben, ob ich ihnen helfen könne.»

«Wobei?»

«Sie haben mich Kisten über Kisten hinüberfahren lassen und auf Heller und Pfennig bezahlt.»

«Und was war in den Kisten drin?»

«Das habe ich niemals erfahren.»

Was war der Inhalt jener geheimnisvollen Kisten, die der Fischer von Thonon über den See schmuggelte? Zeitzünderkapseln, nicht grösser als ein Fingerhut. Tausende und Abertausende . . .

In der Schweiz hergestellt, von den Engländern gekauft, rollten sie, als ‚Emmentaler‘ oder als ‚Armbanduhren‘ deklariert, sozusagen unter den Augen der Besatzungsmacht, ganz friedlich quer durch Frankreich und durch ganz Spanien nach Gibraltar, von wo aus man sie nach England expedierte. In Waffenfabriken wurden sie dort in Bomben eingebaut und von der RAF über Deutschland abgeworfen . . .

IV

Der Hinterhalt von Caluire

«Hallo! Bist Du es, Freddy?»

«Ja.»

«Hier spricht André. Kann ich morgen zu Dir zum Mittagessen kommen, ohne Umstände? Ich muss Dich etwas fragen.»

«Selbstverständlich, mein Alter. Du weisst, in Caluire bist Du immer willkommen. Wir werden ein Gedeck mehr auflegen.»

Dr. Frédéric Dugoujon, 30 Jahre alt, schlank, mit einem feinen, ausdrucksvollen Gesicht, hatte nicht eine einzige Minute gezögert, als ihn am späten Samstag Nachmittag des 19. Juni 1943 dieser Anruf seines Jugendfreundes André Lassagne erreichte. Er ahnte, worum es sich handelte. Schon einmal hatte ihn André gefragt: «Könntest Du unter Umständen einigen meiner Freunde Dein Haus zur Verfügung stellen?»

«Natürlich», hatte er darauf geantwortet.

«Und verlangst Du keine Erklärungen?»

«Die sind überflüssig: Je weniger ich von der Sache weiss, desto besser!»

Der Arzt wusste sehr genau, dass André Lassagne, Italienischlehrer am Park-Gymnasium in Lyon, Veteran des 27. Gebirgsjägerbataillons, sich ganz und gar der Résistance verschrieben hatte.

Als er dann am Sonntag mittag per Fahrrad vom nahen Lyon herüberkam, wie immer überschäumend von Vitalität, mit diesen Augen, aus denen Klugheit blitzte, und diesem klaren Lachen, geschah dies, um die ‚Vertrauensfrage‘ zu stellen:

«Morgen haben wir eine sehr wichtige Zusammenkunft. Können wir sie bei Dir abhalten?»

«Gewiss, mein Einverständnis habe ich Dir schon gegeben, ein für allemal.»

«Du könntest Scherereien bekommen.»

«Da mach Dir keine Sorgen. Ich werde Dich und Deine Freunde im ersten Stock einquartieren. Über dem Kommen und Gehen in der Praxis wird Eure Anwesenheit überhaupt nicht auffallen.»

Dies war auch genau der Grund, weswegen André Lassagne sofort an das Haus des Arztes gedacht hatte, als man ihn tags zuvor gebeten hatte, dieses Treffen zu organisieren. Zunächst hatte er zwischen dem Haus des Dr. David in Saint-Rambert und dem des Dr. Dugoujon in Caluire geschwankt. Diese alten Schulkameraden lebten beide am nördlichen Stadtrand von Lyon und waren beide zuverlässige, verschwiegene Freunde. Seine Wahl fiel schliesslich auf das Haus in Caluire, an der kleinen, ruhigen, von dreissig Platanen beschatteten Place Castellane. Von diesem hübschen Fleckchen aus hatte man eine schöne Aussicht auf das Saône-Tal mit den langsam vorüberziehenden Flusskähnen. Wie ferne schien hier der Krieg zu sein!

Doch nicht ganz zehn Kilometer von dieser friedlichen Oase entfernt bereitete der Deutsche Barbie einen fürchterlichen Schlag gegen die Résistance vor.

Klaus Barbie, genannt ‚Altmann‘, 1,67 m gross, geboren am 10. Oktober 1915 in Bad Godesberg, Parteimitglied mit der Nr. 4583085, Untersturmführer der Waffen-SS (dort unter der Nr. 272284), war von der russischen Front im November 1942, kurz nach der Besetzung der Südzone, nach Lyon gekommen.

Sehr rasch hatten die Deutschen hier, in der ‚Hauptstadt der Résistance‘ eine gefürchtete Polizeiorganisation aufgebaut: Eine regionale Kommandostelle der Staatssicherheitspolizei (SIPO) und des Staatssicherheitsdienstes (S.D.).

Diese regionale Kommandostelle war einem Obersturmbannführer unterstellt, d.h. einem Oberst der Waffen-SS, Werner Knaube. Dessen Behörde war nach dem klassischen Schema des deutschen Polizeiaufbaus in sechs Abteilungen untergliedert: Abteilung I und II für Material und Verwaltung, III und VI Informationsdienst, V Kriminalpolizei und Wirtschaftsdelikte, IV Spezialeinsätze.

Die letztere Abteilung, das sogenannte ‚Einsatzkommando‘, in Wirklichkeit ein besseres ‚Jagdkommando‘, stand unter dem Befehl des unbarmherzigen Barbie. Dieser kleine, etwas rundliche Mann passte in seiner äusseren Erscheinung so gar nicht zu seinem Amt – ein Umstand, der ihm in Zivil ein völlig unauffälliges Auf-

treten erlaubte. Ihm waren 120 Polizisten unterstellt: Deutsche, doch leider auch Franzosen im Sold der Besatzungsmacht. Seine Befehlsgewalt erstreckte sich über ein sehr ausgedehntes Gebiet, ungefähr das der heutigen Region Rhone-Alpes.

Am 4. Mai hatten Klaus Barbies Leute einen Verbindungsmann der Résistance festgenommen, der unter Folterdruck die Deckadresse der Organisation ‚Sabotage fer‘ der Bewegung ‚Combat‘ in Lyon preis gegeben hatte – des Unternehmens, das mit der Sabotage der Eisenbahnlinien und des Eisenbahnmaterials beauftragt war, das die Deutschen auf französischem Gebiet benutzten. Die unter der preisgegebenen Adresse wohnenden Personen wurden sofort festgenommen. Der Hauptsekretär der ‚Résistance fer‘ musste bald das gleiche Schicksal erleiden. Im weiteren Verlauf ihrer minuziösen und hartnäckigen Nachforschungen gelang es der deutschen Polizei auch die Lyoner Deckadresse des Büros der ‚Armée secrète‘ (der ‚Geheimen Armee‘) und des Dienstes für Luftoperationen zu entdecken.

Mit diesen Untersuchungen war Jean Multon, genannt ‚Lunel‘, ein ehemaliger Angehöriger der Résistance von Marseille, betraut, der nach seiner Festnahme, am 28. April 1943, vom deutschen Gestapo-Chef Dunker umgedreht worden war und nun für den Feind arbeitete. Unterstützt wurde er hierbei von einem anderen ehemaligen Widerstandskämpfer namens Robert Moog, einem Werkmeister in der nationalen Pulverfabrik von Toulouse, der bei der Gestapo unter dem Decknamen ‚Pierre‘ oder ‚Boby‘ (Codename: K. 30) tätig war.

In der Gegend von Marseille war den Verrätern die Festnahme von 122 Personen gelungen. Ihre Nützlichkeit hatte sich herumgesprochen, und am 24. Mai erklärte sich Dunker, nachdem er sie weislich ausgenutzt hatte, bereit, sie der SIPO und dem S.D. in Lyon zur Verfügung zu stellen.

Dort konnte Multon seinen neuen Arbeitgebern bald ‚Informationen über die regionalen Anführer und über die Möglichkeiten ihrer Festnahme‘ liefern. Dieser Satz ist auszugsweise dem am 19. Juli 1943 in Marseille unter dem Namen ‚Flora-Rapport‘ verfassten Bericht der SIPO entnommen.

Multon erhielt den Auftrag, vor allem die ‚Briefkästen‘ der ‚Sabotage fer‘ zu überwachen. In einem dieser Briefkästen, in der rue Bouteille Nr. 14 in Lyon, im ‚Dumoulin-Briefkasten‘ (nach dem Wohnungsinhaber genannt), entdeckte Multon eines Tages eine

unvorsichtigerweise im Klartext verfasste Botschaft. Diese kleine Nachricht stammte von Henry Aubry, einem der Hauptverantwortlichen der ‚Combat‘-Bewegung und war dort am 25. Mai von Madame Raisin, seiner Sekretärin, hinterlegt worden. Bestimmt war darin ein Treffen zwischen ‚Vidal‘ und einem gewissen ‚Didot‘ in Paris, auf den 9. Juni 1943 an der Metrostation ‚La Muette‘.

Zu diesem Zeitpunkt hatten die deutschen Polizeibehörden schon einen nahezu vollständigen Überblick über den allgemeinen Aufbauplan der Résistance und wussten, dass sich hinter dem Decknamen ‚Vidal‘ der Divisionsgeneral Charles Delestraint verbarg, der von de Gaulle zum Chef der ‚Geheimen Armee‘ ernannt worden war.

‚Der Mann des 18. Juni‘ (de Gaulle) vermerkt hierzu in seinen Kriegserinnerungen:

«Die Order, die der General von mir erhalten hatte, fixierte auch seine Befugnisse. Es waren die eines Generalinspektors vor der grossen Schlacht. Nötigenfalls sollten sie auch diejenigen eines Armeeschefs umfassen, nämlich dann, wenn es sich als notwendig erweisen sollte, die inneren Operationen mit den äusseren zu koordinieren¹.‘

«Didot‘ war der Deckname von René Hardy, einem massgeblichen Mann des Sabotageunternehmens ‚Eisenbahn‘ in der südlichen Zone.

Dieser mittelgrosse, flinke Normanne mit den blonden Haaren und dem klaren Blick hatte sich mit Feuer und Flamme der Résistance verschrieben und leistete dort überaus nützliche Arbeit. Er hatte sich derart tüchtig erwiesen, dass der Kommandoausschuss der vereinten Widerstandsbewegungen (der M.U.R.) ihn zuvor, am 6. Mai, zum Generalstab der ‚Geheimen Armee‘ abgeordnet hatte. Mit Heilbronn zusammen erarbeitete er einen Generalplan für die Sabotage des gesamten französischen Eisenbahnnetzes, den berühmten ‚grünen Plan‘, der nach der Landung der alliierten Truppen anlaufen sollte. Henry Frenay, ein junger Hauptmann im Generalstab, der vom August 1940 an in Lyon die Bewegung ‚Combat‘ aufgebaut hatte, sollte diesen Plan, sobald die Entwürfe fertig waren, nach London bringen. Am Abend des 7. Juni bestieg René Hardy in Perrache den Nachtzug nach Paris. Das Schlafwagenabteil teilte er mit einem Beamten der Vichy-Regierung, Herrn

¹ Charles de Gaulle: *Mémoires de guerre*, Pion, 1956, Band II, S. 92

Cressol. Im Nachbarabteil hatten die beiden ehemaligen nun im Dienst der Gestapo stehenden Widerstandskämpfer Multon und Moog Platz genommen. Die Nachricht in der rue Bouteille hatten sie selbstverständlich in dem Briefkasten dort liegenlassen, so dass niemand Verdacht geschöpft hatte.

Um ein Uhr morgens hielt der Zug in Chalon-sur-Saône, an der Demarkationslinie, zur Abwicklung der Übergangsformalitäten. Die beiden Gestapo-Häscher stürzten in das Abteil von Hardy und Cressol und zückten ihre Revolver: «Hände hoch. Sie sind entlarvt!»

Mehrere Leute der Feldgendarmarie, mit Helm und der kleinen Stahlplatte an der Brust, bestiegen die blauen Waggons der Internationalen Schlafwagengesellschaft und der grossen Europa-Expresszüge. Sie nahmen die beiden Reisenden fest, verhörten sie flüchtig, sperrten sie ein und warteten auf weitere Weisung von oben.

Am Nachmittag des 8. Juni wurde Cressol wieder freigelassen. Infolge einer Verwechslung wurde ihm Hardys Koffer ausgehändigt. Nicht wissend, was er mit ihm anfangen sollte, übergab er ihn Andouze-Tabourin, kaum dass er nach Lyon zurückgekehrt war. Weder der eine noch der andere informierte die Résistance über den Vorfall. Hardy wurde nach Lyon zurückgebracht. Barbie, in der Annahme, es handle sich um einen überaus wichtigen Fang, war persönlich im Wagen nach Chalon-sur-Saône gekommen, um den Festgenommenen abzuholen. Was sich dann in Barbies Dienstzimmer, in der Sanitätsschule, Avenue Berthelot Nr. 18, die Hauptquartier der Gestapo geworden war, abspielte, hat nie jemand erfahren. Fest steht nur eines, René Hardy wurde am 10. Juni wieder freigelassen. Er nahm seinen Platz in der Organisation wieder ein, ohne den Kameraden von seiner Festnahme zu berichten. Denen erzählte er, am Bahnhof von Perrache habe er, kurz vor Abfahrt des Zuges, die beiden Gestapoagenten wiedererkannt und sei, als der Zug langsam gefahren sei, unter Zurücklassung seines Gepäcks, aus dem Schlafwagenabteil gesprungen . . .

Indessen hatten Multon und Moog ihre Reise nach Paris fortgesetzt. Am 9. Juni, um neun Uhr morgens, finden sie sich zum Treffen an der Metrostation ‚La Muette‘ ein: Der Mann, der ihnen dort entgegenkommt, ist 64 Jahre alt, gross, etwas steif, soldatische Haltung, trägt eine Mütze und die Rosette der Ehrenlegion. Auf 100 m Entfernung wittert man den Reserveoffizier. Es war Delestraint,

über den de Gaulle dann eines Tages schreiben sollte: ‚Er war mit einer Mission betraut worden, auf die er während seiner Laufbahn in mancherlei Hinsicht nicht vorbereitet worden war, die er gleichwohl mit der Entschlossenheit des Soldaten übernahm, der kein Zaudern kennt, wenn es um Pflichterfüllung geht¹.‘

Moog näherte sich ihm:

«Herr General, Didot meint, La Muette sei ein schlechter Ort für Ihr Treffen und schlägt Ihnen statt dessen die Metrostation Passy vor, wo er Sie erwarten wird.»

General Delestraint erwiderte ohne den geringsten Argwohn:

«Ich habe noch ein anderes Treffen mit einem Freund an der Metrostation Pompe.»

«Ich kann Sie in meinem Wagen mitnehmen», erbot sich Moog mit hinterhältiger Höflichkeit, «und Sie dann an der Rue de la Pompe absetzen.»

Einige Augenblicke später war alles vorbei: Der allzu vertrauensselige General fand sich bei der Gestapo in der Avenue Foch Nr. 84 wieder.

Eine Dreiviertel Stunde danach gingen, an der Metrostation ‚Rue de la Pompe‘, den deutschen Polizeibeamten zwei enge Mitarbeiter des Generals ins Netz: Hauptmann Gastaldo, Chef des 2. Büros der ‚Geheimen Armee‘, sowie ein junger Student namens Théobald, der als Verbindungsmann fungierte.

Als Jean Moulin tags darauf von diesen Ereignissen erfuhr, war er entsetzt. De Gaulle hatte ihn, wie er selbst sagte, zu seinem Missionar und ‚Minister‘ auf französischem Gebiet gemacht. Im vergangenen Februar hatten sich die beiden Männer in London getroffen, und der Chef des freien Frankreichs war, wie er eines Tages schreiben wird, erstaunt über die Verwandlung, die sich in dem ehemaligen Präfekten von Eure-et-Loir infolge der schweren neuen Bürde von Verantwortungen vollzogen hatte: ‚Er strahlte eine eindrucksvolle Überzeugungskraft und Autorität aus, er war sich vollkommen im klaren darüber, dass seine Tage gezählt sein würden, jedoch entschlossen, vor seinem Abgang das Werk der Vereinigung zu vollenden¹.‘ Für die Résistance waren diese Festnahmen ein fürchterlicher Schlag. Delestraint, der Panzerspezia-

¹ Charles de Gaulle, a.a.O. S. 91

list - zusammen mit de Gaulle einer der wenigen, die Frankreich zwischen den beiden Kriegen besass, war mit den englischen und amerikanischen Generalen gut bekannt. Bei seinem letzten Aufenthalt in London hatte er zu ihnen besonders vertrauliche Beziehungen angeknüpft oder gefestigt. Für de Gaulle war es ein Drama. Delestraint war nicht nur sein Freund, sondern auch einer der wenigen Generalstäbler, die als Chef der ‚Geheimen Armee‘ in Frage kamen. Für Jean Moulin war es eine Katastrophe. Er verlor seinen zuverlässigen und tüchtigen Vertreter. Delestraint hatte an allen Verhandlungen teilgenommen, die zur Bildung einer vereinigten ‚Geheimen Armee‘ in beiden Zonen geführt hatten, und hierbei eine bedeutende Rolle gespielt. Seine Festnahme, merkt Henri Michel an, brachte das ‚mühsam errichtete Gebäude‘ zum Einsturz. Die Forderungen der verschiedenen Anführer der Bewegungen werden nun ‚wieder freien Lauf haben‘, um so mehr, als für den Unglücksfall kein Stellvertreter vorgesehen war und es ‚keinen Namen gab, der sich für die Nachfolge aufdrängte‘¹. Um erst einmal das Allernotwendigste zu tun, fasste Jean Moulin die Ernennung von zwei Generalinspektoren an der Spitze der ‚Geheimen Armee‘ ins Auge: André Lassagne für die Südzone und Raymond Aubrac für die Nordzone. Letzterer, ein äusserst fähiger Brücken- und Strassenbauingenieur, war der Chef der paramilitärischen Einheiten der Bewegung ‚Libération‘, jung, schlank, voller natürlicher Vornehmheit, mit einem ruhigen entschlossenen Gesicht.

Als Zwischenlösung zum Ersatz des Generals Delestraint, von dem er wusste, dass er nicht zurückkehren würde, dachte Jean Moulin an Oberst Schwarzfeld, einen elsässischen Offizier, der notgedrungen ins Zivilleben zurückgekehrt war, einen Posten in der Industrie angenommen hatte und als Direktor bei Thomson-Houston in Lyon arbeitete. Doch all dies war nur eine Fassade, denn Schwarzfeld gehörte zu den Männern, die eine Niederlage niemals akzeptieren: Sehr bald hatte er wieder eine kleine Widerstandsbewegung ‚France d’abord‘ (‚Frankreich über alles‘) auf gebaut, die sich vornehmlich aus Honoratioren zusammensetzte. Er wartete nicht etwa auf den Augenblick, den Kampf gegen die Deutschen wieder aufzunehmen - für ihn hatte er niemals aufgehört.

¹ Henri Michel, *Jean Moulin, l’unificateur*, Hachette 1971, S. 205

Der Aufbau dieser neuen Organisation sollte möglichst rasch vonstatten gehen. Darum musste Jean Moulin unter allen Umständen, so riskant dies auch sein mochte, alle Interessenten um sich herum versammeln.

Am Samstag, dem 19. Juni, im Laufe des Nachmittags, trafen sich Aubrac, Aubry und Lassagne in Lyon, am Quai de Serbie Nr. 7, in der Wohnung eines Gymnasiallehrers und Widerstandskämpfers namens M. Lonjaret.

Dort beschloss man, die ‚Vollversammlung‘ für Montag, den 21., einzuberufen. Mit der Organisation des Treffens wurde André Lassagne beauftragt. Als Treffpunkt schwebte dem zunächst die Wohnung seines Kollegen Lonjaret vor. Doch dieser musste am 21. zum statistischen Amt nach Paris fahren, und so hätten es die von dieser Reise informierten Nachbarn eigenartig finden können, dass während dieser Zeit Unbekannte in der Wohnung ein und aus gingen . . .

So entschied sich Lassagne dafür, einen unauffälligeren Ort auszuwählen. Die Einladungen zu dieser Sitzung wurden vorsichtshalber mündlich weitergegeben.

Als der persönliche Beauftragte General de Gaulles im Mutterland war Jean Moulin, im Alter von vierundvierzig Jahren, mit den weitestgehenden Vollmachten ausgestattet. Die umfassten z.B. auch die Befugnis, bei der Wahl der neuen Anführer der Geheimen Armee‘ völlig frei zu entscheiden. Doch dieser ehemals hohe Beamte, ein Meister in der Konzentration von Einzelenergien, wollte sich, einem seiner Grundprinzipien folgend, der Zustimmung der Köpfe der Widerstandsbewegung in der Heimat versichern. Nun aber wollte es der Zufall, dass sich sowohl Jean-Pierre Lévy, der Gründer der Widerstandsgruppe ‚Franc-tireur‘ Freischärler als auch Emmanuel d' Astier de la Vigerie, der Chef der ‚Libération Sud‘ (‚Südbefreiung‘), gerade in London aufhielten. So traf sich Jean Moulin mit ihren Stellvertretern: Claudius Petit und Pascal Copeau. Die Unterredung fand in Lyon, in der Rue Centrale statt, in der sie, späten Nachtschwärmern gleich, einen grossen Teil der Nacht hindurch gemessenen Schritts auf und ab gingen. Ohne allzu grosse Schwierigkeiten einigte man sich auf die geplanten Ernennungen.

Nun galt es nur noch, die Verantwortlichen der Bewegung ‚Combat‘ zu überzeugen. Doch auch deren Chef, Henri Frenay, war einige Tage zuvor nach London abgefahren. So beschloss Jean

Moulin, sich mit dessen Stellvertreter, Henry Aubry, genannt ‚Thomas‘, zu treffen, der, wie Aubrac, von seiner Organisation zum Generalstab der ‚Geheimen Armee‘ abkommandiert war.

Am 20. Juni, um elf Uhr vormittags, trafen sich Aubry und seine Sekretärin in Lyon, auf der Place Tolozan, in der Nähe des Pont Morand, mit René Hardy. Den sahen sie bei ihrer Ankunft auf einer Bank sitzen. Neben ihm ein Mann in Lederjacke und mit einem tief in die Stirn gedrückten Filzhut, der ganz und gar in die Lektüre einer weit auseinandergefalteten Zeitung vertieft zu sein schien. Der Aufmerksamkeit von Gaston Defferre, der einige Minuten zuvor Aubry an der gleichen Stelle getroffen hatte, war die Anwesenheit dieses Mannes nicht entgangen. Und so entfernten sich Aubry und Hardy von der Bank.

«Morgen haben wir eine sehr wichtige Versammlung», sagte Aubry, «ich wäre froh, wenn Sie dabei sein könnten.»

Aubry befürchtete nämlich, die Diskussion mit Jean Moulin könnte schwierig werden. So erschien ihm die Anwesenheit von René Hardy, der eine vorrangige Rolle in der Bewegung ‚Combat‘ spielte, als besonders wichtig. Pierre Guilain de Bénouville, ein anderer Adjutant von Frenay, dem sich Aubry in Abwesenheit des Chefs anvertraut hatte, war gleicher Ansicht. So war es in letzter Stunde zu dieser persönlichen Einladung gekommen, die von den Organisatoren der Versammlung ursprünglich nicht vorgesehen war.

«Wo soll das Treffen stattfinden?» fragte René Hardy.

«Den genauen Ort kenne ich noch nicht. Lassagne bat mich, um dreizehn Uhr dreissig an der Place Croix-Pâquet, an der Talstation der Croix-Rousse zu sein. Von dort aus will er mich dann selbst zum vereinbarten Ort führen.»

Dieses Zwischentreffen gehörte zu den von Lassagne zum Schutz vor eventuellen Spitzeleien getroffenen Vorsichtsmassnahmen.

«Wohin soll ich nun kommen?» fragte René Hardy.

«Treffen wir uns doch an der Seilbahn, etwas früher als vorgesehen.»

«Einverstanden. Bis morgen also!»

Die beiden Widerstandskämpfer trennten sich. Vom Zeitungsleser auf der Bank hatten sie nicht einmal den Kopf sehen können. Er hatte sich nicht gerührt. Es war Klaus Barbie, der Chef der Gestapo. Nicht weit entfernt von ihm ging ein Mann friedlich auf und

ab wie einer, der am Sonntag später aufgestanden ist, und nun, vor dem Mittagessen, noch ein wenig Luft schnappen möchte. Es war der Deutsche Steingritt, einer der Leibwächter Barbies, der seinen Chef begleitet hatte, um ihm notfalls zu Hilfe zu kommen.

Für die deutsche Geheimpolizei gab es keine Sonntage!

Am Nachmittag besuchte Dr. Frédéric Dugoujon, ein Liebhaber von Pferderennen, die Rennbahn. Am Abend kam einer seiner Freunde, Maurice David, ein sehr aktiver Widerstandskämpfer, den Aubrac sehr gut kannte, zu ihm nach Caluire. Er trug Waffen. Über die Versammlung, die am nächsten Morgen dort stattfinden sollte, hatte der Arzt seinem Freund nichts erzählt. So verliess Maurice David in aller Frühe das Haus, ohne auch nur zu ahnen, welches wichtiges Treffen hier unmittelbar bevorstand.

Am Montagmorgen, dem 21. Juni 1943, traf sich Jean Moulin, vereinbarungsgemäss mit Henri Aubry. Die Besprechung nahm einen sehr stürmischen Verlauf: Die Verantwortlichen der Bewegung ‚Combat‘ beschwerten sich über die Art und Weise, in der die über Frankreich abgeworfenen Waffen und Materialien verteilt wurden.

«Es ist einfach unerträglich, welchen Unterschied man zwischen den einzelnen Widerstandsbewegungen macht», murkte Aubry.

«Bei dem Thema, das wir heute zu behandeln haben, dreht es sich nicht um die Verteilung von Abwurfmaterial», entgegnete Jean Moulin in aller Ruhe.

«Sie lehnen es einfach ab, dieses immerhin recht schwerwiegende Problem anzusprechen.»

«Mein grösstes Problem im Augenblick ist, dass seit der Festnahme von ‚Vidal‘ die ‚Geheime Armee‘ keinen Mann an ihrer Spitze hat. Genau dies zu ändern ist der Zweck der Versammlung von heute Nachmittag: Es geht um die Bestimmung eines Nachfolgers.»

«Sie wissen genau so gut wie ich, dass Frenay in London ist.»

«Sie werden ihn vertreten.»

«Na gut, aber ich habe keine Befugnisse, in seiner Abwesenheit solche wichtige Entscheidungen zu treffen.»

«Wir müssen uns beeilen, das wissen Sie so gut wie ich, damit wir nicht Gefahr laufen, dass unsere Organisation zusammenbricht.»

«Ich wiederhole, dass ich hierfür keine Befugnisse habe.»
Missgelaunt gingen die beiden Männer auseinander.
«Heute Nachmittag sehen wir uns wieder», hatte Jean Moulin gesagt.

«Ja gut, bis dann!» hatte Aubry erwidert.

Er hatte Jean Moulin nichts davon gesagt, dass er sich die Freiheit herausgenommen hatte, René Hardy einzuladen.

Zu diesem Zeitpunkt hatten weder Moulin noch Aubry eine Ahnung, wo die Versammlung stattfinden sollte. Nicht anders erging es der Gestapo. Doch ‚die hält einen Mann in ihrer Gewalt, der – Welch glücklicher Zufall für sie – erpressbar ist, ohne dass die anderen Teilnehmer der Versammlung hiervon etwas ahnen!‘.

In Caluire begab sich Dr. Gugoujon nach dem Mittagessen hinunter in das Erdgeschoss, in seine Praxis, die rechts vom Eingang lag, und setzte sich an seinen Schreibtisch, direkt gegenüber der Tür.

Kaum hatte er mit der Sprechstunde begonnen, sah er durch das Fenster zur Linken, das auf die kleine Freitreppe führte, einen Mann mit graumelierten Haaren das Eisentürchen öffnen. Der Besucher durcheilte das von blühenden Rosen erfüllte Gärtchen, sprang geschwind die zehn Stufen der kleinen Freitreppe hinauf, erreichte die Terrasse und klingelte an der Haustür. Dieser ‚Stille Zeitgenosse‘ mit dem sanften Gesicht war der Oberst Lacaze, der sich erst kürzlich der ‚Geheimen Armee‘ angeschlossen hatte und von Delestraint, kurz vor seiner Verhaftung, für die Leitung des Vierten Büros vorgeschlagen worden war. Früher, vor dem Krieg, war er Lehrer an der Reserveoffiziersschule gewesen. Dort hatte André Lassagne zu seinen Schülern gehört.

Als glühender Patriot versuchte der Oberst, die jungen Offiziere, die er einige Jahre zuvor noch ausgebildet hatte, mit in diese Bahn zu ziehen. Für ihn, der sich scherzhaft den ‚Rekruten der Geheimen Armee‘ nannte, war es die erste geheime Versammlung, an der er teilnahm.

Der Treffpunkt war, wie in allen anderen Fällen auch, erst im letzten Augenblick, mündlich von Bruno Larat, genannt ‚Xavier‘, mitgeteilt worden – von einem jener jungen Männer, die ohne zu zögern dem Aufruf des 18. Juni 1940 gefolgt waren. Nach einer kurzen Ausbildungszeit in England war er über Frankreich mit

¹ Henri Michel, a.a.O. S. 213

dem Fallschirm abgesprungen und dann als Offizier mit verschiedenen Missionen betraut worden. Er war der Kommission unterstellt und diente Jean Moulin als Verbindungsmann.

Dr. Dogoujon öffnete Oberst Lacaze, den er nicht kannte, selbst die Tür.

«Guten Tag, Doktor», begann der Offizier höflich. «Ich komme zu dem Treffen, von dem Sie unterrichtet sind.»

«Guten Tag, mein Herr! Treten Sie ein. Ich bin unterrichtet», antwortete der Arzt und begleitete den Besucher in den ersten Stock, in sein Zimmer, das sich genau über der Praxis befand.

Indessen hatten sich Aubry und Hardy vereinbarungsgemäss, doch ohne Wissen der anderen, an der Talstation der Drahtseilbahn getroffen, die durch einen Tunnel hindurch bis hinauf zu den Hügeln des ‚Croix-Rousse‘ führte, dem alten Viertel der ‚Canuts‘, der Lyoner Seidenfabrikarbeiter. Es war dreizehn Uhr dreissig. Lassagne war noch nicht da. Um auf ihn zu warten, gingen die beiden Männer in ein einfaches Café, gegenüber dem kleinen Bahnhof mit den roten Ziegeln, in die ‚Bindfadenbar‘, offenbar so geheissen nach dem Namen, den die Lyoner ihren Seilbahnen gegeben hatten, die ihre beiden Hügel erschlossen: den ‚La Croix – Rousse‘ und den ‚Rourvières‘, von denen der Volksmund sagt, der eine arbeite und der andere bete.

Wo hat René Hardy zu Mittag gegessen?

Zusammen mit Roger Bossé, wird er später behaupten. Das war einer seiner Verbindungsagenten. Und dieser Bossé wird in der Tat, als man ihn dann findet und ausfragt, den Namen des Restaurants angeben – das wahrhaftig in fünf Minuten zu Fuss vom Gestapo-Quartier aus zu erreichen ist. Er wird auch das Menü benennen, das sein Chef wählte, und das Gespräch wiedergeben, das sie während des Essens führten.

Doch eine Frau wird hierzu eine vollkommen andere Darstellung geben.

Diese Frau, Madame Delétraz, arbeitete als Verbindungsagentin zu einem von Oberst Groussard gelenkten Informationsring. Diese Frau hatte sich, von der Gestapo festgenommen und als Schwangere in besonderer Weise bedroht, dazu bereit erklärt, in einer als ‚Falle‘ hergerichteten Wohnung in Lyon als ‚Köder‘ zu dienen. Nach dem Plan der Deutschen sollte sie die Tür öffnen. Vielleicht würden die Widerstandskämpfer dann ohne Misstrauen ein treten und im Inneren von den dort versteckten Polizeibeamten

festgenommen werden. Zum Glück hatte Madame Delétraz die Leiter ihres Informationsringes zuvor warnen können, die ihr daraufhin Order gegeben hatten, sich auf das gefährliche Spiel einzulassen. Hierdurch hofften sie, Informationen über die Gestapo zu erhalten; denn es war praktisch unmöglich, französische Agenten dorthin einzuschleusen, was man umgekehrt, für die Résistance, leider durchaus nicht behaupten konnte . . .

An jenem Montag, dem 21. Juni 1943, hatte Madame Delétraz gegen Mittag endlich die Erlaubnis erhalten, nach sechs Tagen die ‚Falle‘ zu verlassen. Weisungsgemäss begab sie sich zum Sitz der Gestapo.

«Und dort habe ich René Hardy getroffen. Er sass da, inmitten von deutschen Offizieren, welche die Inszenierung für den Nachmittag vorbereiteten, einschliesslich der Festnahme von Hardy und seiner gestellten Flucht, für die sogar die Verwendung von präparierten Hand-schellen vorgesehen war . . .»

Sie präziserte das wie folgt: «Ich hatte den Auftrag, Hardy zu folgen und dann die Deutschen zu dem Treffpunkt zu führen, der ihnen noch unbekannt war.»

In der Tat, Klaus Barbie wusste zwar, dass die Résistance eine sehr wichtige Versammlung einberufen hatte, dass die Köpfe der ‚Geheimen Armee‘ dabei sein würden, und dass ‚Max‘ diese Versammlung leiten würde – nur den Treffpunkt in Caluire, den kannte er noch immer nicht.

Kaum hatte Madame Delétraz das Gestapo-Gebäude verlassen, kannte sie nur noch ein Ziel: unverzüglich die Résistance warnen. So versuchte sie, ihren Chef zu erreichen, der aber war nicht da. Sie hinterliess ihm einen Brief. Doch in der Furcht, der könnte zu spät kommen, versuchte sie noch einen französischen Offizier aus ihrem Bekanntenkreis zu erreichen, den Oberst Delabrosse, der den Kriegsgefangendienst in Lyon leitete. Es war nicht der Moment für lange Redereien. Die Zeit verging. Bald würde es zu spät sein.

«Gehören Sie zur Résistance?» fragte sie ihn ohne Umschweife. «Ich brauche dringend Verbindung zu den Verantwortlichen der ‚Geheimen Armee‘!»

«Nein», erwiderte der. «Doch zwei meiner Offiziersfreunde gehören dazu. Wünschen Sie, dass ich ihnen Bescheid gebe?»

«Ja, ich bitte darum. Es ist wichtig. Handeln Sie, so schnell wie möglich.»

Der Offizier machte sich sofort auf die Suche. Er fand seine beiden Kollegen und sagte ihnen, sie müssten um jeden Preis eine Zusammenkunft der Chefs der ‚Geheimen Armee‘ verhindern, die am Nachmittag stattfinden solle und ‚verpiffen‘ worden sei. Doch das Unglück wollte es, dass keiner der beiden ein einziges Mitglied der ‚Geheimen Armee‘ kannte. Gleich wohl nahmen sie sofort ihre Recherchen auf. Endlich entdeckten sie einen von André Lassagne Briefkästen: Lonjarets Wohnung im Quai de Serbie 7. Dort klingelten sie, einmal, zweimal. Keiner öffnete. Der Wohnungsinhaber war am Vortag nach Paris abgereist. Sie hinterliessen eine kurze Nachricht, die am nächsten Tag Claudius Petit, einem der Verantwortlichen der Organisation, ausgehändigt wurde. Dann gingen sie fort, weil sie alles getan hatten, was in ihrer Macht stand . . .

Am ‚Croix-Rousse‘ sahen Aubry und Hardy gegen dreizehn Uhr fünfundvierzig Lassagne ankommen. Um ungebetene Lauscher zu vermeiden, verliessen sie das Café.

«Ah, Du kommst nicht allein?» wunderte sich Lassagne.

«Nein, ich dachte mir, die Anwesenheit von Didot sei wünschenswert. So habe ich ihn gebeten, mitzukommen.»

«Das war aber nicht vorgesehen.»

«Gewiss. Doch es ist zweckmässig. Du kennst doch ‚Didot‘?»

Aubry spielte damit auf die Anfang Mai von den vereinigten Widerstandsbewegungen getroffenen Entscheidungen an. Durch sie war René Hardy, bis dahin Chef der Gruppe ‚Sabotage fer‘ in der Nordzone, «für die Ausführung von Missionen militärischen Charakters zum Generalstab der ‚Geheimen Armee‘ abgeordnet worden. Und sollte nicht gerade an diesem Nachmittag ein Stellvertreter für den Chef der ‚Geheimen Armee‘ gefunden werden?

«Wenn du meinst», stimmte Lassagne zu. «Doch du trägst die Verantwortung. «

«Klar!»

«Wohin gehen wir jetzt?» fragte René Hardy.

«Ich werde die erste Drahtseilbahn nehmen», antwortete Lassagne. «Ihr besteigt die zweite. An der Endstation steigt ihr in die Strassenbahnlinie 33 nach Caluire um. Ich werde mit dem Fahrrad nachkommen. An der Haltestelle Frères steigt ihr aus und wartet dann einige Minuten auf mich. Ich werde dann zu euch stossen.»

¹ Oberst Passy, *Mémoires*, Band III, ‚Mission secrète en France‘, Pion, 1951, S. 195

Lassagne schaute sich um. Er war misstrauisch, denn seit einigen Tagen hatte er den Eindruck, beobachtet zu werden. Doch offensichtlich wurde er nicht verfolgt. Seine Freunde ebensowenig. Auf der winzig kleinen Place Croix-Pâquet, den die tristen Häuser wie eine Theaterkulisse überragen, war kein Verdächtiger zu sehen.

Um diese Tagesstunde war das Viertel ziemlich leer. In Bahnhofsnähe parkten keine Autos, jedenfalls keine Citroëns, die den Widerstandskämpfern besonders verdächtig erschienen, weil dieser Wagentyp von der Gestapo bevorzugt wurde. Kein Mensch auch in der kleinen stillen Grünanlage, links vom Bahnhof, am Fusse der Anhöhe. Die Bäume glichen Soldaten, die sich anschickten, die Zitadelle der Seidenarbeiter zu stürmen.

Alles war ruhig. Lassagne machte sich, wie vorgesehen, als erster auf den Weg und hob sein Fahrrad auf die Plattform des gelbrot gestrichenen Strassenbahnwaggon. An der Endstation angekommen, schwang er sich auf sein Fahrrad und brauste in voller Fahrt bis zur Villa des Dr. Dugoujon. Dort stellte er es im Hausflur ab. Ja sicher, in jenen Zeiten war ein Fahrrad eine Kostbarkeit! Einen Diebstahl durfte er nicht riskieren.

«Was kann ich tun, André, um dir zu helfen?» fragte der Arzt.

«Kümmere dich um nichts, Freddy. Ich werde meine beiden Freunde an der Strassenbahnhaltestelle abholen und komme gleich wieder.»

Beim Passieren des mit einem Krückenkreuz (dem Kreuz von Jerusalem) gekrönten eisernen Gartenpörtchens blickte Lassagne misstrauisch um sich. Der kleine Platz war leer. Auf den Platanen sassens piepsende Spatzen. Stille auch hier. Das beruhigte ihn.

Er ging Aubry und Hardy entgegen, die ganz in der Nähe, an der Strassenbahnhaltestelle in der Hauptstrasse, auf ihn warteten. Er begleitete sie bis zum Haus und stieg mit ihnen zum ersten Stock hinauf, wo sie den Oberst Lacaze trafen. Die vier waren im Zimmer des Arztes.

Ein Fenster dieses Raumes lag zu einem kleinen Schrägdach hin, über das man im Notfall hätte fliehen können. Doch dazu hätte man rechtzeitig gewarnt werden müssen. Um das Haus herum war kein Schutzring gezogen, nicht einmal ein Wachposten in ausreichender Entfernung aufgestellt worden, der durch Boten oder über das Telefon hätte Alarm schlagen können. Bei einem derart wichtigen Treffen eine unglaubliche Leichtfertigkeit! . . .

Marcel Rivière, Chef der freien, nun in die vereinigten Widerstandsbewegungen eingegliederten ‚Combat‘-Gruppen, war über das Treffen informiert worden. Er hatte sogleich vorgeschlagen, sich persönlich um die Sicherheitsprobleme zu kümmern. Doch man hatte sein Angebot ausgeschlagen.

«Ein Treffen in einem freistehenden Haus, mit nur einem einzigen Ausgang und ohne die mindesten Sicherheitsvorkehrungen, welch ein Wahnsinn! . . .», wird er später hierzu sagen.

In aller Ruhe, als würde nichts geschehen, setzte Dr. Dugoujon seine Sprechstunde fort. Als er die Tür zum Wartezimmer öffnete und den ersten Nachmittagspatienten hereinrufen wollte, stand ein grosser, gutaussehender junger Mann mit lächelndem Gesicht auf: «Ich bin wegen der Spezialuntersuchung hier, Doktor!»

«Ach ja, ich weiss schon», sagte Dugoujon,

Es war Bruno Larat.

Der Arzt geleitete ihn in den ersten Stock und kehrte sofort ins Wartezimmer zurück. Es war ein kleiner Raum, links vom Eingangsflur gelegen. Durch eine Fenstertür gelangte man auf eine Terrasse. Das Zimmer war recht einfach eingerichtet: Um einen niedrigen, mit Zeitschriften bedeckten Tisch standen Stühle und einige Clubsessel. Zwei grosse leere Regale umrahmten einen Kamin. Der Boden war mit Linoleum ausgelegt. Vier Frauen und ein Schutzmann warteten, zur Behandlung aufgerufen zu werden.

«Der erste oder die erste», rief der Doktor, die Türe öffnend.

Eine Frau stand auf. Er bat sie in sein Sprechzimmer, das sich auf der anderen Seite des Flurs, in der Nähe der Treppe befand.

Dr. Dugoujon war so in seine Arbeit vertieft, dass er die Ankunft Jean Moulins nicht bemerkte, von dem er im Übrigen auch weder den Decknamen noch die Funktion in der Résistance kannte.

Entgegen seiner Gewohnheit verspätete sich der ehemalige Präfekt von Eure-et-Loir. Um vierzehn Uhr war er mit Raymond Aubrac an der Place Carnot, in der Nähe des Glockenturmes verabredet . . ., dem wollte er seinen Adjutanten Claude Serreules vorstellen, der vor ihm nach Paris fahren, seine Ankunft vorbereiten und vor allem die durch die Festnahme Delestrains abgerissenen Fäden neu knüpfen sollte.

Nach der Unterredung begab sich Serreules zum Bahnhof Per-rache, während Jean Moulin und Raymond Aubrac zusammen zur Drahtseilbahn von Croix-Päquet gingen, wo Oberst Schwarzfeld sie erwarten sollte. Doch der war nicht da. Jean Moulin schickte

seinen Sekretär de Graaff lös, der ihn zu Hause abholen sollte. Der hohe Offizier, unternetzt, mit graumeliertem Haar, sass friedlich mit seiner Familie zu Tisch. Dieser Zwischenfall bedeutete für Jean Moulin eine weitere Verspätung. De Graaff verschwand, und die drei Männer konnten endlich zusammen die Drahtseilbahn und anschliessend die Strassenbahn nach Caluire besteigen.

Als sie endlich bei Dr. Dugoujon eintrafen, wurden sie von der alten Haushälterin Marguerite für Patienten gehalten und links ins Wartezimmer dirigiert.

Weitere Augenblicke vergingen . . .

Dr. Dugoujon hatte soeben die Untersuchung eines jungen Mädchens beendet, das mit seiner Mutter gekommen war, und hinter seinem Schreibtisch Platz genommen, um ein Rezept auszustellen. In diesem Augenblick sah er zwei oder drei Köpfe zu seiner Linken am Fenster auftauchen.

«Wenn André Lassagnes Freunde mir nun auch noch durch das Fenster in die Praxis schauen, geht das entschieden zu weit», dachte er sich.

Er stand auf, ging hinaus und öffnete die Eingangstür in der Absicht, diesen neugierigen Besuchern etwa folgendes zu sagen:

«Treten Sie ein, meine Herren. Ihre Freunde erwarten Sie schon im ersten Stock.»

Er prallte auf zwei Riesenkerle.

«Zwei wahre Kleider schränke», erzählte er später, als er sich an diese Szene erinnerte, die in allen ihren Einzelheiten in seinem famosen Gedächtnis haften geblieben ist. «Auch konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, als trügen sie kugelsichere Westen unter ihren Jacken.»

Die beiden Kolosse liessen ihm nicht einmal Zeit, den Mund zu öffnen.

«Deutsche Polizei!»

Sie betraten den Flur.

«Bei ihnen wird gerade eine Versammlung abgehalten», sagten sie zum Arzt.

«Eine Versammlung?» wunderte sich Dugoujon. «Sicher nicht. Ich habe gerade Sprechstunde.»

Doch die beiden Polizisten gaben sich damit nicht zufrieden. Madame Delétraz war ihnen bis zu Dr. Dugoujons Villa gefolgt. Letztere hatte tatsächlich, nach ihren vergeblichen Versuchen, die Chefs der ‚Geheimen Armee‘ zu warnen, nicht mehr versucht zu

verschwinden. Das hätte sie zwar tun können, dadurch aber ihre ganze Familie gefährdet. So hatte sie die Mission, die ihr von Barbie übertragen worden war, zu Ende geführt: Hardy bis zum Treffpunkt zu folgen. Sie war in die gleiche Drahtseilbahn gestiegen wie Aubry und hernach in die gleiche Strassenbahn. Alle, die sie an jenem Tag gesehen hatten, haben eine genaue Erinnerung an diese Frau bewahrt: Sie hatte eine rote Bluse getragen. Wie aber hätte Aubry diese Mitreisende verdächtigen können?

Als sie das Haus in Caluire ausfindig gemacht hatte, war Frau Delétraz wieder zur Place Coix-Pâquet zurückgekehrt, wo sie mit Barbie und seinen Männern zusammentraf, die sie im Auto erwarteten. Sie versuchte Zeit zu gewinnen, in der Hoffnung, ihre Botschaft habe endlich die Chefs der ‚Geheimen Armee‘ erreicht und die Deutschen kämen zu spät.

Sie versuchte, den Gestapo-Männern, die ihr eine Karte von Lyon und den Vororten vorhielten, etwas vorzumachen und behauptete, sie sei einfach ausserstande, den Ort anzuzeigen, von dem sie soeben herkomme. Sie könne Landkarten nicht lesen, behauptete sie. Doch die Sicherheitsbeamten fielen auf diese List nicht herein und drangen weiter in sie. Endlich schlug sie ihnen vor, der Strassenbahnlinie Nr. 33 zu folgen. In den Augen dieser Frau war jede für die Gestapo verlorene Minute für die Résistance gewonnen. So führte sie die Polizeibeamten über die Place Castellane hinaus bis zu einem unbebauten Grundstück. Dort angelangt, gab sie vor, sich verlaufen zu haben. Die Deutschen wurden ungeduldig, wütend, bedrohten sie. Endlich, in der Überzeugung, die Anführer der Résistance hätten genügend Zeit gehabt, liess sie die Autos wenden und leitete Barbie nebst seiner Mannschaft zum Haus des Dr. Dugoujon.

Während die beiden Kolosse den Arzt in Schach hielten, der unablässig wiederholte, er wolle seine Untersuchungen fortsetzen, stürzten die anderen Polizeibeamten ins Haus: Einige kamen sogar durch die offene Fenstertür des Wartezimmers. Es waren sechs oder sieben Mann, alle in Zivil, darunter mehrere Franzosen.

Klaus Barbie, der die Aktion persönlich leitete, stieg zum ersten Stock hinauf, gefolgt von seinem Leibwächter Steingritt sowie mehreren Polizisten.

„Sogleich kam es zum Handgemenge, mit Ohrfeigen und Fusstritten“, berichtet Laure Moulin, die Schwester von Jean Moulin, die

später eine minuziöse Untersuchung der Ereignisse durchführte. Im Handumdrehen sind die Arme der Gefangenen mit Handschellen auf dem Rücken zusammengebunden, nur bei Hardy nicht. Alle werden gründlich abgetastet und gefilzt, nur Hardy nicht. Dessen Durchsuchung geht derart oberflächlich vonstatten, dass er sogar einen im Jackenärmel versteckten Revolver behält. Während alle anderen, mit Ausnahme von Lacaze, misshandelt und geschlagen werden, fasst man Hardy allem Anschein nach nicht allzu hart an¹.

Der Reihe nach wurden die Gefangenen in das Esszimmer auf der anderen Seite des Treppenabsatzes gebracht. Dort brach Barbie ein Bein des Henri-II.-Tisches ab und benutzte ihn als Knüppel. Mit voller Kraft hieb er auf den Rücken, die Schultern und sogar auf die Köpfe seiner Opfer ein. Besonders heftig fiel er über Aubry her, den er ausserdem noch bei seinem Decknamen rief.

«Na Thomas, irgendetwas nicht in Ordnung? Gestern warst du fröhlicher. Erinnerst du dich nicht? Gestern, bei der Morand-Brücke, an der Place Tolozan: Ich sass auf einer Bank, neben Didot, und las meine Zeitung.

Aubry wurde Hardy gegenübergestellt und dann allein in das Zimmer des Arztes zurückgeführt. Er nahm an, man habe Hardy in das erste Auto einsteigen lassen.

Dann wurde Lassagne in das Esszimmer hineingeführt und brutal zusammengeschlagen.

Während des Verhörs vernahm er aus der Richtung des Platzes drei oder vier kurze Schüsse. Die Deutschen bemerkten sie zwar, schenkten ihnen aber keine besondere Aufmerksamkeit. Im Gegenteil, Lassagne fiel es auf, dass sie sich kurz zulächelten. Auch Aubry, im Zimmer des Arztes, hatte kurze Schusswaffengeräusche vernommen. Im Unterbewusstsein, ohne besonders darüber nachzudenken, registrierte er bei sich, dass dies kurz nach dem Weggang von René Hardy geschah.

In der Tat hatten die Polizisten René Hardy schon abgeführt und zu einem am Platz am parkenden Wagen geschafft. Er war, wie gesagt, der einzige von den in der Villa aufgegriffenen Widerstandskämpfern, der keine Handschellen trug. Später wird er berichten, man habe ihm nur eine einfache Schnur um das Handgelenk gebun-

¹ Laure Moulin, *Jean Moulin*, Presses de la Cité, 1969, S. 444

den, an dessen Ende habe sich ein Stück Holz befunden und daran habe ihn ein Gestapo-Mann festgehalten.

Der wollte René Hardy in den Wagen einsteigen lassen, in dem schon eine von Dr. Dugoujons Patientinnen sass. Die allerdings bemerkte von einer Schnur am Handgelenk nichts. Doch wer kümmert sich schon um solche Details!

In dem Augenblick, als der Polizist die Wagentür öffnete, versetzte ihm René Hardy einen heftigen Faustschlag in die Magen-grube. Der Mann taumelte und liess seine Beute los. Hardy rannte Hals über Kopf kreuz und quer zwischen den Bäumen der Place Castellane hindurch, auf und davon. Zwei Deutsche nahmen die Verfolgung auf und gaben drei bis vier Revolverschüsse ab. Diese Schüsse sind von zehn bis zwölf Personen vernommen worden. Es ist jedoch auffallend, dass ein dritter, an der Haustüre postierter Polizist von seiner Maschinenpistole keinen Gebrauch machte.

Hardy erreichte die Castellane-Höhe und rannte sie hinab. Die beiden Deutschen verfolgten ihn nicht weiter. Er warf sich in einen Graben und versteckte sich im Unterholz.

«Versteckspielende Kinder hätten Hardy ohne weiteres entdeckt», wird Dr. Dugoujon später aussagen.

Ein alter Strassenarbeiter hatte die Szene mit grösstem Erstaunen beobachtet. Als man ihn später zu den Schüssen der Deutschen vernimmt, äussert er sich wie folgt:

«Ein einziger Mann hat geschossen. Und nicht auf den blonden fliehenden Mann. Er zielte auf die grosse Mauer, die sich auf der anderen Strassenseite der Castellane-Höhe hinzieht . . .»

Doch Hardy ist von einer Kugel getroffen worden: Am linken Arm, vorne. War es ein Gestapo-Geschoss? Nein. Ein 1947 angeordnetes ärztliches Gutachten, das 1950 durch deutsche Zeugen bestätigt wurde, wird beweisen, dass der Schuss aus nächster Nähe abgefeuert wurde. Hardy selbst war es, wie er später einräumen wird, der sich die Verletzung beibrachte, und zwar mit dem Revolver, der im Jackenärmel die Untersuchung überstanden hatte . . .

Hardy tauchte bei Bekannten, im Haus der Madame Damas, im Quai de Serin, unter. Am Tag darauf wurde er von der französischen Polizei festgenommen und auf seinen Antrag in das Antiquaille-Hospital eingewiesen. Die Gestapo forderte seine Übergabe. Das geschah. Er wurde in das Militärkrankenhaus von Croix-Rousse verlegt, das die Deutschen für ihre Angehörigen benutz-

ten, und dort, so schien es wenigstens, gut bewacht. Auf abenteuerlichste Weise gelang ihm die Flucht: Er sprang aus dem Fenster des zweiten Stockwerks und kletterte über die Umfassungsmauer. Eine erstaunliche gymnastische Leistung für einen Mann, der einen Arm in Gips trug . . .

Indessen hatte Barbie seine Verhöre im ersten Stock von Dr. Dugoujons Villa fortgesetzt. Oberst Lacaze entging den Misshandlungen, wenn man von einigen Püffen absieht. Verdankte er diese Nachsicht seinen grauen Haaren oder dem Umstand, dass Lassagne ausgesagt hatte, er gehöre nicht zur Résistance? Stattdessen machten sich die Polizisten über Bruno Larat her, der auf grausame Weise mit dem Tischbein zusammengeschlagen wurde.

Vom Parterre aus hörte Dr. Dugoujon die Schreie der Unglücklichen und das Gebrüll der Polizisten auf Deutsch und französisch. Nach einiger Zeit wurde er zusammen mit Marguerite in die Praxis geschoben. In einem unbeobachteten Augenblick flüsterte er seiner Haushälterin leise zu:

«Benachrichtigen Sie Dr. David!»

Brüsk wird er von einem Polizisten auf Deutsch unterbrochen. Er versteht das nicht und erhält zur Verdeutlichung einen heftigen Fusstritt in den Unterleib.

Der Deutsche fesselte ihm die Arme mit Handschellen über dem Rücken und schaffte ihn in das Wartezimmer.

In gleicher Weise gefesselt standen dort Oberst Schwarzfeld, Aubrac und ein dritter Mann, ‚Max‘, wie er später erfahren wird. Aubrac flüsterte dem Neuankömmling zu:

«Ich heiße Ermelin.»

Jean Moulin schloss sich leise an:

«Und ich Jacques Märtel.»

Dugoujon konnte die Namen kaum verstehen.

Jean Moulin hatte noch Zeit gehabt, Aubrac einige Papiere zuzustecken, die in seinem Jackenfutter versteckt gewesen waren. Andere hatte er unzugänglich gemacht, in dem er sie hinunterschluckte. Dugoujon beobachtete noch, wie er diskret an diesen Papierstücken kaute.

Die fünf oder sechs Patienten, die sich zitternd vor Angst, noch immer im Wartezimmer aufhielten, wurden von den Polizisten hinausgeführt. Als Klaus Barbie im ersten Stock fertig war, kam er ins Erdgeschoss zurück, betrat das Wartezimmer und befahl den vier Männern, sich umzudrehen. Mit kalten, schneidenden Bli-

cken mass er sie der Reihe nach. Jean Moulin hatte seine Sicherheitsvorkehrungen getroffen. Er verlangte man solle ihm die Handschellen abnehmen. Er kramte in seiner Tasche und zog den Brief eines praktischen Arztes hervor, der an Dr. Dogoujon gerichtet war und in dem nach der Adresse eines Rheumaspezialisten gefragt wurde. Mit grosser Überzeugungskraft spielte er die Rolle des Patienten, der zu einer ganz normalen Arztvisite gekommen war.

«Und Sie?» fragte Barbie Oberst Schwarzfeld. «Sie sind natürlich auch ein Kranker?»

«Natürlich», antwortete dieser, ohne mit der Wimper zu zucken. «Ich leide an Harnbeschwerden und befürchte, etwas an der Prostata zu haben, weswegen ich den Arzt aufsuchte.» Aubrac erfand eine ähnliche Geschichte.

Klaus Barbie gehörte durchaus nicht zu den Leuten, die man so leicht hinters Licht führen kann. Doch er war verunsichert. Womöglich sagten die drei Männer wirklich die Wahrheit. Vielleicht waren es tatsächlich Kranke, die an diesem Nachmittag als Patienten hierher gekommen waren. Ihre Aussagen mussten überprüft werden. Das konnte unter Umständen viel Zeit kosten.

«Schluss. Genug jetzt. Erst einmal nehme ich alle mit!»



*Französische Widerstandskämpfer führen
misshandelte deutsche Gefangene ab.*



*In einem Dorf in der Bretagne
werden Angehörige der Resistance
festgenommen.*



*Französische Widerstandskämpfer mit
einem erbeuteten Wehrmachtsauto
im August 1944.*



*Die Befreiung von Paris im Jahre 1944.
Die Pariser Bevölkerung
hat die Strasse aufgerissen und
errichtet Barrikaden.*



*Als die Invasion der Alliierten
im Juni 1944 begann, holten Resistance-
Kämpfer ihre seit langem in Scheunen
verborgenen Waffen hervor.*



*Während der Befreiung im
Jahre 1944 werden die Gefangenen
in das Rathaus gebracht.*



*Mitglieder der Pariser Polizei
geben im Jahre 1944 das Signal zur
Erhebung gegen die Deutschen.*



*Kaum hatte die alliierte Invasion begonnen,
da griff die Resistance zu den Waffen.
Zivilisten und Halbuniformierte griffen
die deutschen Nachschubwege und
zurückgehende Truppen an.
Es kam zu furchtbaren Ausschreitungen
auf beiden Seiten.*

Jean Moulins Leidensweg

Die deutschen Polizisten schleppten ihre Gefangenen zur Place Castellane, ganz in die Nähe des Rathauses von Caluire, wo sie drei oder vier Citroëns geparkt hatten, und kehrten unverzüglich nach Lyon zurück, durchfuhren in rasendem Tempo die Eingangstore der Sanitätsschule und sperrten kurzerhand alle Verhafteten in den Keller des Gebäudes.

Zu diesem Zeitpunkt wusste Klaus Barbie noch immer nicht, wer von diesen Männern Jean Moulin war. Sein Verdacht richtete sich durchaus nicht in besonderem Masse gegen jenen Mann, den er zusammen mit anderen Patienten im Warteraum des Dr. Dugoujon angetroffen und der behauptet hatte, sein Rheuma habe ihn dorthin geführt. Der besass zudem gültige Ausweispapiere auf den Namen Jacques Martel, geboren am 22. April 1897 Pecquigny, Département Somme, Franzose, ledig, Dekorateur und wohnhaft in Lyon, Rue Ernest-Renan Nr. 17.

Der Gestapo-Chef war noch immer überzeugt, ‚Max‘ müsse einer jener Besucher sein, die er in Dr. Dugoujons Zimmer überrascht hatte. Dass Aubry es nicht war, wusste er. Auch sah er sehr wohl, dass weder Lacaze noch Larat der ihm bekannten, aber recht ungefähren Personenbeschreibung entsprachen. So blieb nur Lasagne, den er dann auch – wie sich schon in der Artzvilla gezeigt hatte – mit einer unglaublichen Brutalität misshandelte, mit Fusstritten traktierte, bis er Blut urinierte!

Barbies Unschlüssigkeit war auch die Erklärung dafür, dass er die Gefangenen so unterschiedlich behandelte an diesem Abend: Denen, die man im Erdgeschoss festgenommen hatte, erlaubte er sich zu setzen, die aus dem ersten Stock mussten stehen.

Gegen Mitternacht wurden sie alle aus dem Keller herausge-

holt, zur Festung Montluc geschafft und in Einzelzellen gesperrt. Als die Gefangenen am nächsten Morgen, am Dienstag, dem 22. Juni, zu einem Rundgang in den Innenhof der Festung geführt wurden, sagte Jean Moulin zu Dr. Dugoujon im Vorbeigehen nur: «Ich wünsche Ihnen viel Mut.»

Am Mittwoch, dem 23., gegen Mittag, beobachtete Dr. Dugoujon durch das Guckloch seiner Zellentüre, wie zwei Polizeibeamte Jean Moulin abholen. Erst gegen zehn oder elf Uhr abends brachten sie ihn zurück. Er hinkte und trug einen dicken Kopfverband: Nun endlich wusste Klaus Barbie, wer ‚Max‘ war.

Am Donnerstag, dem 24., wiederum ‚Verhöre‘, den ganzen Tag hindurch! Am Abend sah Aubrac, wie man den armen ‚Max‘ zurückbrachte: Er konnte nicht mehr gehen. Zwei Soldaten stützten ihn, trugen ihn fast in seine Zelle zurück. Sein Gesicht war so angeschwollen, dass man ihn nicht wiedererkannte.

Trotz der entsetzlichen Folterungen aber war es Barbie nicht gelungen, Jean Moulin auch nur ein einziges Geständnis zu entlocken. So musste ihm erst einmal daran gelegen sein, diesen Gefangenen am Leben zu halten, ja sogar für ein wenig Erholung zu sorgen. Das müsse – meinte er – künftige Verhöre erleichtern. Ausserdem liess er ihn die ganze Nacht hindurch von zwei Soldaten bewachen. Sie gaben ihm zu trinken und legten ihm einen frischen Verband an. Irgendwann hörte Dr. Dugoujon, wie die beiden Wächter untereinander diskutierten.

«Ich verstand, dass sie sich stritten», berichtet er. «Der eine muss zum anderen wohl gesagt haben: ‚Was auch geschehen sein mag, es gibt kein Recht, einen Menschen derart zuzurichten!‘»

Am Freitag, dem 25., wird Jean Moulin abgeholt. «Ich habe ihn niemals wiedergesehen», erzählte Dr. Dugoujon. In der Festung Montluc wurde auch Christian Pinegau festgehalten¹.

Den Anfang Mai in Lyon unter dem falschen Namen Jacques Grimaux Festgenommenen hielt man für einen Untergebenen. Weil es ihm gelungen war, seinen Rasierapparat zu behalten, gab er sich als Friseur aus. Dann und wann nahmen die Wächter seine Dienste in Anspruch.

Eines morgens, im Gefängnishof, in den die Gefangenen zum

¹ Christian Pineau, Sozialist, Gewerkschaftsmann der C.G.T. in der Abteilung Banken und Börsen, war einer der ersten, zusammen mit Robert Lacoste, dem ehemaligen Sekretär des Beamtensbundes, aktiv zur Résistance gestossen. Später Minister in der Vierten Republik.

alltäglichen ‚Spaziergangs‘ einem schweigenden Rundgang, gebracht wurde, durchfuhr Pineau plötzlich ein heftiger Schmerz:

«Unter den neuen Gefangenen», berichtet er, «erkannte ich Jean Moulin wieder . . . Die Festnahme von Max ist eine Katastrophe für die Résistance. Dabei kann man nicht für einen einzigen Augenblick am Mut dieses Mannes zweifeln: Er wird nicht sprechen, was immer man mit ihm machen wird! Doch es laufen so viele Fäden in seinen Händen zusammen, dass es schwierig sein wird, sie neu zu knüpfen. Für die Vorbereitung der Landung auf französischem Boden, sofern das Unternehmen im Herbst stattfinden sollte, mussten sich jedenfalls beträchtliche Verzögerungen ergeben. Es versteht sich von selbst, dass wir nicht die geringsten Zeichen des Wiedererkennens wechselten, ein einziger Blick sagte alles.

Am nächsten Tag sehe ich ‚Max‘ noch einmal beim Rundgang: blass, abgespannt, mit geschwollenen Augen. Am übernächsten Tag ist er nicht mehr da . . .»

Am 20. Juni 1943, der Tag war ziemlich ruhig verlaufen, wurde um achtzehn Uhr Christian Pineaus Zellentüre geöffnet. Ein deutscher Unteroffizier bedeutete ihm herauszukommen.

«Nicht anziehen, nehmen Sie nur Ihren Rasierapparat mit.»

Was sollte das nur bedeuten? Wozu dieser seltsame Befehl? Der Gefangene ging die Treppe hinunter, begleitet nur von einem einzigen Wachposten, mit gezückter Maschinenpistole. Alles war ruhig im Gefängnis. Der Unteroffizier liess Pineau in den Nordhof hinaustreten und brachte ihn zu einer Bank, auf der, bewacht von einem Soldaten mit geschulterter Waffe, ein Mann lag. «Rasieren Sie den Herrn», sagte der Unteroffizier.

«Ich kann meine Verwirrung, mein Entsetzen nicht beschreiben», erzählt Christian Pineau, «als ich bemerkte, dass der Mann, der da vor mir lag, niemand anderes war als Max Moulin: Bewusstlos, mit so tiefliegenden Augen, als hätte man sie ihm in seinen Schädel hineingedrückt; im Kopf eine scheussliche bläuliche Wunde; die Lippen angeschwollen. Kaum wahrnehmbar röchelte er. Kein Zweifel: Die Gestapo hat ihn gefoltert.»

«Fangen Sie an, Monsieur», wiederholte der Unteroffizier, dem das Zögern dieses Gelegenheitsfriseurs nicht entgangen war. Seinen kleinen Rasierapparat in der Hand, so stand Christian Pineau vor diesem Körper, der kaum noch Leben zeigte, und überlegte,

wie er denn dieses geschundene Gesicht möglichst behutsam berühren konnte.

«Könnte ich etwas Wasser und Seife bekommen?» fragte er.

«Sofort, Monsieur.»

Der Unteroffizier ging persönlich, die verlangten Sachen zu suchen. Der Wachsoldat kümmerte sich nicht weiter um Christian Pineau, weil niemand ihn ausdrücklich mit der Bewachung dieses Gefangenen beauftragt hatte. So konnte sich der falsche Friseur,, ohne irgendeine Reaktion des Wachsoldaten auszulösen, ‚Max‘ nähern, die Hand vorsichtig auf dessen Stirn legen und seine kalten Hände anfassen.

«Als ich Wasser und Seife hatte», berichtet Christian Pineau, «versuchte ich, ihn zu rasieren, ohne die geschwollenen Teile des Gesichts noch mehr zu verletzen. Die Klinge war nicht mehr gut, zu viele Haare hatte man schon damit geschnitten, doch nach und nach gelang es mir, die Backen und die Gesichtspartie oberhalb der Lippen freizuschaben. Was sollte solch makabre Prozedur an einem zum Tode Verurteilten? Was diese lächerliche Toilette nach den Greueln der Folter? Unerklärliche Blüten der Nazi-Mentalität. Der Unteroffizier war gegangen. Mit leicht zitternder Hand führte ich meine Arbeit zu Ende, während der Soldat nur gleichgültig zuschaute, als säße er in einem Friseursalon und warte, bis er an der Reihe sei. Die Zeit verging. Plötzlich schlug Max die Augen auf, schaute mich an. Ich War sicher, er hatte mich wiedererkannt. Wie aber konnte er meine Anwesenheit in seiner Nähe in diesem Augenblick begreifen?

Trinken, flüsterte er.

Ich wandte mich zu dem Soldaten um: Ein wenig Wasser.

Ein kurzes Zögern, dann nahm er den Becher mit dem Seifenwasser, ging zum Brunnen, spülte ihn aus und brachte ihn mir mit frischem Wasser gefüllt zurück.

Indessen beugte ich mich über ‚Max‘, murmelte ihm einige sicher banale und dumme Trostworte zu. ‚Max‘ sagte vier oder fünf Wörter auf englisch, mit gebrochener Stimme, so undeutlich, dass ich ihn nicht verstehen konnte. Dann trank er einige Schluck aus dem Becher und verlor das Bewusstsein wieder.

Niemand kam, mich abzuholen. So blieb ich neben ihm und betrachtete öein unbewegliches Gesicht. Es war wie eine Totenwache. Langsam nahte die Nacht. Im Gefängnis gingen die Lichter an . . .»

Es war fast zweiundzwanzig Uhr, als der Unteroffizier in den Hof zurückkehrte. «Sie sind noch hier?» wunderte er sich, als er den angeblichen Friseur erblickte.

Der Deutsche machte ein erstauntes Gesicht. Als hätte nicht er ihn an dieser Bank hier vergessen. «Sehr spät! Sie gehen in ihre Zelle zurück! Schnell!»

Christian Pineau gehorchte. Nach dem Krieg vermerkt er hierzu in seinen Memoiren: «Mit seinen Schlüsseln rasselnd, stieg der Unteroffizier hinter mir die Treppe hoch. Max Moulin indessen blieb auf seiner Bank liegen. Und dort haben sie ihn sicher die ganze Nacht verbringen lassen¹.»

Am nächsten Tage, am Freitag, dem 26. Juni, wurden sechs von den in Caluire festgenommenen Widerstandskämpfern mit der Bahn nach Paris gebracht: Lassagne, Aubry, Schwarzfeld, Lacaze, Dugoujon und Larat. Hinzu kam Madame Raisin, die man am Dienstag, dem 22., in Aubrys Büro festgenommen hatte. Jean Moulin wird einige Tage länger in Lyon festgehalten. ‚Wahrscheinlich‘, so schreibt seine Schwester Laure, ‚war er nach der Behandlung durch Barbie derart mitgenommen, dass er die Reise nicht überstanden hätte, vom dem Skandal, den der Anblick dieses Sterbenden sicherlich hervorgerufen hätte, ganz abgesehen².‘

Trotz seines Zustands unterzogen die Gestapo-Männer Jean Moulin in Lyon ständig neuen Verhören, in der Hoffnung, ihm ein Geständnis zu entreissen. Eines Tages gab ihm Barbie, der um jeden Preis Namen und Adressen haben wollte, Bleistift und Papier. Der Gefangene schien willig, kritzelte kurz irgend etwas hin. Barbie entriss ihm das Blatt und bekam einen Wutanfall: Jean Moulin, ein hervorragender Zeichner, hatte die Karikatur seines Folterers skizziert . . .

Ein anderes Mal, nachdem man ihn als Chef der Résistance identifiziert hatte, zeigte ihm Barbie oder einer seiner Mitarbeiter ein Stück Papier, auf dem sein richtiger Name geschrieben stand: ‚Jean Moulins‘. Der arme ‚Max‘ verlangte einen Bleistift und strich mit zitternder Hand das ‚s‘.

In den letzten Juni tagen wurde Jean Moulin im Auto nach Paris geschafft. Befürchteten seine Folterknechte den Tadel ihrer Vor-

¹ Christian Pineau: *La Simple Vérité*, Julliard, S. 121-124

² Laure Moulin: *Jean Moulin*, Presses de la Cité, 1969, S. 448

gesetzten, wenn er unter ihren Händen sterben sollte? Oder gab es einen Befehl der obersten deutschen Polizeispitze in Frankreich? Eines ist sicher: Barbie war zu der Gewissheit gelangt, dass ‚sein‘ Gefangener nicht sprechen wird. Der war derart geschwächt, dass er wahrscheinlich schon das Bewusstsein verloren hatte . . .

Man brachte ihn nach Neuilly, in eine vom Gestapo-Chef Boemelburg bewohnte Villa. Dort wurde er eines Tages General Delestraint und André Lassagne gegenübergestellt. Letzterer berichtet hierüber später:

«Der Unglückliche lag auf einem Sofa, den Kopf dick verbunden, das Gesicht gelb und zerschunden. Er atmete nur noch schwach. Allein seine Augen schienen noch zu leben.»

Mag sein, dass sich dort, einige Zeit darauf, dem von Folterungen zermarterten Leib der letzte Seufzer entrang und Boemelburg die lästige Leiche dann per Bahn nach Deutschland schickte. Es kann aber auch sein, dass Jean Moulin noch immer atmete, als man ihn in den Zug verfrachtete, und dann dort, in dem reservierten Abteil, zwischen zwei deutschen Polizeibeamten, gestorben ist: Entweder kurz vor Ankunft des Zuges in Frankfurt, wie ein gewisser Meiners, ein Gestapo-Dolmetscher, bezeugt, oder auf dem Bahnhof von Metz, am 8. Juli 1943, gegen zwei Uhr morgens, wie es aus dem deutschen Bericht hervorgeht. Trotz aller Nachforschungen war dieser Punkt nicht aufzuklären.

Stumm bis zum Ende seines Leidenswegs starb der Mann, den André Malraux eines Tages den ‚Anführer des Volkes der Nacht‘ nennen sollte, den Tod eines Helden.

Die Sterbeurkunde tauchte am 11. Februar 1945 in Standesamt Metz wieder auf. Gleichzeitig fand man einen Vermerk des Oberstabsarztes Beschke in deutscher Sprache, aus dem hervorgeht, dass dieser von der Gestapo mit der Autopsie des Körpers des ihm unbekanntem Gefangenen beauftragt worden sei und dass ‚der Tod wahrscheinlich durch einen Herzanfall eingetreten ist‘. Eine der üblichen Verharmlosungen, mit denen die SS-Ärzte ihre Verbrechen in den Konzentrationslagern zu tarnen pflegten.

Am 9. Juli 1943 wurde Jean Moulin auf dem Friedhof Père Lachaise eingäschert. Seine Asche wurde in der Urne Nr. 10 137 in dem der Résistance vorgehaltenen Geviert beigesetzt unter der Inschrift: ‚Dies ist vermutlich die Asche von Jean Moulin‘.

Am 19. Dezember 1964 wurde diese Urne in Anwesenheit de Gaulles feierlich ins Panthéon überführt. Bevor die Menge den

„Gesang des Partisanen“ anstimmte, klang André Malraux' mitreissende Rede mit den Worten aus:

«Jugend Frankreichs, vernimm heute den Gesang unseres Unglücks. Es ist der Trauermasch für die Asche, vor der wir hier stehen. Sie wird ihre Ruhe finden an der Seite von Carnot, den Soldaten des II. Jahres, von Victor Hugo, seines Misérables, neben Jaurès, bewacht von der Gerechtigkeit und unter dem langen Ehrengeleit der entstellten Schatten. Heute o Jugend, gedenke dieses Mannes, wie deine Hände sich diesem elenden, entstellten Gesicht des letzten Tages genähert hätten, seinen Lippen, die nicht gesprochen hatten. An jenem Tag war es das Antlitz Frankreichs.»

Raymond Aubrac war wie alle, die in den Hinterhalt von Caluire geraten waren, in das Gefängnis der Festung von Montluc eingesperrt worden.

Zwei Tage später, am 23. Juli, erreichte es Lucie, seine Frau, die ein Kind erwartete, Barbie zu treffen. Der wies ihr die Tür. Durch Vermittlung eines Lyoneser Industriellen und Widerstandskämpfers gelang es ihr, im Charlton-Hotel Kontakt zu einem deutschen Offizier, einem Mitglied der Kommission für Wirtschaftskontrolle, zu knüpfen. Unter dem Eindruck kostspieliger Geschenke erklärte dieser sich Anfang September bereit, sie mit einem Gestapo-Offizier bekanntzumachen.

«Die deutsche Polizei», so erklärte sie ihm, «hat meinen Freund festgenommen. Ich bin in einer unmöglichen Lage.»

«Warum?» entgegnete der verwundert.

«Weil ich schwanger bin. Stellen Sie sich nur vor, was meine Familie sagen wird, wenn sie das erfährt. Sie müssen mir unter allen Umständen zu einem Treffen mit meinem Freund verhelfen.»

«Was wird das ändern?»

«Der Untersturmführer Barbie hat mir gesagt, mein Freund sei zum Tode verurteilt. Vor seiner Hinrichtung möchte ich ihn überreden, mich zu heiraten, damit unser Kind seinen Namen erhält!»

Das überzeugte den Gestapo-Offizier. Die junge Frau erhielt die Erlaubnis, Raymond Aubrac in der Sanitätsschule zu treffen.

Am 21. September fand die Begegnung statt. Wegen der Anwesenheit eines Wächters konnte Lucie nichts sagen, doch Raymond begriff: Wenn es seine Frau fertiggebracht hatte, dass man ihn unter dem Vorwand eines neuen Verhörs, das nicht stattfand, für einige Augenblicke aus seiner Zelle herausholte, so musste sie irgend

etwas vorbereiten. Was, wusste er nicht. Doch von da an keimte wieder Hoffnung.

Lucie hatte sich entschlossen, den Polizeiwagen zu überfallen, mit dem die Gefangenen von Montluc zur Sanitätsschule gebracht wurden. Sie scharte ein Kommando entschlossener Männer aus den geheimen M.U.R.-Gruppen (aus der vereinigten Widerstandsbewegung) um sich. Mit denen kundschaftete sie sogleich die Strecke aus und besprach die taktischen Einzelheiten.

Sie besaßen Wagen und Waffen. Nur fehlten die Schalldämpfer. Die aber waren für das Gelingen des Handstreichs unerlässlich. Sie besorgte sie: Zusammen mit Maurice David fuhr sie zur Schweizer Grenze. Dort wusste sie einen Ort, wo man sie sich beschaffen konnte.

Zur Verbesserung der Erfolgchancen beschloss sie, den Gestapo-Offizier um eine zweite Begegnung mit Raymond zu bitten. Vor der Abfassung des Heiratsvertrages müsse sie ihn nochmals sehen, erklärte sie ihr Anliegen. Zu diesem Zweck hatte sie ausserdem einen Notar in der Rue Puits-Gaillot aufgesucht, selbstverständlich ohne ihm ihre wahren Absichten zu eröffnen.

Für diese Begegnung bestimmte der Offizier den 21. Oktober. Das war auf den Tag genau vier Monate nach Raymonds Festnahme. Als der nun ins Dienstzimmer des Deutschen geführt wurde und abermals seine Frau wiedertraf, war ihm klar, dass sie versuchen würde, ihm zur Flucht zu verhelfen.

Gesprochen wurde über den Heiratsvertrag . . .

Anschliessend, um siebzehn Uhr dreissig, liessen die Wächter Raymond Aubrac den Wagen besteigen, der ihn zu der Festung Montluc zurückbringen sollte. Das war keine ‚grüne Minna‘, sondern ein Lkw mit Plane und separater Fahrerkabine.

Die Dunkelheit war hereingebrochen. Einer der beiden Wagen des Kommandos überholte den Lkw, kurz nachdem dieser die Sanitätsschule verlassen hatte. Der zweite Wagen, in dem auch Lucie sass, folgte dem Lkw.

Im Boulevard des Hirondelles, dem heutigen Boulevard des Tchécoslovaques, angekommen, setzte auch der Fahrer des zweiten Wagens zum Überholten an, drosselte in Höhe der Fahrerkabine des Lkws seine Fahrt, und ein Mann des Kommandos nahm mit seiner schallgedämpften Maschinenpistole den Lkw-Fahrer aufs Korn. Die Wächter hinten im Laderaum durften nichts merken. Das hätte sonst wohl ein Blutbad gegeben.

Der deutsche Chauffeur und sein Beifahrer wurden getötet. Bevor er starb, betätigte der deutsche Fahrer in einer Reflexbewegung die Bremse. Der Lkw kam, ohne irgendwo anzustossen, am Strassenrand zum Stehen. Die beiden Pkws des Kommandos hielten sofort. Seine Insassen sprangen heraus und eröffneten das Feuer auf die drei Wächter, die den Lkw verlassen hatten. Von denen konnte sich einer in Richtung Eisenbahnlinie, etwas unterhalb der Strasse, retten. Die beiden anderen aber wurden getötet.

Diese Szene spielte sich unter den Augen der Arbeiter und Angestellten ab, die nach Feierabend aus der nahen Tabakfabrik herausströmten.

Raymond Aubrac war bei dem Überfall verwundet worden: Zu früh war er vom Lkw abgesprungen und von zwei Geschossen seiner Kameraden getroffen worden. Das eine hatte nur die Schulterpolsterung seiner Jacke durchbohrt, das andere aber hätte ihn das Leben kosten können: Es hatte ihn in die Backe getroffen und war, dicht an der Halsschlagader vorbei, unterhalb des Kiefers wieder hinausgejagt.

Das Kommando hatte Blechscheren mitgebracht, um die Handschellen zu lösen. Maurice David setzte sich mit Raymond zusammen sofort in Richtung Caluire ab. Dort war ein Unterschlupf bei Maurice Nicolas, in der Rue Coste, vorgesehen. Die dreizehn anderen Gefangenen wurden in einem Lieferwagen zu einem Versteck in der Nähe von Lyon gebracht.

Auch ein Angehöriger des Kommandos war verwundet worden: Die Kugel war durch den Mund ein - und hinten aus dem Hals wieder hinausgedrungen, zum Glück ohne grösseren Schaden anzurichten. Unter dem Schutz dreier Männer begleitete Lucie den Verwundeten zu einem befreundeten Chirurgen. In der gleichen Nacht noch konnte sie, mit Hilfe eines falschen Ausweises, der sie von der Ausgangssperre befreite, ihren Mann in Caluire wiedertreffen. Raymond wurde von Dr. Joie, einen Freund Dr. Dugoujons behandelt. Die Verletzung war zum Glück nicht ernsthafter Natur.

Am nächsten Morgen brachte der Arzt Raymond und Lucie zu seinem Vater, der in Pollionnay, in der Nähe von Lyon, ein Krankenhaus und Sanatorium leitete.

Ausser sich vor Wut verhängten die Deutschen über das ganze Lyoner Stadtgebiet Ausgangssperre ab achtzehn Uhr. Diese Schikane dauerte fünfzehn Tage an. Die Gestapo verstärkte ihre

Durchsuchungen und setzte alles daran, die vierzehn Entflohenen wiederzufinden. Vergebens! Mit Hilfe der französischen Polizei und der Bürgermiliz allerdings gelang es den Deutschen, die Frau zu identifizieren, die dieses Kommando geleitet hatte. Im Edgar-Quinet-Gymnasium, an dem Lucie früher unterrichtet hatte, verhörten sie Lehrer und Schüler, ohne jeglichen Erfolg! Sie besetzten das Haus der Aubracs und stellten es auf den Kopf. Ein Nachbar wurde sogar festgenommen.

Einige Monate danach gelang es der Miliz, eine Villa zu umstellen, die dem Freikorps als Unterschlupf diente. Fünf Widerstandskämpfer wurden an Ort und Stelle getötet, die anderen festgenommen und später in Konzentrationslager geschickt.

Diesselben Lyoner Milizsoldaten, die auf eigene Faust Razzien veranstalteten, nahmen schliesslich auch Raymonds Aubracs Eltern fest, die nach Auschwitz deportiert wurden und von dort nicht wiedergekommen sind . . .

Einige Tage verbrachten Raymond und Lucie in Pollionnay. Dann begaben sie sich auf eine lange Tour durch die Gegend von Ain und den Jura, von Versteck zu Versteck. Der 21/2jährige Sohn Jean-Pierre war bei ihnen. Erst am 9. Februar 1944, mehr als sieben Monate nach der Festnahme in Caluire, wurden sie von einer zweimotorigen englischen Hudson auf genommen, auf einer Wiese in der Nähe von Bletterans, nicht fern von Lons-le-Saunier.

In London, zwei Tage später, brachte Lucie ein kleines Mädchen zur Welt: Catherine sollte sie heissen, nach dem Decknamen ihrer Mutter in der Résistance.

Raymond kurierte seine Wunde und nahm den Kampf wieder auf. Nach der Befreiung ernannte man ihn zum Kommissar der Republik in Marseille. Nach Indochina entsandt, nahm er 1946, in der Delegation von Jean Sainteny, an den Verhandlungen mit Ho Tsch Minh teil, mit dem er sich anfreundete.

Nachdem er lange Zeit wichtige Posten in der F.A.O. (Food and Agriculture Organisation) in Rom bekleidet hat, ist Raymond Aubrac heute Berater des stellvertretenden Generalsekretärs für wirtschaftliche und soziale Fragen in den Vereinten Nationen.

Die anderen Widerstandskämpfer, die bei diesem schlimmsten aller Gestapo-Schläge gegen die Résistance gefangengenommen wurden, hatten weniger Glück als Raymond Aubrac.

General Delestraint wurde zuerst nach Struthof im Elsass und anschliessend nach Dachau deportiert. Am 19. April 1945, einige

Tage vor der Befreiung durch die amerikanischen Truppen, wurde er rücklings von der Kugel eines SS-Soldaten niedergestreckt.

In den Konzentrationslagern Hitler-Deutschlands umgekommen sind auch der Oberst Schwarzfeld und Bruno Larat. Lassagne kam zurück nach dem Krieg, als völlig gebrochener Mann. Acht Jahre später, 1953, raffte ihn eine schreckliche Krankheit, unmittelbare Folge durchlittener Misshandlungen und Entbehrungen, hinweg. Oberst Gastaldo, der Adjutant Delestrains, kehrte schwerkrank aus Mauthausen wieder. Théobald, seinem Verbindungsmann, war - eine unglaubliche Tat - auf dem Transport nach Buchenwald die Flucht gelungen. Er ging nach Italien und schloss sich dem I. Marine-Infanterieregiment an.

JDr. Dugoujon und Lacaze wurden nach sieben Monaten Gefängnishaft freigelassen: Ersterer, weil die Gestapo ihm - im übrigen zu Recht - nur eine Komparsenrolle zuschrieb; letzterer, weil sie ihn in der Tat nicht zur Résistance zählte.

Henry Aubry wurde zum Tode verurteilt. Doch die Hinrichtung fand nicht statt. Ende Dezember 1943 gar entschieden die Deutschen, ihn wieder auf freien Fuss zu setzen: Er hatte, nach eigenem Geständnis, ‚geplaudert‘. Er warnte die Résistance und schloss sich einer Widerstandsgruppe in der Gegend von Marseille an.

Gegen Madame Delétraz wurde nach der Befreiung ein Ermittlungsverfahren eingeleitet, das mit einem völlig gerechtfertigten Freispruch endete.

René Hardy wurde am 13. Dezember 1944 festgenommen, nach einem überaus langwierigen Ermittlungsverfahren als Kollaborateur angeklagt und am 21. Januar 1947 vor das Départementsgericht Seine gestellt. Im Verfahren bestritt er, von der Gestapo damals, beim Aufenthalt des Nachtzugs in Chalon-sur Saône, festgenommen worden zu sein. Wie belastend auch einige Fakten der Anklage erscheinen mochten, das Gericht hatte keine Beweise gegen diesen jungen Oberst, der zur Verhandlung in Uniform mit vollem Ordenschmuck erschien. Am 25. Januar wurde er, zweifellos auch dank des Talents seines Rechtsanwalts, des Maître Maurice Garçon, mangels Beweisen freigesprochen.

Doch es gab neue Zeugenaussagen. Vor allem vom Bediensteten der Schlafwagensgesellschaft, der die Festnahme Hardys durch die Gestapo von weitem hatte beobachten können. Am 24. April 1950 wurde das Verfahren vor dem Militärgericht in Paris wieder aufgenommen. Dieses Mal erschien der Angeklagte in Zi-

vil: Die Festnahme durch die Deutschen gibt er zu. Doch er schwört, nicht ‚geredet‘ zu haben. Vielmehr habe er, so seine Einlassung, die Gelegenheit genutzt und die Gestapo hinters Licht geführt: «Mag sein, dass ich unvorsichtig war. Doch verraten habe ich die Sache, der ich diene, nicht!»

Am 9. Mai 1950 sprachen ihn die Offiziere, die über ihn zu richten hatten, frei. Doch mit qualifizierter Minderheit. Das knappe Abstimmungsergebnis (Schuldspruch 4: 3) war seine Rettung.

Der Verräter Jean Multon, genannt ‚Lunel‘, wurde am 13. Juni 1946 wegen Zusammenarbeit mit dem Feinde zum Tode verurteilt. Am Vorabend seiner Hinrichtung empfing er Bertin-Chevance in seiner Zelle, vertraute ihm seine Familie an und versicherte ihm unter Eid, es sei Hardy gewesen, der das Treffen von Caluire verraten habe.

Multons Komplize, Robert Moog, ist angeblich in den letzten Kriegswochen bei einem Flugzeugunglück in der Nähe von Frankfurt umgekommen. An jenem Tage war er auf dem Weg nach Frankreich, wo er mit dem Fallschirm abspringen und einen neuen Auftrag für die Deutschen ausführen sollte. Auf einem Militärfriedhof in der Nähe von Fulda soll er begraben sein. Doch trotz aller Nachforschungen ist sein Grab nie gefunden worden. Es kann aber auch sehr wohl sein, dass die Geschichte mit dem Flugzeug, das im Nebel an einem Berg zerschellte, eine Erfindung und Moog noch immer am Leben ist . . .

Einen einzigen Mann gab es, der nach dem Krieg im Stande gewesen wäre, die im Hardy-Prozess, der ‚Dreyfus-Affaire der Résistance‘ offen gebliebenen Punkte aufzuklären: der Deutsche Klaus Barbie. Doch der ehemalige Gestapo-Chef war so schlau, nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches in die Dienste der Amerikaner überzuwechseln, die den General Gehlen beauftragt hatten, in Westdeutschland einen neuen Nachrichtendienst aufzubauen: die berühmte Organisation Gehlen. Es war recht seltsam, was die Amerikaner da so im Dunkeln trieben: Während des Hardy-Prozesses verweigerten sie die von den französischen Behörden wiederholt und mit Nachdruck geforderte Auslieferung Barbies, der friedlich in ihrer Besatzungszone, in Augsburg, als Kaufmann lebte. Immerhin gelang es schliesslich, Barbie durch eine Rechtshilfekommission der französischen Justiz am 14. und 18. Mai sowie am 30. Juli 1948m Deutschland verhören zu lassen. Eines Tages erschien es Klaus Barbie ratsam, Europa zu verlassen.

Allein in der Gegend von Lyon haben seine Leute mehr als 10000 Franzosen festgenommen, von denen 6000 in den Gasöfen oder den Totenhäusern der KZs endeten. 1046 wurden erschossen. Einige Opfer hat er mit eigenen Händen ermordet. Wie könnte man, ein Beispiel unter vielen, den Leidensweg von Frau Ida Hallanbrenner vergessen, einer zweiunddreissigjährigen Deutschen, die mit einem Franzosen verheiratet war? Ihr Mann wurde von Barbie persönlich festgenommen, ebenso drei ihrer fünf Kinder, im Alter von 13, 8 und 4 Jahren. Sie wurden alle vier ermordet . . .

1951 verschwand Barbie. Später hört man von seinem Auftauchen in Ägypten, im Irak und in Südamerika. Dann verliert sich seine Spur für viele Jahre . . .

VI

Dreissig Jahre später in Bolivien

Es ist Donnerstag, der 20. Mai 1976, am frühen Nachmittag. Nach eineinhalbstündigem Flug landet, von Peru kommend, ein Flugzeug der bolivianischen Luftfahrtgesellschaft auf dem Flughafen mit dem treffenden Namen ‚A1 Altoc In einer grossen Hochebene, die sich zwischen zwei Bergketten der Anden (Kordilleren) hinzieht, in 4000 m Höhe gelegen, der höchste Flughafen der Welt.

Wegen der noch ungewohnt dünnen Luft wie eine alte Dampflok schnaufend und mein Handgepäck hinter mir herziehend, das mir auf einmal wie aus Blei erscheint, passiere ich den diensthabenden Polizeibeamten.

«Was ist der Zweck Ihres Aufenthaltes in La Paz?» fragt er mich auf spanisch und trommelt dabei zerstreut auf meinem Pass herum. «Tourismus», antworte ich ihm. Eine merkwürdige Art von Tourismus! Ich bin hierher gekommen, um Klaus Barbie zu finden. Absolut überflüssig und sicher wenig empfehlenswert, den bolivianischen Behörden das wahre Ziel meiner Reise anzugeben.

Ich suche einen Mann, von dem ich weder weiss, wo er jetzt wohnt, noch was er gegenwärtig treibt. Ich weiss nur, dass er in diesem Land seit achtzehn Jahren unter dem Namen Klaus Altmann lebt. Er hat die bolivianische Staatsangehörigkeit angenommen wie viele alte Nazis, die hier Zuflucht und Schutz fanden.

Wie hatte man Klaus Barbie entlarven können? Entgegen verschiedenen Gerüchten geschah das nicht mit Hilfe von Beate Klarsfeld, jener hartnäckigen Deutschen, die sich der Aufgabe verschrieben hat, Naziverbrecher zu verfolgen. Die bisher noch unbekanntem Umstände verdienen es, erzählt zu werden.

Am 5. Juni 1968 heiratete in La Paz ein gewisser Klaus Altmann ein Fräulein Façoise Croisier-Roux. Die Heiratsurkunde wird,

wie es gesetzlich vorgeschrieben ist, wenn einer der Eheleute die französische Staatsangehörigkeit hat, von den bolivianischen Behörden unserer Botschaft zur Eintragung in das Heiratsregister übersandt. Der Vizekonsul, ein gebürtiger Korse, interessiert sich besonders für das Milieu der alten Nazis . . . Französin heiratet einen Deutschen. Was gibt es schon Alltäglicheres in einem Lande, in dem fast 8'000 Deutsche leben?

Als besagter Vizekonsul die Heiratsurkunde liest, stellt er fest, dass der Vater des Bräutigams Klaus heisst, wie Barbie, und dass die Mutter Regina-Ute mit Vornamen heisst, wie die Ehefrau des ehemaligen Gestapochefs. Er stürzt zum Botschafter.

«Ich bin ziemlich sicher», sagt er ihm, «Barbie gefunden zu haben. Er tarnt sich unter dem Namen Klaus Altmann.»

Der französische Botschafter in Bolivien, Jean Louis Mandereau, war während des Krieges Mitglied einer Widerstandsgruppe in Tunesien. Dabei hatte er den Alliierten wichtige Informationen über die Armee von Thomas, den letzten Rest des Afrikakorps, zuspätspielen können. Dann war er von der Gestapo festgenommen, nach Berlin überführt, in ein Konzentrationslager eingeliefert und einem Arbeitskommando zugeteilt worden. Von dort war ihm die Flucht gelungen. Via Spanien konnte er Nordafrika wieder erreichen, und so als erster in Algier ankommender Deportierter den französischen Behörden ein wichtiges, unmittelbares Zeugnis über die Welt der Konzentrationslager ablegen. Aus jener Zeit hatte sich Jean Louis Mandereau einen unversöhnlichen Hass gegen den Nationalsozialismus und seine Anhänger bewahrt.

Sogleich alarmiert er den Quai d'Orsay. Der Elysée wird unterrichtet, und Präsident Georges Pompidou ersucht die bolivianische Regierung um die Auslieferung von Herrn Barbie, genannt Altmann.

Monate-, jahrelang verfolgt der Botschafter mit hartnäckigem, persönlichem Einsatz diese ihm so wichtige Angelegenheit. Immer wieder spricht er bei den Behörden in La Paz vor, damit die Akte nicht ‚vergraben‘ wird. Er drängt darauf, dass der Fall vor den obersten bolivianischen Gerichtshof kommt, was im April 1964 dann auch endlich geschieht. Die Richter jedoch legen keinerlei Eile bei der Bearbeitung des Falles an den Tag: Hier sind ebenso wie in Argentinien, die alten Nazis einflussreich . . . Und General Hugo Banzer, der Präsident von Bolivien, ein Abkömmling deutscher Einwanderer, hat kein Interesse, die Nostalgiker des Dritten

Reiches zu verärgern, die in seinem Land ein recht angenehmes Asyl gefunden haben.

Plötzlich, im November 1974, wechselt die Szene: Der Präsident und General beschliesst die Abberufung der Richter, die er für unfähig hält, und ernennt fünf Tage später andere. In der Zwischenzeit jedoch haben sich die abgesetzten Richter bei der Abwicklung der laufenden Geschäfte des bis dahin vernachlässigten Falles Barbie angenommen: Sie prüfen die Angelegenheit und entscheiden, den französischen Auslieferungsantrag abzulehnen, und zwar mit der Begründung, dass zwischen Paris und La Paz kein Auslieferungsvertrag bestehe.

Ein fadenscheiniger Vorwand: Die französische Regierung hatte die Unterzeichnung eines solchen Vertrages vorgeschlagen. Auch fehlt dem Argument der juristische Wert: Denn in einem derartigen Fall wird im internationalen Recht üblicherweise die Gegenseitigkeitsklausel angewendet. So steht diese Entscheidung des Obersten Gerichtshofs juristisch auf äusserst schwachen Füßen, ist aber unanfechtbar. Frankreich muss auf die Auslieferung verzichten.

Tiefe Enttäuschung bei allen ehemaligen Widerstandskämpfern. So auch beim kommunistischen Abgeordneten des Départements Alpes-Maritimes Virgil Barrel, dessen Sohn von Barbie grausam gefoltert worden war. Mehr als andere hatte sich dieser Parlamentarier für die Bestrafung des Henkers von Lyon eingesetzt.

Doch nicht nur die Widerstandskämpfer, alle Franzosen sind entmutigt – entrüstet, feststellen zu müssen, dass aus einem Nazi-Kriegsverbrecher, den ein französisches Gericht in Abwesenheit zweimal zum Tode verurteilt hatte, eine unantastbare Persönlichkeit werden kann.

Das ist alles, was ich bei meiner Ankunft in Bolivien weiss. Doch es hilft mir nicht, Barbies Spur zu finden.

Ist er tatsächlich in La Paz?

Vor einigen Jahren noch war er in einem Import-Export-Geschäft tätig: In der ‚Transmaritima‘. Man gibt mir die Adresse. Das Gebäude befindet sich im Prado, der Hauptstrasse im Zentrum, in einer der wenigen Strassen, die hier in dem Talkessel, in dem die Stadt erbaut ist, horizontal verläuft. Dorthin gehe ich. Die Transmaritima hat ihre Geschäftstätigkeit eingestellt

«Barbie ist nicht mehr in La Paz», versicherte mir ein Franzose.
«Er lebt jetzt in Cochabamba.»

Nun, das sind in Luftlinie mehr als 200 km. Auf der anderen Seite der Anden. Und nur über einen 5000 m hohen, schon verschneiten Gebirgspass zu erreichen. Ich rufe in Cochabamba an. Nein, kein Barbie!

Also befindet er sich doch in La Paz. Ein zweiter Franzose macht mich mit einem dritten bekannt, der den ehemaligen Gestapo-Chef kennt. Der erzählt mir, Barbie suche regelmässig Cafés im Stadtzentrum auf, und dort treffe er ihn hin und wieder.

Gemeinsam klappern wir die kleinen, steil ansteigenden Strassen ab. Auch wenn wir notgedrungen möglichst langsam gehen, kommen wir doch arg ins Keuchen. Wir betreten ein Café, zwei Cafés, drei Cafés, überall die gleiche Frage: «Haben Sie zufällig Señor Altmann gesehen?»

Überall die gleiche Antwort: «Nein, Señor, schon seit mehreren Wochen ist er nicht mehr gekommen.»

Endlich stossen wir auf einen, der seine Privatadresse kennt, ein Franzose natürlich. Denn in diesem so wenig demokratischen Land, wo die Polizei allmächtig ist, will ich vermeiden, die Bolivianer in meine Nachforschungen einzuspannen.

Der gefällige Landsmann erklärt sich bereit, mich zu begleiten. Wir finden das Gebäude: Ein modernes Haus im Stadtzentrum. Die Wohnung, so sagte man uns, befinde sich im 4. Stock, rechts. Auf dem Türschildchen aus Messing jedoch steht nicht der Name des Mannes, den wir suchen, sondern der einer Gesellschaft. Das kommt uns seltsam vor.

«Si, si. Es el domicilio del señor Altmann», versichert der Liftjunge.

Wir klingeln. Langes Warten auf dem schwach beleuchteten Gang. Plötzlich verdunkelt sich der ‚Spion‘: Jemand beobachtet uns. Die Tür öffnet sich, doch nur für einen winzigen Spalt, von einer dicken Kette gesichert. Eine Frau, nahezu unsichtbar, fragt, was wir wünschen.

«Sind Sie Frau Altmann?» fragt auf spanisch mein Begleiter.

«Ja.»

«Ist Ihr Mann hier?»

«Nein. Doch zum Mittagessen wird er nach Hause kommen.»

«Würden Sie ihm bitte ausrichten, er möge mich anrufen? Er kennt mich gut. Hier meine Visitenkarte.»

Die für mich weiterhin unsichtbare Frau nimmt das Stückchen Papier und schliesst sogleich die Tür. Vielleicht hat sie uns für französische Polizeibeamte gehalten. Wie Bolivianer sahen wir wirklich nicht aus . . .

Ich kehre in mein Hotel zurück, überzeugt, das ganze Unternehmen werde scheitern, so wie mir das ein jeder bei meiner Abreise in Frankreich vorausgesagt hat.

Fünf Tage sind es nun schon, die ich in La Paz umherirre. Alles spricht für einen erfolglosen Abbruch der Treibjagd. Ich kann nicht ewig hierbleiben. Ich bin entschlossen, morgen abzufahren. Mein Flug nach Lima ist schon gebucht. Einen bolivianischen Jesuitenpater, der eine kleine Presseagentur leitet und bei einer privaten Radiostation arbeitet, habe ich zum Mittagessen in das Restaurant des Hotels ‚Libertador‘ eingeladen. Eine Verabredung, die allerdings nichts mit meinen fruchtlosen Recherchen der letzten Tage zu tun hat. Als wir uns gerade dem Kalbsschnitzel zuwenden wollen, läutet das Telefon im Speisesaal. Der Ober gibt mir ein Zeichen: Ein Anruf für mich. Ich nehme den Hörer und erkenne die Stimme meines Begleiters von jenem Morgen:

«Hallo! Altmann hat mich gerade angerufen. Er wird Sie morgen um achtzehn Uhr im Café Caravelle treffen. Erbittet Sie, ohne Fotoapparat zu kommen. Er hat der bolivianischen Regierung sein Wort geben müssen, Journalisten keine Interviews zu geben. Ich habe ihm gesagt, dass Sie auch Historiker sind. Er hat sich mit dem Treffen einverstanden erklärt, um bei der Aufklärung eines historischen Punktes behilflich zu sein.»

«Nun gut, sagen wir, dass die Erklärungen, die er abgeben wird, kein Interview, sondern ein Zeugnis für die Geschichte darstellen werden.»

. . . Zehn vor sechs bin ich im Café Caravelle. Das ist, was man hierzulande eine ‚confiteria‘ nennt, eine Art Teesalon, nur für Männer, die an kleinen Tischen sitzen und Kaffee oder Mate trinken. Draussen dunkelt es allmählich. Wird Barbie wirklich kommen? Noch bin ich dessen nicht sicher. Vielleicht schickt er nur einen seiner Leibwächter, der mich unbemerkt von Weitem beobachtet und ihm dann berichtet.

Falls aber Barbie doch kommen sollte, wie wird dann die Sache laufen? Soll ich dem Verbrecher die Hand drücken? Sicher nicht. Doch was tue ich, wenn er sie mir als erster hinstreckt? Sie zu-

rückweisen? Damit er dann womöglich beleidigt auf dem Absatz kehrt macht und mich hier stehen lässt? Seine Geste erwidern? Doch wie kann ich diese Hand drücken, die so viele meiner Landsleute gefoltert hat, mitunter zu Tode gefoltert hat? Wie Jean Moulin.

Nun, da ich endlich das Ziel meiner langen Nachforschungen vor Augen sehe, da ich fast erreicht habe, was ich mir seit Jahren wünsche, fühle ich mich recht unwohl in meiner Haut. Fast mache ich mir einen Vorwurf daraus, dass ich hierher gekommen bin. Manch einer wird sagen, ich hätte mit einem Revolver kommen und diesen Mann niederschliessen sollen . . .

Es ist genau achtzehn Uhr. Der Mann, der jetzt durch die Tür der ‚confiteria‘ tritt, ist allein, ohne Leibwächter. Er kommt zwischen den Tischen des um diese Stunde vollbesetzten Lokals hindurch, auf uns zu.

«Guten Abend!» sagt er und streckt uns nicht die Hand entgegen, was – wenn ich mich so ausdrücken darf – das erste Problem löst . . .

Barbie trägt eine beige Jacke mit Hahnentrittmuster, ein gelbes Hemd und eine braune Krawatte. In der Hand hält er einen kleinen Hut, passend zum Jackett.

Seine äussere Erscheinung ist die gleiche geblieben: Mittlere Grösse, untersetzt, mit breiten Schultern, schmale Lippen und hellbraune Augen, die, ohne mit der Wimper zu zucken, seinen Gesprächspartner durchbohren. Das Gesicht ist massig. Die Stirne schon sehr kahl. Die Schläfen grau. Die Hände mit einigen braunen Flecken bedeckt. Dieser einundsechzig Jahre alte Mann sieht wie ein wohlhabender Kaufmann oder ein friedlicher Beamter aus.

Wir setzen uns an einen ruhigen Tisch am Ende des Saales.

«Nun», sagt er mir mit einem breiten Lächeln, «was wollen Sie wissen?» Er spricht sehr gut Französisch, nahezu akzentfrei, obwohl er mir bei seiner Ankunft zunächst auf Deutsch versichert hatte, unsere Sprache habe er fast vergessen.

«Ich habe nur eine einzige Frage an Sie», erwiderte ich ihm: «Wie gelang es Ihnen, Jean Moulin festzunehmen?»

«Wie es mir gelungen ist, Jean Moulin festzunehmen?» Barbie wiederholt die Frage – Kunstpause, dann blickt er mir gerade in die Augen und beginnt:

«Damals war ich noch jung. Nach so langer Zeit ist es schwer,

sich an alle Details all dieser Affären zu erinnern. Der Nachrichtendienst, den ich in Lyon leitete, war der wichtigste in Frankreich, nach Paris. Ihm war ein grosses Operationsgebiet zugewiesen. So musste ich mehrmals in Grenoble und im Vercors eingreifen. Doch an diese Operationen kann ich mich nicht mehr so genau erinnern.

Den Fall Moulin dagegen werde ich nie vergessen.

Für die Franzosen – wie ich meine – eine unangenehme Geschichte: Es war Verrat im Spiel . . .

Was ich Ihnen erzähle, ist die Wahrheit. Welches Interesse auch sollte ich heute daran haben, Ihnen irgendwelche erfundenen Geschichten aufzutischen, jetzt, da ich hier friedlich in La Paz lebe? In dieser Sache hat es einen Verräter gegeben. Dem gibt es nichts weiter hinzuzufügen.

Dieser Verräter war zweifellos ein Franzose. Wer sonst hätte mir die Informationen über das Treffen in Caluire zuspiesen können? Ganz klar, Franzosen. Keine Deutschen!

Als dieser Widerstandskämpfer, . . .? hiess er, festgenommen worden war, bin ich am anderen Tag gleich zum Verhör angereist. Er trug eine Brille. Ich nahm sie ihm ab und schaute durch sie hindurch: Sie war aus Fensterglas.

„Das sind falsche Gläser“, sagte ich zu ihm und redete ihn mit seinem Decknamen an, der mir schon lange bekannt war. (Das genügte, um ihn Umfallen zu lassen: Er versuchte nicht mehr, seine wahre Identität zu leugnen.)

Nachdem ich ihn nach Lyon zurückgebracht hatte, fragte er mich:

„Was werden Sie mit mir machen?“

„Das hängt ganz von Ihnen ab“, war meine Antwort. Man hat ihn weder geschlagen noch gefoltert. Nicht einmal eine Ohrfeige habe ich ihm gegeben. Ich hatte seine Freundin festnehmen lassen. Er wusste sie in unserer Gewalt. Er hatte Angst um sie. Er hat gesprochen.

Die Festung Montluc hat er von innen nicht gesehen. Er blieb bei mir. Wir sassen zusammen und tranken Cognac. Am gleichen Tage liess ich ihn mit seiner Freundin zusammenbringen, bevor man sie

¹ Nach reiflicher Überlegung habe ich mich entschlossen, den Namen des durch Barbie in aller Form des Verrates bezichtigten Franzosen nicht wiederzugeben. Ein Historiker ist weder ein Polizeinspektor noch ein Ermittlungsrichter und auch kein Staatsanwalt. Noch weniger ein Denunziant.

wieder freiliess. Das war die Bedingung, die er uns gestellt hatte. Die Freundin haben wir selbstverständlich weiter beobachtet. Dann haben wir auch ihn laufen lassen.

Als Lohn für seinen Verrat haben wir ihm Geld, sehr viel Geld gegeben . . .»

Ich unterbreche sofort:

«Wieviel?»

«Daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Für das Geld war ich nicht zuständig, das besorgte eine andere Dienststelle . . .»

Er fügte hinzu:

«Dieser Widerstandskämpfer war kein Idealist. Moulin ja. Heute noch verneige ich mich vor Moulin. Wie sagt man doch auf Französisch? Ich ziehe meinen Hut vor ihm.

Jenen anderen Widerstandskämpfer freizulassen, war für uns einigermassen gefährlich. Ich vereinbarte ein Treffen ausserhalb von Lyon mit ihm.

Ich werde allein kommen, hatte ich ihm gesagt. Das tat ich dann auch. Er hätte mich abknallen lassen können. Zehnmal hätte er mich töten können. Ich nahm dieses Risiko auf mich, weil wir ihn brauchten. – Ich wusste nämlich schon, dass am 21. Juni eine sehr wichtige politische und militärische Besprechung stattfinden sollte.

Zwei Tage vor diesem Termin hatte ich ein weiteres Treffen mit diesem Widerstandskämpfer. Diesmal in einer Bank. Er wusste noch immer nicht, wo dieses Treffen stattfinden sollte. Auch am Vortag, dem 20. Juni, wusste er es noch nicht, als er Aubry, Frenays Stellvertreter, in Lyon, in der Nähe der Morand-Brücke traf. Dort sass ich auf einer Bank und tat so, als würde ich eine Zeitung lesen. Mein Leibwächter war in der Nähe. Erst am frühen Nachmittag des 21. Juni 1943, erst am Tag des Treffens selbst also, erfuhr ich den Ort, an dem es stattfinden sollte.

Gemeinsam mit jenem Widerstandskämpfer hatte ich meine Kommandoaktion sorgfältig vorbereitet, einschliesslich der Fluchtmöglichkeit des Franzosen nach Beendung der Operation.

Unser Mann also begab sich nach Caluire. Wie vorgesehen, gefolgt von uns. Auf diese Art und Weise erfuhren wir dann endlich den Ort des Treffens und brachen in drei Wagen auf zur Villa des Dr. Dugoujon.»

Während er dies alles erzählte, hatte Barbie eine kleine Papierserviette vom Tisch genommen. Darauf zeichnete er nun mit ei-

nem Kugelschreiber – in vereinfachter Form – die Strecke auf, die seine Polizeibeamten bei der Verfolgung zurücklegten, vom Rhone-Ufer bis zum Platz von Caluire¹.

«Jenem Franzosen hatte ich», so fährt Barbie fort, «ein Stück gelbe Kreide mitgegeben, damit er den Raum, in dem sich der Chef des französischen Widerstandes aufhielt, bezeichnen könne. So habe ich dann Jean Moulin festnehmen können . . .»

«Und dann», frage ich.

«Ich habe ihn mitgenommen und lange Gespräche mit ihm geführt.»

Ich unterbreche Barbie:

«Nein, Sie haben ihn gefoltert.»

«Ich habe ihn nicht gefoltert. Wir haben miteinander gesprochen.»

«Trotzdem», insistiere ich, «mehrere Zeugen haben ihn nach den Verhören bis zur Unkenntlichkeit entstellt zum Fort Montluc zurückkommen sehen.»

Barbie schüttelte verneinend den Kopf.

«Erlauben Sie mir», sage ich ihm, «dass ich in diesem Punkt anderer Meinung bin.»

Er fährt in seiner Erzählung fort:

«Ich habe Moulin nach Paris gebracht und ihn dort meinen Vorgesetzten übergeben. Es war nicht mein Kommando, das ihn umgebracht hat. Im Zug, während seiner Überführung nach Deutschland, ist er gestorben.»

Was Barbie nicht sagt – nicht sagen will – ist, dass es seine Folterungen waren, an denen Jean Moulin gestorben ist.

Ich stelle fest:

«Wären Sie damals nach Paris gekommen, um in dem Prozess, in dem das Drama von Caluire wieder heraufbeschworen wurde, als Zeuge auszusagen, so hätten die Dinge dort sicher einen anderen Lauf genommen.»

«Zweifellos!»

«Doch Sie hätten, Ihrer Aussage zufolge, den Saal in Handschellen verlassen. Man hätte Ihnen den Prozess gemacht, Sie wären zum Tode verurteilt und hingerichtet worden.»

¹ Dieses Stück Papier habe ich aufgehoben – ebenso wie eine Visitenkarte, auf deren Rückseite Barbie, auf meine Bitte hin, zum Beweis unserer Begegnung einige Worte niedergeschrieben hat. Er hat das Datum unseres Treffens notiert und mit ‚Klaus Altmann‘ unterzeichnet.

Barbie zuckt mit den Schultern. In Abwesenheit ist er zum Tode verurteilt worden. Das scheint ihm gleichgültig zu sein. Ebenso wie es die Schritte sind, die Präsident Pompidou unternommen hat, um seine Auslieferung zu erreichen.

«Die Sache ist abgeschlossen», sagt er. «Der Oberste bolivianische Gerichtshof hat entschieden. Dieser Staat wird mich niemals ausliefern.»

Lächelnd, offenbar glücklich wie über einen gelungenen Witz, fügt er hinzu: «Die französischen Kommunisten wollen mich lebend. Die Gaullisten wollen mich tot. Und wissen Sie warum? Ich werde es Ihnen sagen. Darin nämlich liegt das ganze Geheimnis. Das Ganze, verstehen Sie mich? Wer war Moulin? Er war in Wirklichkeit ein kommunistisches Mitglied . . . Wie sagen Sie auf Französisch?»

«Ein kommunistischer Sympathisant?»

«Ja, ein Sympathisant, ein verkappter Kommunist. Der Schlüssel zu dieser Affäre ist der Kampf zwischen der kommunistischen und der gaullistischen Partei innerhalb der Résistance.»

Eine erstaunliche Erklärung. Der mühsame Versuch meines Gegenübers, die Aufmerksamkeit vom wesentlichen Punkt abzulenken: von den Folterungen Jean Moulins. – Diese ‚Affäre‘, wie er das nennt, also nichts weiter als das Ergebnis innerer Auseinandersetzungen der Résistance! Wer kann auch nur für einen Augenblick daran glauben? Barbie begnügt sich ganz offensichtlich nicht damit, dass es ihm im Juni 1943 gelungen ist, die Résistance zu zerschlagen. Nun, dreiunddreissig Jahre danach, muss er auch noch versuchen, sie zu beschmutzen. Doch Jean Moulins Henker lässt eine noch üblere Behauptung folgen:

«Für mich hat die Geschichte Frankreichs durch Moulins Tod einen Kurswechsel erfahren: Er wollte Präsident werden. Wäre er am Leben geblieben, vielleicht hätte de Gaulle . . .»

Er vollendet diesen Satz nicht, doch sein Sinn ist klar: Seiner Meinung nach hätte dann die Résistance im Landesinneren die Oberhand über diejenige in London gewonnen. Auf diese skandalöse Erklärung¹ gibt es nur eine Antwort: die eindrucksvollen Worte, die General de Gaulle in seinen ‚Kriegserinnerungen‘ Jean Moulin gewidmet hat:

¹ Diese in der Presse wiedergegebene Äusserung entfesselte einen Sturm entrüsteter Proteste der Nationalen Vereinigung der Freunde Jean Moulins', die durch ihren Präsidenten, André Delage, dazu Stellung nahm (Schreiben vom 18. Juni 1976).

Dieser Mann, noch jung an Jahren, doch, dank seiner Karriere, schon reich an Erfahrung, war aus dem gleichen Holz geschnitzt wie die besten meiner Kameraden. Tief erfüllt von seiner leidenschaftlichen Liebe zu Frankreich, überzeugt davon, dass der ‚Gaulismus‘ mehr sein müsse als nur ein Instrument des Kampfes, vielmehr der Motor einer vollkommenen Erneuerung. Durchdrungen von dem Empfinden, dass sich der Staat in der ‚France Libre‘ verkörpere, dürstete er nach grossen Taten. Dazu begabt mit einer überaus klaren Urteilsfähigkeit, sah er Dinge und Menschen, wie sie wirklich waren. Schritt für Schritt ging er seinen durch die Fallen seiner Feinde verminten und durch die Hindernisse seiner Freunde verstellten Weg. Ein ebenso begeisterter wie kühler Kopf, an nichts zweifelnd und allem misstrauend, ein Apostel und Minister zugleich, hatte Moulin innerhalb von achtzehn Monaten eine gewaltige Aufgabe zu erfüllen: Er sollte die Résistance im Mutterland, wo sie nur das Bild einer symbolischen Einheit abgab, zur tatsächlichen und praktischen Einheit hinführen. Zuletzt verraten, gefangen und von einem ehrlosen Feind grauenhaft gefoltert, starb Jean Moulin für Frankreich, wie so viele andere gute Soldaten, die im Sonnenlicht oder im Schatten, einen langen leeren Abend opferten, um besser ‚ihren Morgen zu füllen‘¹.

Am Schluss des Gesprächs verspüre ich grosse Lust, Barbie zu fragen, ob er ruhig schlafen kann, seit jener Zeit. Doch er kommt meiner Frage zuvor:

«Ich habe meine Pflicht erfüllt. Es war sehr hart. Doch auch die Résistance war sehr hart im Umgang mit uns. Alles in allem konnte ich doch nicht Champagner trinken mit der Résistance. Für uns Deutsche zählte nur eines: Wir mussten den Krieg gewinnen.» Er beendet die fast einstündige Unterhaltung mit folgenden Worten:

«So. Das ist alles, was ich Ihnen zu sagen habe. Es ist die Wahrheit. Ich beteure, dass dies die Wahrheit ist.»

Dieses Wort hat er im Laufe unseres Gesprächs mindestens zwanzigmal wiederholt.

«Ich hoffe», sagt er noch, «dass es niemals wieder Krieg zwischen Deutschland und Frankreich geben wird. Mein Sohn übrigens hat eine Französin geheiratet.»

¹ Charles de Gaulle: *Mémoires de guerre*, Band I, ‚l'Appel‘, Pion 1954, S. 233

«Ja, ich weiss.»

Als ich aufstehe, um fortzugehen, schaut er mich durchdringend an:

«Sind Sie mit dem berühmten Hauptmann Dreyfus verwandt?»

«Nein . . .»

Kurze Pause. Dann füge ich hinzu:

«Ich möchte klarstellen, dass ich nicht Jude bin. Meine Familie ist katholisch seit vielen Generationen.»

«Das», sagt er, «habe ich bereits bemerkt.»

Wahrhaftig, Übung hat der Mann . . .

VII

Flucht in Ketten

«Der Bote ist gekommen, Herr Faure.»

«In Ordnung, ich werde ihn sofort empfangen.»

Der vierschrötige Mann mit den breiten Schultern, der sich da mit «Monsieur Faure' anreden liess und bei anderen Gelegenheiten als ‚Flouriot' oder ‚Favier' auftrat, hiess in Wirklichkeit Jean Vallette d'Osia. Der hitzige Gebirgsjägeroffizier war nach der Besetzung der freien Zone in den Untergrund gegangen und nun Befehlshaber der ‚Geheimen Armee' in Savoyen.

An diesem 13. September 1943 hatte ‚Monsieur Faure' sein Hauptquartier – das vorsichtshalber täglich verlegt wurde – mitten in Annecy, in der Villa der Pingets, eines ihm wohlbekannten alten Ehepaares, bezogen. Der Mann war früher Bataillonsadjutant des 27. Gebirgsjägerbataillons gewesen, dem auch Jean Vallette d'Osia angehört hatte.

Der geheimnisvolle Bote, den man an diesem heissen Sommermittag erwartete, kam aus Vienne, um der savoyardischen Widerstandsbewegung die Dienste von dreissig Offizieren und Unteroffizieren des 1. Jägerregiments zu Pferde und des 9. Spahi-Regiments anzubieten. Diesen Vorschlag hatte man schon in den ersten Septembertagen an ‚Monsieur' herangetragen, doch dieser hatte zunächst misstrauisch reagiert.

«Vorsicht! Das kommt mir seltsam vor. Verlangen Sie, wenn ein persönlicher Kontakt zustande kommen sollte, die Anwesenheit eines zuverlässigen Freundes, der für diesen Mittelsmann bürgt.»

Ein zuverlässiger Freund hatte diese Bürgschaft übernommen: ‚Régis', ein für seinen Patriotismus bekannter Leutnant der Reserve. Der erreichte nun zusammen mit dem Boten das als Büro dienende Zimmer im Erdgeschoss.

Mit dem Offizier zugleich sah Faure einen blassen Mann mit aufgedunsenem Gesicht, Hängebacken und scheuem Blick eintreten. Der Chef der ‚Geheimen Armee‘ hätte bei diesem Anblick am liebsten sofort seine Papiere zusammengerafft, seine Besucher unter dem Vorwand einer dringenden Verabredung verlassen und schnellstens das Weite gesucht. Doch er beherrschte sich und hörte den Ankömmling an.

Der behauptete, die Kader, deren Beauftragter er sei, hätten versucht, über Spanien nach Nordafrika zu gelangen. Doch, so fügte er hinzu, es sei unmöglich, über die Grenze zu kommen.

„Monsieur Faure“ war versucht einzuwerfen:

«Aber nicht doch, wir kommen immer durch. Wir haben einen Schleichweg.»

Er besann sich jedoch rechtzeitig und wechselte das Thema: Er kam auf den Fall jenes Offiziers der Royal Air Force zu sprechen, der kürzlich einen Flugzeugabsturz überlebt hatte – ein Fall, der sich wirklich ereignet hatte und überprüft werden konnte. Der Bote hatte behauptet, den Engländer aufgenommen zu haben, der nun auf dem Weg nach Annecy sei, wo er hoffe, Hilfe zum Überqueren der Schweizer Grenze zu finden. Auch hier war Vallette d'Osia vorsichtig. Er konnte doch die Geheimnisse seiner Fluchtorganisation nicht einem – noch so gut empfohlenen – Unbekannten anvertrauen! Das Gespräch war beendet. Da vernahm man plötzlich durch das geöffnete Fenster Pferdegetrappel auf der Strasse. Deutsche kamen gelaufen, die Waffe in der Hand. „Monsieur Faure“ dachte, es handele sich, fünf Tage nach Badoglios Waffenstillstand, um die Verfolgung irgendeines flüchtigen Italiens und ging zur Tür. Doch da sah er sich einem Soldaten gegenüber, der seine Maschinenpistole auf ihn richtete und brüllte: «Hände hoch!»

Das Wild, das man hier jagte, war der Anführer der ‚Geheimen Armee‘ in Obersavoyen!

Die Deutschen drangen in das Haus ein, warfen ohne viel Federlesens Besitzer wie Besucher hinaus und fingen an, alles zu durchsuchen. Bald hatten sie den Koffer entdeckt, in dem „Monsieur Faure“ zusammen mit seinen persönlichen Sachen bestimmte Papiere mit sich führte: Die Entwürfe für die Organisation der ‚Geheimen Armee‘ in Obersavoyen, die erst in einigen Monaten verwirklicht werden sollten sowie die Vollzugsbefehle für die verschiedenen Bezirkschefs. Diese Befehle sollten am Nachmittag

desselben Tages ihren Adressaten oder deren Bevollmächtigten ausgehändigt werden . . . Die also waren gerade noch einmal davongekommen.

Zum Glück enthielten die Entwürfe keine Namen. Besser noch: Sie mussten die Deutschen auf eine falsche Spur lenken, denn sie würden die Projekte schon als verwirklicht ansehen.

Bei ihrer Durchsuchung fanden die Deutschen auch zwei Artillerieentfernungsmesser, die seit 1940 in dem Haus verborgen waren. Ein Polizeioberstleutnant kam auf ‚Monsieur Faure‘ zu, der noch immer in Hemdsärmeln dandand: «Dreckiger Spion!» brüllte er. «Kommunistenschwein!»

Er riss ihm seine Brille herunter, versetzte ihm mehrere Ohrfeigen und schlug ihm mit den Fäusten mitten ins Gesicht.

Geleitet wurde die Operation von einem Polizeibeamten in Zivil (brauner Anzug, grüner Hut), der die Soldaten unablässig mit belndem Brüllen antrieb.

Ein Wagen hielt vor dem Haus. Vor den Augen der Einwohner dieses Stadtviertels, die ca. fünfzig Meter entfernt standen, musste ‚Monsieur Faure‘ einsteigen. Um die Menschen fernzuhalten oder auch nur zu beeindrucken, schoss ein Deutscher eine volle Garbe in die Luft. Der Gefangene wurde in das Stadtviertel Galbert, in seine alte Kaserne, gebracht und mit seinem Besucher aus Vienne zusammen in die Arrestzelle gesperrt. Kaum hatte sich die Tür geschlossen, wandte Faure sich an letzteren:

«Bravo, Sie Gestapo-Spitzel, Sie haben die Belohnung, die Sie sicher erhalten werden, wohl verdient.»

«Was sagen Sie da?»

«Ich sage, dass die Sache gut eingefädelt war.»

«Wie können Sie nur so mit mir reden. Für mich ist alles viel gefährlicher als für Sie: denn, als die Deutschen kamen, habe ich geschossen.»

In der Tat, in jenem Augenblick hatte es so ausgesehen, als würde der Mann die Pistole zücken. Doch er hatte nicht abgezogen.

«Nun reicht's mir aber», fuhr ihn der Chef der ‚Geheimen Armee‘ an. «Scheren Sie sich zu Ihren Herren zurück!»

Der Verräter hämmerte gegen die Tür, rief den Wachposten und murmelte ihm einige Worte zu. Einen Augenblick später holte man ihn. Er verschwand auf Nimmerwiedersehen . . .

Von da an kannte ‚Monsieur Faure‘ nur noch einen Gedanken:

Ausbrechen. Er untersuchte die Arrestzelle: Die Tür war solide gebaut, die Schlösser waren gut angeschraubt, die Fenster mit dicken Eisenstangen, der Belüftungsschacht des WC mit einer dicken Zementhaube versehen. Keine Hoffnung . . .

Gegen Abend brachte man einen zweiten Gefangenen in die Zelle, einen Gesinnungsgenossen oder einen neuen Spitzel? Er behauptete, ein Nachbar von Pinget und mit diesem zusammen festgenommen worden zu sein, weil er sich in jenem ungünstigen Augenblick dort aufgehalten hatte.

«Hören Sie gut zu», antwortete der Offizier, «ich kenne Sie nicht, weiss also nicht, ob ich mich auf Sie verlassen kann. Doch, wenn Sie mir die Wahrheit gesagt haben, wird man Sie bald wieder freilassen. Sie müssen dann auf jeden Fall ein Mitglied der Resistance finden. Einen Namen kann ich Ihnen nicht nennen. Dem werden Sie erklären, welche Papiere den Deutschen bei meiner Festnahme in die Hände gefallen sind und welche Massnahmen man ergreifen muss, um gefährdete Patrioten in Sicherheit zu bringen. Wiederholen Sie nun, was ich Ihnen gesagt habe, bis Sie es auswendig wissen . . .»

Einige Tage später wurde der Mann freigelassen und führte seinen Auftrag tatsächlich gewissenhaft aus.

Die Nacht verstrich nur langsam. Nur die vielen Rundgänge der Wachen und ihre Ablösung unterbrachen die Stille. Dann und wann trat ein Wachposten vor das Guckloch und richtete den Strahl seiner elektrischen Taschenlampe auf die Gefangenen.

Am 14. September wurde sehr früh zum Wecken geläutet. Der Kommandant der ‚Geheimen Armee‘ sprang sofort von seiner Pritsche und begann – unter den Augen seines verblüfften Zellen-genossen – mit einer guten Viertelstunde Morgengymnastik. An Waschen war nicht zu denken. Zum Frühstück gab es Saft und ein Stück Brot. Gegen zehn Uhr brachte man einen neuen Gefangenen. Der berichtete, was am Vorabend in Annecy sonst noch geschehen war: Nachdem die unerlässlichen Sicherheitsvorkehrungen getroffen worden waren, hätten die Mitglieder der ‚Geheimen Armee‘ die Möglichkeit geprüft, das Viertel von Galbert zu stürmen und ihren Chef zu befreien. Doch auf die Nachricht, er sei an einen unbekanntem Ort gebracht worden, hätten sie ihren abenteuerlichen Plan aufgegeben.

Mittags brachten die Wächter das Essen: Ein Kochgeschirr voll

Suppe, Gulasch ohne Fleisch, und Wasser. Das alles war schnell verschlungen. 'Monsieur Faure', der seinen beiden Gefährten noch immer nicht zu erkennen gegeben hatte, wer er wirklich war, lief in der Zelle umher.

Gegen fünf Uhr nachmittags holte man ihn. Vier bewaffnete Soldaten begleiteten ihn bis zur Unteroffiziersmesse und liessen ihn in die ehemalige Bar eintreten. Hier erwarteten ihn vier Männer: Der Polizeioberleutnant vom Vorabend, ein Leutnant mit den Abzeichen der Gestapo, ein Zivilist an einer Schreibmaschine und, stehend, ein anderer Zivilist.

Letzterer leitete das Verhör. Er sprach perfekt französisch mit starkem Marseiller Akzent. Womöglich war er sogar Franzose. Seine erste Frage überraschte den Gefangenen. «Was ist mit dem Geleit? Wann und wohin?»

Von welchem Geleit sprach er? Mehrere Tage zuvor war es der savoyardischen Widerstandsbewegung gelungen, einen englischen Flieger, den 'squadron leader Griffit', der mit brennendem Flugzeug in der Nähe von Meythet abgestürzt war, aus den Fängen des Feindes zu befreien und in die Schweiz zu bringen. Vielleicht aber handelte es sich um einen anderen R.A.F.-Offizier: den, von dem der Bote aus Vienne gesprochen hatte in Verbindung mit der Bitte, ihn aus Frankreich herauszubringen, und von dem dann nach den ersten Kontakten nicht mehr die Rede gewesen war. Wie dem auch sei, der eine oder andere – das jedenfalls war der Beweis dafür, dass der Mann vom gestrigen Nachmittag ein Verräter im Dienste der Gestapo war: Die hier kannten den Vorwand für die Begegnung.

«Ich antworte nicht», sagte der Gefangene, und versuchte auch nicht, die Ungewissheit zu beseitigen.

«Warum nicht?»

«Weil ich Offizier bin und ein Offizier keine Informationen gibt, ohne seine Ehre zu verlieren.»

«Doch, du wirst sprechen.»

«Nein.»

«Das werden wir schon sehen. Ausziehen!»

Der Gefangene zog sein Hemd aus.

«Ausziehen habe ich gesagt. Du weisst, was das bedeutet. Als Offizier hast du es selbst oft genug befohlen. Also los, beei dich.»

Der Gefangene zog sich vollständig aus.

«Gib deine Hände her.»

Sie hingen den Gefangenen mit gekreuzten Armen an den Handgelenken auf, an einem Kleiderhaken an der Wand.

«Du wirst sprechen.»

«Nein.»

Der Zivilist nahm einen Strick, so dick wie ein Bergsteigerseil, knüpfte zwei Schlingen, zog sie über sein Handgelenk und tauchte die so entstandenen vier Enden in eine mit Wasser gefüllte Schüssel. Dann baute er sich vor dem Gefangenen auf. Der nahm all seine Kräfte zusammen.

«Ach, du betest zu deinem Gott.»

«Ja, damit er mir die Kraft gibt auszuhalten.»

«Du kannst ganz ruhig bleiben, er wird nicht kommen, um dich zu befreien. Du wirst sprechen.»

«Nein.»

Heftig prasselten die Schläge auf ihn herab. Bei einem verzweifelten Versuch auszuweichen, riss der Gefangene den Kleiderhaken aus der Wand. Man nahm ihm dieses ungewöhnliche Kreuz ab und fesselte ihm die Hände ganz eng über dem Rücken.

«Du wirst sprechen.»

«Sie haben mir gestern genug Papiere abgenommen. So muss ich mich nicht durch Sprechen entehren. «

«Na gut! Du wirst es schon merken, Du Frauen- und Kindermörder.»

«Ich habe keine Frauen oder Kinder ermordet.»

«Wenn nicht du, so deine englischen Freunde. Du bist nur ein kleiner Mistkerl, gerade gut genug, um die Fäden aus dem Hintergrund zu ziehen, während die anderen sich schlagen. Doch jetzt haben wir dich, du wirst schon sehen. Setz dich auf den Boden.»

Der Gefangene setzte sich auf das schmutzige Parkett.

«Wirst du sprechen?»

«Nein, ich werde nicht sprechen.»

«Du wirst schon sehen. Du hättest es sicher lieber, dass alles gleich zu Ende ist: Pistolenlauf an die Schläfe, ein leichtes Kältegefühl und dann, futsch, alles vorbei. Aber das ist nicht drin.»

«Vielleicht krepriere ich unter Ihren Schlägen. Doch den Mut zum Schweigen behalte ich hoffentlich.»

Wieder gehen die Schläge mit dem Strick auf ihn hernieder, dann und wann unterbrochen durch Fusstritte gegen die Schienbeine, ins Gesäss und in den Bauch. Endlich liess der Folterknecht ermattet von seinem Opfer ab.

«Wirst du sprechen?» begann er geduldig von neuem.

«Ein französischer Offizier spricht nicht.»

«Die französischen Offiziere sind alle Feiglinge. 1940 hat man es ja gesehen. Wie die Hasen sind sie alle gelaufen. Ausserdem, was sollen die Märchen: Du bist kein Offizier!»

«Doch, und Sie wissen das ganz genau.»

«Welchen Rang hast du denn?»

Der Gefangene zögerte einen Augenblick. Doch in der Überzeugung, man habe ihn identifiziert, antwortete er dann:

«Kommandant.»

«Was heisst das: Kommandant?»

«Major, falls Ihnen das lieber ist.»

«Was? Medizinmann?»

«Nein, kein Oberstabsarzt. Truppenoffizier mit vier Streifen.»

«Und was kommandierst du?»

«Das 27. Gebirgsjägerbataillon hier am Ort.»

«Dein Name?»

«Jean Vallette d'Osia.»

Die Polizisten schauten in einem Karteizettel nach: «Du bist Bataillonskommandeur, du bist Oberstleutnant.»

Wer hatte ihnen diese Information gegeben? Das Vichy-Regime? Vallette d'Osia war 1942 tatsächlich für diesen Rang vorgeschlagen worden. So erfuhr er durch die Deutschen von seiner Beförderung . . .

Der Gestapo-Leutnant kam auf ihn zu und fragte mit starkem deutschen Akzent:

«Wollen Sie sprechen?»

«Nein.»

«Warum?»

«Ich sagte es schon: Ich bin französischer Offizier.»

Die Verachtung in dieser Antwort missfiel dem Deutschen.

«Die französischen Offiziere sind alle Schufte», brüllte er los und spuckte ihm zweimal ins Gesicht.

Dann kam wieder der Zivilist:

«Du willst noch immer nicht sprechen?»

«Nein.»

«Na gut! Dann nimm das da!»

Mit diesen Worten leerte er die Wasserschüssel dem Gefangenen voll ins Gesicht.

Von neuem begannen die Schläge mit dem Seil. Diesmal hatte

es der Peiniger besonders auf den Kopf abgesehen. Schmerzlich dröhnte jeder Schlag im Schädel des Gefangenen. Endlich hielt der Folterknecht erschöpft inne.

«Das langt für heute..Morgen geht's weiter. Du wirst schon sprechen, ganz sicher . . .»

Eine grosse Narbe auf der Brust des Gefangenen erregte die Neugierde der Nazi-Schergen.

«Du bist verwundet worden?»

«Ja, dreimal.»

«Wann?»

«Während des letzten Krieges.»

«Wo?»

«Hier eine Kugel, dort ein Granatsplitter. Von der dritten Verwundung sieht man nichts.»

«Genug, steh auf. Morgen wirst du Sprechen.»

«Nein, ich werde nicht sprechen.»

«Das werden wir ja sehen. Wir haben noch keinen Gefangenen erlebt, den unsere Behandlung nicht zum Sprechen brachte!»

Er drückte den Finger in die dicken, roten Striemen: «Merkst du etwas? Jetzt spürst du's schon. Doch morgen wird es viel schlimmer sein. Die Schläge sind dann viel schmerzhafter. Ausserdem, jetzt bist du noch in guter körperlicher Verfassung. Man sieht, du bist ein sportlicher Typ. Doch bei unserer Behandlung machen wir in vierzehn Tagen ein trauriges Wrack aus dir. Du wirst nicht mehr die Kraft haben zu schweigen . . . Nun zieh dich wieder an. Morgen geht's weiter. Bis dahin nichts zu trinken, nichts zu essen. Verstanden? Du wirst Zeit haben nachzudenken!»

Er entdeckte die Armbanduhr des Gefangenen.

«Sieh da, du hast noch deine Uhr. Gib sie her.»

Vallette d'Osia lieferte seine Armbanduhr ab. Sie prüften sie sorgfältig. Eine kleine wertlose Uhr. Achtlos werfen sie sie weg.

«Zieh dich wieder an.»

Man nahm ihm die Schnürsenkel, den Gürtel, Krawatte und Taschentuch. Einen dunkelblauen Damenmantel, den er in der Nacht zuvor als Decke erhalten hatte, durfte er behalten.

Nun wurde Vallette d'Osia allein in eine Zelle gesperrt. Er hatte fürchterliche Schmerzen. Von Kopf bis Fuss war der Körper mit roten Striemen übersät. Die Haut war zum Glück nur an zwei Stellen geplatzt: An der linken Schulter und an einer Brustspitze.

Auf seiner Pritsche sitzend (der geschundene Rücken erlaubte

es ihm nicht, sich hinzulegen), stellte sich der Offizier die Fragen, die schon so viele Gestapo-Offiziere vor ihm sich gestellt hatten:

«Ich weiss nun, was Foltern heisst. Heute habe ich sehr gut ausgehalten. Doch morgen und in den nächsten Tagen, wie wird es dann sein? In dem Masse, wie meine Kräfte schwinden, wird auch mein Widerstand schwächer werden. Und dann wird der Augenblick kommen, in dem meine Kräfte mich im Stich zu lassen drohen. So lange werde ich nicht warten, um mich umzubringen. Dann würde ich mir eine Ader mit den Zähnen aufbeissen . . .»

Der tief gläubige Vallette d'Osia betete zu Gott, dass er ihm die Kraft verleihe, durchzuhalten. Es wurde Nacht. Wie vorgesehen, brachte man ihm nichts zu essen und nichts zu trinken. Der Hunger war erträglich, doch vor Durst fühlte er sich wie ausgetrocknet. Irgendwo hatte er einmal gelesen, einigen Männern sei es gelungen, durch Trinken ihres Urins zu überleben. Das soll auch ihm helfen: Als Gefäss dient ihm die hohle Hand.

«Es schmeckt abscheulich», wird er später erzählen. «Doch ein wenig hilft es wenigstens.»

So verging die zweite Nacht. Die Rundgänge der Wachposten zeigten die Stunde an. Draussen regnete es in Strömen. Noch immer sitzend, versuchte Vallette d'Osia, wenigstens etwas zu dösen, an Schlaf war nicht zu denken. Das Fieber stieg.

Am Mittwoch, dem 15. September, gegen neun Uhr morgens, kamen seine Peiniger wieder.

«Na, wie geht's?» fragten sie ironisch.

«Es könnte besser sein.»

«Hast du Durst?»

«Ja.»

«Kein Wunder bei dem Fieber, das du haben musst. Heute Abend wirst du sprechen.»

«Nein, ich werde nicht sprechen.»

Die Tür fiel ins Schloss. Gegen fünfzehn Uhr erschienen die Gestapo-Schergen aufs Neue.

«Wirst du sprechen?»

«Nein, ich werde nicht sprechen», wiederholte er hartnäckig.

«Bis gleich!»

Um siebzehn Uhr waren sie wieder da, fesselten seine Hände mit Handschellen über dem Rücken, warfen ihm den Frauenmantel über die Schultern und schoben ihn aus der Zelle. Vallette d'Osia war überzeugt, nun werde die zweite Foltersitzung begin-

nen. Stattdessen brachte man ihn in den Kasernenhof und liess ihn zusammen mit den anderen, mit ihm zugleich Verhafteten, einen Lkw besteigen. Unter den Gefangenen waren auch Leutnant ‚Régis‘ und die unglücklichen Eigentümer der Villa. Vallette d’Osias Handschellen befestigte man an einer Banklehne und fesselte seine Fussknöchel mit Eisendraht. Drei Soldaten mit gezückten Revolvern nahmen ihm gegenüber Platz. Absolutes Sprechverbot.

Es ging in Richtung Schweizer Grenze, an welcher der Lkw dann für eine kurze Strecke entlang fuhr. Vallette d’Osia erkannte einige Stellen wieder, die seine Agenten regelmässig zum Übergang benutzt hatten. So nahe war sie also, die Freiheit! Doch, so stark sich sein Verlangen nach Freiheit und Flucht auch regen mochte – derart gefesselt war es einfach unmöglich, von dem Lkw zu springen . . .

Halt bei dem in ein Quartier der Gestapo umgewandelten Hotel Pax in Annemasse: Vallette d’Osia wurde unter strenger deutscher Bewachung in den Keller der französischen Gendarmerie gesperrt. Abends öffnete sich die Tür: Da war er wieder, der Schinder mit dem Marseiller Akzent:

«Nun, du willst also noch immer nicht sprechen?»

«Nein.»

Jäher Tonwechsel beim anderen:

«Also gut! Du bist ein Mann. Ich habe verstanden und respektiere dich. Jetzt tut es mir leid, dass ich dich geschlagen habe. Ich werde es nicht wieder tun. Gewöhnlich reichen schon ein paar Ohrfeigen, um die Leute zum Sprechen zu bringen. Bei dir dachte ich gleich, dass du hart im Nehmen bist. Darum habe ich sofort schweres Geschütz aufgefahren. Doch von nun an hast du nichts mehr von mir zu befürchten. Ausserdem wissen wir alles über deine Organisation. Wirklich fabelhaft, was du da alles auf die Beine gestellt hast. Ich muss schon sagen, leichte Artillerie bei den Widerstandskämpfern, eine reife Leistung . . . Nach deiner Festnahme aber, welch eine Panik in Obersavoyen! Alles löst sich auf. Manche fliehen – lassen ihre Waffen einfach liegen. Andere haben sich in La Clusaz versteckt. Denen sind wir auf den Fersen. Wie dem auch sei, viele haben keinen Mumm, du aber hast Schneid bewiesen . . .»

Vallette d’Osia war von diesen Reden vollkommen überrascht, glaubte selbstverständlich kein einziges Wort: Nach der Peitsche nun das Zuckerbrot, sagte er sich.

«Das ist ja alles ganz schön und gut», antwortete er, «doch es bringt mir weder zu essen noch zu trinken.» «Du hast recht. Willst du trinken, dann ruf die Wache, sie wird dir Wasser geben. Was das Essen angeht, so werde ich selbst dir etwas bringen, nach dem Abendessen.»

Kaum war sein Folterknecht fort, rief Vallette d'Osia den Wachposten. Der gab ihm Wasser. Wird der Gestapomann Wort halten? Ja. Zwischen einundzwanzig und zweiundzwanzig Uhr kam er wieder, mit fünf Scheiben Brot und fünf Birnen, in eine Papierserviette eingewickelt. «Siehst du, ich habe dich nicht getäuscht. Und nun: auf Wiedersehen! Dü wirst mich vier oder fünf Tage lang nicht mehr sehen: Ich muss fort – und zwar wegen einer Sache, die mindestens so schön ist wie die deinige!»

Vallette d'Osia schlang gierig das Mitgebrachte hinunter. Diesmal wenigstens lag ein Strohsack auf der Pritsche. Es gelang ihm, sich hinzulegen, in Decken einzurollen und trotz der Handschellen zu schlafen. Am nächsten Morgen, Donnerstag, dem 16. September, verlangte er wieder Wasser. Er trank, wusch sich, mehr schlecht als recht, und versuchte einige Lockerungsübungen. Seine Muskeln schmerzten zwar noch, doch litt er schon weniger. Man brachte ihm etwas Saft und ein Stück Brot.

Sein erster Gedanke nach diesem wahrhaft spartanischen Frühstück: Wie schaffe ich die Flucht? Von diesem Gedanken war er wie besessen! Doch das Fenster war durch ein durchlöcherteres Blech und dahinter durch Eisenstäbe gesichert. Auf dieser Seite also keine Möglichkeit. Die Tür wurde ständig von einem auf und ab gehenden Wachposten bewacht. Vielleicht gab es eine Chance durch die Decke, die sehr niedrig war, doch dazu müsste man Brechwerkzeug haben! Der Offizier bemerkte, dass ein Pritschenbein sich leicht bewegte. Trotz der Handschellen versuchte er, es zu lösen. Zum Glück war die Kette zwischen den Handschellen ziemlich lang.

Unterbrochen wurde seine Geduldsarbeit durch die Ankunft des Mittagessens, das ihm wahrlich fürstlich erschien: Suppe, Gemüse und Obst. Der Bürgermeister von Annemasse, Monsieur Deffaugt, hatte die Erlaubnis erhalten, die Gefangenen zu versorgen. Die Frau eines Gendarmen kochte für sie.

Gegen drei Uhr nachmittags erschien sein Peiniger wieder. Die vier oder fünf Tage waren sehr schnell vergangen!

«Wie geht's?» erkundigte er sich.

«Besser als gestern.»

«Ich komme nur, um dich zu besuchen und dir Neues in deiner Sache mitzuteilen. Ich hab's dir schon gesagt: Ich bewundere dich. Du bist ein Mann. Ich achte dich wie meinesgleichen. Von mir hast du nichts mehr zu befürchten. Doch deine Freunde haben nicht den gleichen Mut wie du. Ich kann gar nicht verstehen, wie du mit derart mittelmässigen Menschen Zusammenarbeiten konntest. Bei denen reichten ein paar Ohrfeigen! Sie haben alles zugegeben und sie belasten dich, um sich zu retten. Wie dieser Angsthase von Audibert zum Beispiel. Und was Reille, deinen Stellvertreter angeht, kaum zu beschreiben, was wir von dem alles erfahren haben!»

Vallette d'Osia war drauf und dran, darauf zu reagieren, doch seine Kaltblütigkeit liess ihn nicht im Stich. Audibert war weit weg von Annecy. Und Reille sollte erst am nächsten Tag zurückkommen. Folglich hatte man sie nicht festnehmen können.

«Warum erzählen Sie mir das?» fragte der Offizier. «Ich werde nicht antworten, was Sie auch tun werden. Das Schweigen ist mir zur Ordensregel geworden!»

«Oh! Ich will gar nichts. Ich wollte dir nur Neuigkeiten liefern und dir zeigen, wie unnütz es ist, sich für so miese Leute zu opfern. Freilich, es gäbe eine Möglichkeit, aus der Sache herauszukommen: Du müsstest dich bereit erklären, für uns zu arbeiten. Doch das schlage ich dir nicht einmal vor, weil ich ohnehin weiss, dass du ablehnen würdest!»

«Ganz recht! Jeder weitere Versuch ist vergeblich.»

«Na gut! Auf Wiedersehen. Wir haben alle deine Papiere untersucht. Deine Organisation war in Ordnung, doch nun ist sie zum Scheitern verurteilt. Die Résistance kann gegen uns nichts ausrichten. Wie viele Widerstandskämpfer seid ihr in Obersavoyen? Achttausend vielleicht?»

Vallette d'Osia musste sich fast auf die Zunge beißen, um nicht zu fragen:

«In Ober savoy en oder in ganz Frankreich?»

Doch er schwieg. Es war besser, den Deutschen ihre Illusionen zu lassen, falls sie noch welche haben sollten.

Kaum war die Tür wieder geschlossen, fuhr der Gefangene in seiner mühsamen Arbeit fort. Das Gesicht von Schweiss überströmt, die Handflächen voller Blasen, hielt er am Abend endlich eine schwere, 60 cm lange und 4 cm dicke Eisenstange in Händen.

Sie war mehr als ein Werkzeug: eine Waffe. Sein erster Gedanke: Um einen Gang zur Toilette bitten und bei dieser Gelegenheit die Wächter erschlagen. Doch das sind fünf, einfach zu viele! Die zweite Idee: Den Bettfuss – wie ‚unter Tage‘ – als Stange benutzen und damit die Decke durchstossen. Er machte sich sofort an die Arbeit. Doch die Deutschen im oberen Stockwerk hörten den Lärm und stürzten sofort die Treppe hinunter, um nachzusehen, was im Keller geschah. Der Ausbrecherlehrling hatte gerade noch Zeit, den Mörtel auf dem Boden verschwinden zu lassen.

Im Lauf des Abends erschien der Folterknecht abermals:

«Morgen wirst du nach Lyon gebracht, die dortige Gestapo will dich haben. Es tut mir leid für dich, denn, unter uns gesagt, von mir hattest du nichts mehr zu befürchten. Dort hingegen wird man wieder mit der Folter beginnen. Ich habe zwar in meinem Bericht angegeben, dass das bei dir nicht zieht. Doch ich zweifle, ob sie's glauben werden.»

Meinte er es ehrlich oder spielte er Theater? Vallette d'Osia stellte sich diese Frage, zog es jedoch vor zu schweigen.

«Du musst uns hassen, nicht wahr?» fuhr der Gestapomann fort. «Du sagst dir doch sicher: Wenn ich die nur in meiner Gewalt hätte! Zehnfach würde ich ihnen meine Folterqualen heimzahlen!»

«Was, Sie foltern? Kommt gar nicht in Frage. Zwölf Kugeln in den Leib . . .» Der andere wechselte das Thema.

«Ich für meinen Teil bedaure es, dass du es für deine Pflicht hältst, dich für Menschen zu opfern, die dessen nicht würdig sind!»

«Es ist nun einmal so. Man kann sich nicht ändern. Lieber verrecken als ohne Ehre weiterleben!»

Der Folterknecht machte sich davon. Wenig später erschien ein Wächter mit einem ausgezeichneten Abendessen. Es folgte ein deutscher Unteroffizier:

«Austreten», befahl der. «Sie da, los zur Toilette!»

Vallette d'Osia hatte keine Zeit, die Eisenstange zu nehmen. Für diesen Abend war es nichts mehr.

Am nächsten Morgen, Freitag, 17. September, versteckte er seine ‚Waffe‘ in der Hose und stelzte mit steifen Schritten (unter Aufsicht) zur Toilette. Nicht weniger als sieben Deutsche zählte er um sich herum. Das waren wirklich zu viele! In seine Zelle zurückgekehrt, legte er seine furchtbare Keule an ihren Platz zurück.

Kurze Zeit darauf holte man ihn ab, um ihn nach Lyon zu überführen. Die langsame Reise führte über Nantua und durch das Rhône. Ein einziger Halt – zur Verrichtung der Notdurft. Vallette d'Osia, ganz im Banne seiner Fluchtpläne, musterte das Gelände: Der Tannenwald da drüben würde sich gut eignen. Doch die Lastwagen hielten auf der falschen Strassenseite! Ausgeschlossen, die Fahrbahn unter den Augen der Deutschen zu überqueren, welche, die Waffen im Anschlag, keinen Augenblick in ihrer Wachsamkeit nachliessen: Einer von ihnen stand, den Finger auf dem Abzug seiner Waffe, kaum fünfzig Meter hinter ihm.

Nach einem einstündigen Aufenthalt in der Sanitätsschule von Lyon, dem damaligen Sitz der Gestapo, wurde der Gefangene in die Festung Montluc gesperrt. Dort empfingen ihn die Wärter mit Faustschlägen und brüllten ihm, als wäre er persönlich für all die Rückschläge der Wehrmacht verantwortlich, entgegen: «Deutsche Soldaten. Alle kaputt.»

Gegen Schnaken und Wanzen kämpfend, verbrachte Vallette d'Osia die Nacht vom Freitag, dem 17., auf Samstag, den 18., in seiner Zelle. Kaum war die Dämmerung hereingebrochen, prüfte er Möglichkeiten zur Flucht. Leider gab es nicht eine einzige! Unablässig dachte er an seine Frau und die sieben Kinder. Er gab sich verloren und legte ein Gelübde ab: Sollte er davonkommen, so wollte er zu Fuss von Notre-Dame-de-Liesse in Annecy bis zur Grotte von Lourdes wallfahren.

Noch war keine Stunde vergangen, seit er der heiligen Jungfrau dieses Versprechen gegeben hatte, da holte man ihn ab. Da er nichts besass, war er bald bereit. Den Damenmantel nahm er mit.

Eine Stunde lang musste er vor dem Eingang zum Büro warten, von einem Polizisten bewacht. Endlich kamen zwei Deutsche in Zivil. Sie zwangen ihn, den Frauenmantel anzuziehen, obwohl der viel zu eng war für den breitschultrigen Mann, und legten ihm Handschellen an. Diese waren nur durch einen einzigen Ring miteinander verbunden, wodurch die Hände in ihrer Bewegungsfreiheit sehr stark eingeschränkt waren.

Vor dem Festungstor wartete ein schwarzer Wagen. Die beiden Polizisten liessen ihren Gefangenen einsteigen. «Zum Bahnhof», befahlen sie dem Fahrer.

Also nicht zur nächsten Folterrunde, wie Vallette d'Osia befürchtet hatte! Statt dessen zur Bahn! War das die Chance, die er so lange schon herbeigesehnt hatte? Nein, noch war es nicht soweit.

Nach der Ankunft am Bahnhof von Perrache blieben seine ‚Schutzengel‘ vor der Gepäckabfertigung stehen. Sich aus dieser von bewaffneten Deutschen nur so wimmelnden Bahnhofshalle wegstehlen zu wollen, war vollkommen ausgeschlossen. Auch war die Wartezeit sehr kurz. Bald schleppten die Polizisten ihren Gefangenen auf den Bahnsteig, erkundigten sich kurz und brachten ihn dann zu einem Zug auf dem Abstellgleis. Sie gingen auf einen Waggon zu, der die Aufschrift ‚Nur für die Wehrmacht‘ trug, vertrieben ohne grosse Umstände die Insassen und stiessen den Gefangenen in ein Abteil der dritten Klasse.

Als dann nach einer halben Stunde der erwartete Zug einfuhr, brachte man den französischen Gefangenen in ein Erste-Klasse-Abteil, in einen für deutsche Offiziere reservierten Waggon.

Die beiden Polizisten befahlen Vallette d'Osia, den Fensterplatz in Fahrtrichtung zu nehmen. Sie selbst setzten sich auf die Bank gegenüber, der eine in die Mitte, der andere neben die Tür. Aus ihren Jackentaschen lugten die Revolver hervor.

Der Gefangene erreichte, dass man ihm die Handschellen öffnete, doch nur, damit er sich den Frauenmantel, der ihn wie eine Zwangsjacke beengte, ab- und ihn um die Schultern legen konnte. Danach wurden die eisernen Armreifen sofort wieder geschlossen.

In Richtung Norden setzte sich der Zug in Bewegung. Gleich bei der Einfahrt in den Tunnel von Perrache versuchte ein Polizist, das Licht anzuzünden, doch umsonst, die elektrische Anlage funktionierte nicht. Womöglich eine Schutzmassnahme gegen Aufklärungsflugzeuge. Die Vorschriften waren auf diesem Gebiet sehr streng zu jener Zeit. Ärgerlich, aber bestens ausgerüstet, installierten die beiden Männer eine elektrische Taschenlampe auf ihrer Bank, den Lichtstrahl auf den Gefangenen gerichtet, der musterhafte Artigkeit an den Tag legte. Seine Entscheidung stand unwiderruflich fest: den Fehler der Gestapo, ihn nachts reisen zu lassen, sich zunutze machen und im Schutze der Dunkelheit aus dem Zug springen. Wann? Das wusste er noch nicht. Seine beiden Wächter müssten schlafen. Wenn überhaupt, dann würde es dazu wohl erst in der zweiten Hälfte der Nacht kommen. Also hinter Dijon. Aber würden sie einschlafen? Und sollte er überhaupt weiter als bis Dijon gebracht werden?

Das musste er unbedingt herausbringen. Seine spärlichen Deutschkenntnisse zusammensuchend, fragte Vallette d'Osia die

Deutschen. Sie reagierten nicht und setzten ihre Unterhaltung fort. Der Gefangene versuchte zu verstehen. Doch nur hin und wieder gelang es ihm, den Sinn einiger Worte zu begreifen. Immerhin schien es ihm, dass mehrmals von Dijon die Rede war. Dabei studierten die beiden aufmerksam ein Papier, wohl einen Marschbefehl.

Vor Dijon also musste er seinen Versuch wagen.

Valette d'Osia bemühte sich, das Vertrauen seiner Wächter zu gewinnen. Als der eine schon zum dritten Mal eine dicke Zigarre aus der Tasche zieht, fragte er ihn, wie viele er wohl rauche am Tag. «Zehn bis zwölf Stück ungefähr!»

Er bot dem Gefangenen eine Zigarette an. Der nahm sie natürlich an. Kurze Zeit später packten die beiden ihre Wegzehrung aus. Vallette d'Osia bekundete sein Bedauern wegen der Umstände, die seine Überführung für die beiden mit sich bringe. Seine Höflichkeit wurde mit einem Apfel belohnt! Vallette d'Osia nutzte die Gelegenheit und bat den anderen, zur Toilette gehen zu dürfen. Wer weiss, vielleicht ergab sich dabei eine Fluchtmöglichkeit! Mittlerweile war es Nacht geworden. Doch der Polizist verständigte seinen Kollegen, und so gaben sie ihrem Gefangenen zu zweit das Geleit. An Ort und Stelle zwangen sie ihn, die Tür offenzulassen und hielten ihre Taschenlampe unentwegt auf ihn gerichtet.

Auf seinen Platz zurückgekehrt, drückte sich Vallette d'Osia in seine Ecke und mimte geräuschvoll den Schlafenden. Die beiden Polizisten begannen eine Unterhaltung, die ihrem Gegenüber endlos schien. Die Taschenlampe warf einen schwachen Schein zur Decke: Nur weiter so, lange wird sie's nicht mehr tun!

«Herr, lass diese beiden Schufte einschlafen», betete Vallette d'Osia. Im Dunkeln starrte er sie mit weit aufgerissenen Augen an, ein verzweifelter, naiver Versuch, sie zu hypnotisieren.

Eine Ewigkeit lang jagten seine Gedanken auf diese Weise zwischen stummen Stoss gebeten und Verwünschungen hin und her. Nach dem Aufenthalt in Chalon-sur-Saône schlief endlich einer ein. Doch der andere blieb wach. In der Nähe von Beaune tauschten sie die Rollen.

Der Zug hatte Nuits-Saint-Georges passiert. Die Taschenlampe auf der Bank gab nur noch einen winzigen roten Schein. In den Gedanken des Gefangenen hämmerte es ohne Unterlass: «Mein Gott, bitte, lass sie einschlafen . . .»

Der eine schnarchte mächtig. Und endlich . . . begann auch der andere langsam und tief zu atmen, war auch er eingeschlafen.

In diesem Augenblick verlangsamte der Zug seine Fahrt. Sicherlich Streckenarbeiten. Vorsichtig erhob sich Vallette d'Osia, das Herz schlug ihm bis zum Halse. Noch einen Moment wartete er; denn er hatte wenig Lust, auf die Baustelle oder gar einem Aufpasser vor die Füße zu fallen. Der Lokomotivführer gab wieder Dampf. Die Geschwindigkeit nahm wieder zu. Die beiden Polizisten rührten sich nicht. Jetzt oder nie!

Vallette d'Osia drehte sich zur Seite, bekreuzigte sich, packte mit seinen gebundenen Händen den Fenstergriff und versuchte ihn nach unten zu ziehen. Vergebens. Ein kurzer Moment der Verzweiflung. Dann ein zweiter Versuch, diesmal mit ganzer Kraft: Mit fürchterlichem Getöse sauste das Fenster schlagartig herunter.

Vallette d'Osia hatte vorgehabt, den bequemen Mantel des einen Wächters und vor allem dessen Mappe zu schnappen, die womöglich wichtige Dokumente enthielt. Doch nun war daran nicht mehr zu denken. Der Lärm hatte beide Männer aufgeweckt. Der Gefangene nahm den Frauenmantel und warf ihn durchs Fenster, denn der könnte es sonst den Spürhunden ermöglichen, die Fährte aufzunehmen. Dann packte er die Querstange fest mit beiden Händen, machte einen Klimmzug, schwang sich mit den Beinen durchs Fenster und warf sich, mit dem Gesicht nach oben, ins Leere. Das alles ging so schnell, dass er den Mantel neben sich flattern sah.

Vallette d'Osia landete, mit den Füßen zuerst, auf dem Bahndamm, wurde infolge des Aufpralls um sich selbst gedreht und schlug mit der Schulter zuerst und dann mit dem Kopf auf dem Schotter auf. Ein umgekehrter Ablauf hätte tödlich sein können. In seinem Schädel dröhnte es wie von einem Gongschlag, aber er verlor das Bewusstsein nicht. Einen Augenblick später schon hatte er sich aufgerafft. Sein Gesicht war blutüberströmt, doch die Wunde schien nicht schlimm zu sein. Die Hände mussten mit größter Heftigkeit auf den Boden aufgeschlagen sein, denn die eisernen Handschellen hatten sich in sie hineingebohrt. Wie durch ein Wunder aber war nichts gebrochen. Nicht einmal seine riemenlosen Schuhe hatte er verloren.

Er raffte den Mantel und lief, entgegen der Fahrtrichtung des

Zuges, davon. Kaum hatte er den letzten Waggon überholt, warf er sich ins nächste Feld. Das Alarmsignal ertönte, und, während der Zug bremste, jagte der Flüchtling, so schnell er konnte, weiter in der Richtung, aus welcher der Zug gekommen war. Als der Zug dann endlich hielt, hatte sich Vallette d'Osia schon mehr als 400 m von ihm entfernt. Weiter raste er nun, so gut er konnte, durch die Felder. Das war gar nicht so leicht, denn der Boden war vom Nachmittagsregen aufgeweicht. Ausserdem musste er die Zehen in den Schuhen zusammenkrallen, um diese nicht zu verlieren . . .

Von weitem sah er den Zug entlang die Taschenlampen aufblitzen: Entlang des Bahndamms suchten die beiden Polizisten mit Hilfe aller mitreisenden Soldaten den Mann, den sie tot oder zumindest schwerverwundet glaubten. Vallette d'Osia erreichte eine Strasse, die quer zur Bahnlinie verlief, folgte ihr eine kurze Strecke lang, nahm dann einen Feldweg, später einen zweiten, der ihn auf die Strasse zurückbrachte, und kam in ein Dorf. Hinter der verglasten Türe eines der ersten Häuser bemerkte er einen schwachen Lichtschein. Er näherte sich und schaute nach: Eine alte Frau war gerade dabei, zu Bett zu gehen. Er klopfte an die Tür. Sie machte sich wieder zurecht, öffnete die Tür und schrie erstaunt auf. Der unerwartete Gast mit seinem blutigen Kopf, den zerrissenen Kleidern und den Handschellen war wirklich kein erhebender Anblick.

«Sind Sie eine gute Französin?» fragte er sie.

«Ja, natürlich!»

«Ich bin ein französischer Offizier. Soeben bin ich aus dem Zug gesprungen, in dem mich die Gestapo nach Dijon bringen wollte. Können Sie mir helfen?»

Die Frau liess ihn sofort ein treten, rief ihren Mann, der sich schon hingelegt hatte, und ihren Sohn. Aus Furcht, man könne sie von aussen sehen, löschten sie das Licht. Im Dunkeln ging die heimliche Beratung weiter:

«So, wie ich die Deutschen kenne», erklärte Vallette d'Osia, «werden sie im Dorf eine Razzia veranstalten und jedes Haus, jeden Speicher, jeden Keller, jede Scheune nach allen Seiten hin durchkämmen. Je weiter ich dann vom Ort meiner Flucht entfernt sein werde, umso geringer werden die Chancen für meine Verfolger sein. Damit ich jetzt weiterkomme, müsste man mir aber die Handschellen abnehmen.»

«Leider habe ich keine Eisensäge», meinte der Vater. Doch der Sohn hatte eine Idee.

«Der Herr braucht ja nur freie Hände. Da genügt es doch wohl, wenn man nur den Verbindungsring durchtrennt.»

Die Feile wurde angesetzt. Die Arbeit – weiterhin im Dunkeln – war zeitraubend, der Stahl von bester Qualität. Endlich gab der Ring nach. Der Mond war aufgegangen. Das Zimmer erhellte sich.

«Nun muss ich weiter», sagte der Flüchtling. «Helfen Sie mir nur, den Weg zu finden. Ich kenne nicht einmal den Namen Ihres Dorfes.»

«Chambertin», entgegnete der Vater. «Welche Richtung wollen Sie nehmen?»

«Richtung Morvan. In Clinzeaux, in der Nähe von Château-Chinon, habe ich eine Tante, die wird mich aufnehmen.»

Die Beschreibung des Vaters war recht unklar, so bat Vallette d'Osia den Sohn, ob der ihn nicht auf den richtigen Weg bringen könne. Der war sofort einverstanden, obwohl deutsche Patrouillen nach der Stunde der Ausgangssperre, die schon längst geschlagen hatte, das Land durchstreiften.

«Hätten Sie vielleicht Schuhriemen?» fragte Vallette d'Osia.

«Nein, aber Bindfaden!»

Vallette d'Osia band seine Schuhe zu und stand auf. Der Vater schaute ihn an: «So können Sie nicht einfach fortgehen! Sie tragen ein helles Hemd, im Dunkeln wird man Sie von weitem sehen. Warten Sie einen Augenblick . . .»

Er holte eine Winzerweste mit schwarzglänzenden Ärmeln und eine alte Mütze, um die Kopfwunde zu bedecken, die von der Frau mit Burgundertrester gewaschen und desinfiziert worden war. Nun war Vallette d'Osia bereit, das Haus zu verlassen.

«Warten Sie noch einen Augenblick, man kann doch schlecht auseinandergehen, ohne zuvor ein Glas auf Ihre Gesundheit getrunken zu haben!»

Der alte Winzer verschwand in seinen Keller, brachte mit größter Vorsicht eine Flasche herauf, öffnete sie und füllte die Gläser.

Niemals hatte Vallette d'Osia ein Burgunder so gut geschmeckt. Doch die Zeit drängte, der Zug war weitergefahren. Sicher würde man, gleich nach seinem Eintreffen in Dijon, Alarm schlagen. Vor Beginn des Kesseltreibens musste der Flüchtling das Dorf verlassen haben.

«Hier, nehmen Sie das für die Reise», sagte die Frau, als Vallette d'Osia zur Tür hinausging und drückte ihm ein riesiges Stück Brot mit Wurst in die Hand. In Begleitung des Sohnes durcheilte Val-

lette d'Osia vorsichtig das schlafende Dorf. Ein zweites Dorf vermieden sie und stiegen die berühmten Burgunder Rebhänge hinauf, bis sie die Hochebene erreichten.

Dort angekommen, wies der junge Mann die Richtung nach Morvan, in dieser Nacht zugleich die Richtung in die Freiheit.

«Gehen Sie, auf Wiedersehen, Herr Offizier. Und viel Glück!»

Er streckte ihm die Hand entgegen.

Vallette d'Osia spürte, wie der Winzersohn ihm ein Stück Papier in die Hand drückte. Es war eine Hundert-Franc-Note . . .

VIII

Das Blut eines Jünglings

«Angeklagter Fertet, stehen Sie auf!»

In der zweiten Reihe erhob sich ein Gefangener.

«Sie heissen Henri Fertet. Sie wurden am 27. Oktober 1926m Seloncourt, im Departement Doubs, geboren. Ihr Vater ist Lehrer in Velotte. Sie sind Schüler am Victor-Hugo-Gymnasium in Besançon.»

«Ja, Herr Präsident!»

Henri Fertet, sechzehn Jahre alt, war der jüngste von dreiundzwanzig Widerstandskämpfern, die an jenem 16. September 1943 vor dem deutschen Militärgericht in Besançon standen. Der Statur und der geistigen Reife nach ein Erwachsener, hatte sich der junge Mann gleichwohl in seinen Zügen die Spuren der Kindheit bewahrt: Zwei grosse sanfte Augen, die das Gesicht mit den regelmässigen Zügen erhellten, leicht gewellte, blonde Haare über einer hohen Stirne. Klargezeichnete Lippen und ein fester Blick geben ihm trotz seiner Jugend einen energischen Ausdruck. Seine Stimme war sicher, seine Hände zitterten nicht. Dabei war die von den Deutschen inszenierte Zeremonie in ganz besonderem Masse eindrucksvoll. In der Furcht, die Leute der Résistance könnten das Gebäude in der Rue Lecourbe stürmen, wo das Gericht der Feldkommandantur 560 üblicherweise tagte, hatten sie beschlossen, die ‚Francs-tireurs‘ im Inneren des Gefängnisses selbst abzuurteilen. Zu diesem Zweck hatten sie einen grossen Saal in einem Flügel der zweiten Gefängnisabteilung hergerichtet. Die Angeklagten sassen – bis auf die drei im Hintergrund – zu Paaren aneinandergesetzt auf Bänken. In jeder Bank sassen zwei Feldgendarmen, dazu kamen vierzehn weitere, die, mit Maschinenpistolen im Anschlag, über den ganzen Raum verteilt postiert waren.

Der Saal endete in einem Halbkreis mit achtzehn Türen, die zu normalen Zeiten den Zugang zu den kleinen Höfen bildeten, in denen die Gefangenen ihre ‚Spaziergänge‘ absolvierten. In diesem halbrunden Teil hatten hinter einem langen Tisch die Mitglieder des Militärgerichts Platz genommen: In der Mitte der Vorsitzende, Kriegsgerichtsrat Dr. Hübner, zu seiner Rechten Major Juttner von der Feldkommandantur und zu seiner Linken Feldwebel Stoermann vom Sicherheitsregiment 95. An dem einen Tische sass Kriegsgerichtsrat Dr. Winter, als Anklagevertreter, am anderen Feldwebel Koehler als Protokollführer.

Rechts von den Angeklagten deren Verteidiger, drei an der Zahl, alles Pflichtverteidiger: Der aus dem Elsass stammende Maître Koch und die beiden in Paris zugelassenen Maitres Kraeling und Mouquin. Maître Koch, zu jener Zeit zur Präfektur von Doubs abgeordnet, sprach perfekt deutsch und war zweifellos bei den Besatzungsbehörden sehr bekannt, die ihn allerdings höchst unterschiedlich einschätzten: Die Gestapo hielt ihn für gefährlich, und es war in der Tat so, dass er bei der Erfüllung dieser heiklen Aufgabe ausserordentlichen Mut an den Tag legte. Ingeheim hatte er der Résistance schon zahlreiche Dienste geleistet.

Erst am 13. September, zwei Tage vor Prozessbeginn, hatte Maître Koch Erlaubnis erhalten, mit den Angeklagten zu sprechen, selbstverständlich nur unter der Aufsicht deutscher Aufpasser!

Gegenüber der Verteidigungsbank hatte man einen weiteren Tisch für die Beweismittel bereitgestellt, die man am 2. Juli im Dachstuhl der Kirche von Larnod, einem in den ersten Anhöhen des Jura, etwa zehn Kilometer südwestlich von Besançon gelegenen Einhundert-Seelen-Dörfchen, aufgestöbert hatte: Gedrucktes Material, Waffen und Munition. Schon 1940 hatte Marcel Simon, der Anführer der Gruppe ‚Guy Moquet‘, den Plan gefasst, die infolge der Eingliederung von Larnod und Arguel in die Pfarrei von Pugey stillgelegte Kirche in ein Versteck zu verwandeln . . .

Diese Partisanen waren wirklich die Männer der ersten Stunde. Doch was heisst ‚Männer‘? Jünglinge! Kaum, dass sie die kurzen Hosen abgelegt und auf gehört hatten, jeden Donnerstag und jeden Sonntag ‚den Krieg der Knöpfe‘ auszutragen, sahen sie sich ohne jeden Übergang in den richtigen Krieg geworfen. Marcel Simon, ein Landwirtssohn, Sekretär der katholischen Landjugend

(J.A.C.) seiner Pfarrei, war gerade erst zwanzig Jahre alt. Raymond Aymonnin und Paul Ligier, ebenfalls junge Landwirte, gerade erst sieben, Raymond Tourrain, Gymnasiast, sechzehn.

Am Sonntag, dem 16. Juni 1940, erreichte die motorisierte Vorhut der Wehrmacht die Tore von Besançon. Auf einer Hügelkuppe im Grase sitzend verfolgten die vier Buben von weitem das Vorrücken der motorisierten Kolonnen.

Am Nachmittag des folgenden Tages stieg Raymond Aymonnin, ein schlauer Bursche, ins Tal hinab. Er wollte erkunden, was sich auf der Nationalstrasse 83 nach Lyon tat. In einem Gebüsch entdeckte er ein Gewehr, nahm es an sich, versteckte es in der Nähe des Dorfes und berichtete den drei Freunden davon.

Am Dienstag, dem 18. Juni, trafen sie sich auf Tourrains Bauernhof um Radio zu hören. Je nach Laune schalteten sie Radio Stuttgart oder BBC ein. An jenem Abend wählten sie den englischen Sender und hörten, welch wunderbare Überraschung, den Aufruf Generals de Gaulle:

«Was immer auch kommen mag, die Flamme des französischen Widerstands darf nicht verlöschen, und sie wird auch nicht verlöschen!»

Aymonnin jedoch war enttäuscht: «Dieser unbekannte General, der da in London spricht, was kann der schon ausrichten?» fragte er seine Gefährten. «Sicherlich wenig. Leider. Diese Rede da ist nur für die, die in England sitzen!» «Nicht so kleinlaut», warf Marcel Simon ein, «nimm dein Gewehr, das du gestern gefunden hast. Bald wird es an uns sein, mitzumischen. Der General sprach von der ‚Flamme des Widerstandes‘. Das heisst doch wohl, dass der Widerstand eine Sache aller ist!»

In den folgenden Tagen machten sich die vier weiter ans Waffensammeln. Am Sonntag, dem 25., trafen sie sich zur Bestandsaufnahme: Sechs Gewehre, ein Maschinengewehr in schlechtem Zustand, einige tausend Patronen und zehn Handgranaten besaßen sie. Sorgfältig fetteten sie die Waffen ein, verpackten sie einzeln und versteckten sie, zusammen mit der Munition, in den ‚murgers‘, den kleinen Feldsteinmauern, welche die Wege rings um das Dorf einsäumten.

Ende 1940 stiessen der neunzehnjährige Maurice Andrey und der achtundzwanzigjährige Léon Chasey, ebenfalls Landwirte, zu ihnen. Auch sie hatten ein Gewehr und Munition organisiert.

Jene sechs hatten sich nicht gefragt, wann und wie sie ihre Waf-

fen gebrauchen würden. Sie wussten nur, dass sie und andere sie eines Tages nötig haben würden, und dass dann die Gefahr bestehen könnte, nicht genügend davon zu besitzen. So nutzten sie jede freie Minute, um die Festungen der Umgebung zu durchstöbern. Gewiss, einige von ihnen hatten die Deutschen besetzt, wie die von Griffon und die von Montfaucon. Andere aber waren verlassen: Bregille, Chaudanne, Fontain, Planoise und die Feste Benoit.

«Mehr als ein Jahr lang», so erzählt Raymond Tourrain¹, «machten sich jeden Sonntagnachmittag zwei oder drei Mannschaften zu vier Leuten auf die Suche nach Waffen und Munition.»

Auf dem Hinweg war alles ganz einfach: Die Böschungen der Festungen erklimmen, sich an den Mauern der Laufgräben hinabgleiten lassen, das war für diese an härteste körperliche Arbeit gewöhnten Bauemburschen kein Problem. Die Rückkehr war da sehr viel schwieriger: Jeder trug zwei bis drei Granaten in seinem Rucksack.

Sich in fünf Meter Höhe hinaufzuziehen, das dauerte nicht lange. Doch dann, aus der Festung herausgekommen, blieben es immer noch rund zehn Kilometer bis zum Dorf zurück. Im Schutze des Buschwerks, das Geröll hinabrutschend, sich durch Dornhecken und Brombeersträucher hindurchkämpfend, erreichten sie die Strasse und das Versteck ihrer Fahrräder. Natürlich mussten sie die Gefahr vermeiden, angehalten und ‚gefilzt‘ zu werden. Auf Umwegen brachten sie daher ihre ‚heisse‘ Fracht bis nahe an Larnod heran und verscharften sie dort in der Erde.

88er Mörsergeschosse oder 90er oder 105er Kanonengranaten organisieren ist eine Sache, sie in Bomben verwandeln eine andere. Durch Zufall entdeckte ein Mitglied der Gruppe eine kleine Schrift von A.J. Kling, Direktor des Pariser Laboratoriums, über die Probleme des passiven Widerstands. In Wahrheit ein regelrechtes Handbuch für den perfekten Saboteur, mit Erläuterungen über die Zerstörung einer Fabrik, einer zentralen Heizungsanlage, einer Eisenbrücke, einer Eisenbahnstrecke, einer Schleuse oder einer Telefonzentrale, über die Herstellung von Handgranaten und schliesslich auch über die Verwendung von Granaten bei Sabota-

¹ Raymond Tourrain: *L'Historiè du groupe Guy Môquet*, gedruckt bei Eblis, Besançon, 1974. Herausgegeben durch den Freundeskreis ‚Guy Môquet‘.

geakten. Die darin empfohlene Methode war denkbar einfach und zudem ungefährlich. Die erste Probe mit diesem selbstgebastelten Kriegswerkzeug, einer ehemaligen 90er Granate, fand im März 1942 in einer Kasematte der Festung Pugey statt. Das Ergebnis übertraf die kühnsten Erwartungen.

Im Herbst des gleichen Jahres stellte Raymond Tourrain Marcel Simon zwei Schulkameraden vor: Jean Grappin, Pharmaziestudent aus Beurre, und Henri Fertet. Die beiden Neulinge leisteten, wie alle Mitglieder der Widerstandsgruppe von Larnod vor ihnen, den Fahneneid, schworen Gehorsam und Treue gegenüber dem Oberkommandierenden des kämpfenden Frankreich. Auf sechzehn Mann war die Gruppe nun angewachsen.

Am 9. September begannen drei von ihnen, unter der Leitung von Marcel Simon, mit dem ersten Sabotageakt, der Sprengung der Schleuse von Rancenay im Rhein-Rhone-Kanal, den die Besatzungsmacht dazu benutzte, in Frankreich requirierte Versorgungsgüter, Getreide und Kartoffeln, nach Deutschland zu transportieren. Zwei 105er Granaten und eine 88er, mit einem Stück Eisendraht in den Torangeln stromabwärts und stromaufwärts befestigt, rissen die Tore vollständig aus ihrer Verankerung. Sieben Wochen lang war die Schifffahrt lahmgelegt.

Im Verlauf der folgenden neunzehn Monate startete die Larnod-Gruppe weitere Sabotageaktionen: Sechs gegen die Schleusen der Gegend, vier gegen Eisenbahnlinien, fünf gegen Starkstrommasten, ferner vier Sprengstoffanschläge auf die Wohnungen bekannter Deutschenfreunde, zwei auf die Frontbuchhandlung in Besançon und schliesslich fünf zur Beschaffung von Lebensmittelkarten in den Rathäusern der Umgebung.

In den ersten Märztagen des Jahres 1943 schloss sich die Larnod-Gruppe den ‚Francs-Tireurs et Partisans Français‘ (F.T.P.F.) an. Der Bezirkschef dieser Organisation, ‚Philippe‘ genannt, sein wirklicher Name war Bourdy, hatte Marcel Simon versprochen, ihn an der Verteilung der von den Alliierten (per Fallschirm) über dem Jura abgeworfenen Waffen teilhaben zu lassen. Im Gegenzug hatte Marcel Simon sich verpflichtet, seine Sabotagetätigkeit zu intensivieren, ein Verzeichnis der für Fallschirmabwürfe geeigneten Punkte anzulegen und mit Hilfe von Einbrüchen Lebensmittelkarten für die Partisanen zu beschaffen.

‚Philippe‘ hatte dem jungen Bauern den Aufbau der Organisation erläutert: Die ‚Front national für Politik; ‚France d'abord‘ für

die Presse und die ‚F.T.P.F.‘ für die militärischen Operationen. Verschwiegen hatte er dem ehemaligen Mitglied der katholischen Landjugend allerdings, dass die gesamte Organisation von der kommunistischen Partei unterwandert und kontrolliert war.

‚Philippe‘ war es auch, der Marcel Simon vorgeschlagen hatte, seine Gruppe nach Guy Môquet zu benennen, der jüngsten von fünfzig Geiseln, die von den Deutschen am 22. Oktober 1941 in Châteaubriant erschossen worden waren¹.

Im Frühjahr 1943 bestand die F.T.P.F. von Besançon somit aus vier Gruppen: Der Gruppe ‚Guy Moquet‘, der Gruppe ‚Alsace‘, der Gruppe ‚Marius-Vallet‘ und der Gruppe ‚du Lycée‘.

... Heute nun, am 16. September 1943, standen Henri Fertet und zweiundzwanzig seiner Gefährten vor dem deutschen Militärgericht von Besançon.

«Sie waren ein Mitschüler des Angeklagten Raymond Tourrain», fragte Kriegsrat Hübner. «Durch ihn haben Sie den Angeklagten Marcel Simon kennengelernt. Und im November 1942 haben Sie sich der Partisanengruppe angeschlossen.»

«So ist es, Herr Präsident!»

«Waren Sie mit dem Ziel dieser Gruppe einverstanden, Frankreich von der Besetzung zu befreien?»

Henri Fertet zögert nicht einen Augenblick:

«Ja, Herr Präsident», antwortete er unerschrocken.

«Sie haben Aktionen unternommen, die nach dem Kriegsrecht den uniformierten Mitgliedern einer kriegsführenden Partei Vorbehalten sind, sich also nach § 3 des deutschen Kriegsstrafgesetzbuches vom 17. August 1928 strafbar gemacht?»

«Ja, Herr Präsident!»

Der ganze 15. September war mit dem Verlesen der Anklageschrift vergangen, an diesem Morgen nun war es zur Vernehmung der ersten sechs Angeklagten gekommen: Paul Paqueriaud, André Montavon, Marcel Simon, Balthazar Robledo und Jean Compagnon. Nun war die Reihe an Henri Fertet. Er sass rechts am Ende der zweiten Bank, an einen Kameraden angekettet.

«Sie waren zum Anführer der Gruppe ernannt worden», sagte der Präsident.

¹ In Châteaubriant hatten die Deutschen ein Lager für politische Gefangene errichtet. Im Anschluss an ein Attentat auf einen deutschen Offizier in Nantes wurden aus diesem Lager 50 Geiseln ausgewählt, darunter 27 Kommunisten.

Der junge Mann bestätigte.

«Sie haben an den in der Anklageschrift unter den Ziffern 15,20 b und 28 aufgeführten Anschlägen teilgenommen.»

Was gab es da zu leugnen? Die Darstellung des Sachverhalts war derart präzise, hier musste Verrat mit im Spiel gewesen sein . . . Bei dem Anschlag Nr. 15 (der Anklageschrift) handelte es sich um denjenigen, den man in der Nacht vom 16. April 1943 auf die Festung Montfaucon unternommen hatte, bei dem die Gruppe fast vollzählig beteiligt war und bei der man gehofft hatte, Sprengstoff zu erbeuten. Einer der deutschen Wachposten, der Feldwebel Friedrich Schnoch, war dabei tödlich verletzt worden. Der andere hatte sich in eine Bodenwelle zurückgezogen und das Feuer derart heftig erwidert, dass Marcel Simon es für klüger gehalten hatte, das Unternehmen abzubrechen.

Der Anschlag Nr. 20 b betraf die Zerstörung eines Starkstrommastes am 7. Mai 1943, unweit des Dörfchens Châteaufarine.

Der Anschlag Nr. 28 war am Samstag, dem 12. Juni 1943 durchgeführt worden. An jenem Tage bemerkten Henri Fertet und Marcel Reddet, ein siebzehnjähriger Mechanikerlehrling aus Thervan, einen deutschen Offizier am Ortsausgang von Besançon, der auf seinem Fahrrad gemächlich dem Dorf Quingey zustrebte. Er war mit einem Revolver bewaffnet. An seinem Fahrradlenker hing eine Aktentasche. Womöglich enthielt sie wichtige Dokumente? Der Gedanke, sich ihrer wie auch der Waffe zu bemächtigen, beflügelte die beiden jungen Leute. Auch konnten sie die Uniform gut gebrauchen, um gefangene Kameraden zu befreien, und schliesslich hatte man ihnen, seit ihrem Anschluss an die F.T.P.F., im vorigen März, wieder und wieder eingetrichtert, man müsse ‚die Boches und Verräter‘ mit den Waffen in der Faust bekämpfen¹.

«Probieren wir's?» fragte Reddet.

¹ Die Auseinandersetzung über die Zweckmässigkeit von individuellen Anschlägen auf die Deutschen war einer der Punkte, die die Résistance gespalten haben. In den Augen der Kommunisten waren derartige Aktionen unerlässlich. Sie haben diesen Standpunkt unverändert beibehalten – von jenem Tage an, da einer der ihren, der unter dem Decknamen ‚Colonel Fabiern bekannt gewordene Pierre Georges, das allererste Attentat gegen die Besatzungsmacht ausgeführt hatte: Am 20. August 1941 hatte er auf dem Bahnsteig der Metro-Station Barbès-Rochechouart den Seekadetten Alfons Moser mit zwei Revolverkugeln niedergestreckt. Dieses Problem der Einzelattentate gegen die Mitglieder der Besatzungstruppen wird sehr umfassend erörtert von Albert Auzoulias, alias ‚Colonel André‘, in seinem Buch ‚Les Fils de la nuit‘, Grasset 1975.

«Ja», erwiderte Fertet. «Hast du deinen Revolver?»

«Ja, ich habe ihn bei mir, doch ich bin nicht sicher, ob er funktioniert.»

«Warte, ich hole schnell meinen.»

Henri Fertet lief in das nahe gelegene Haus seiner Eltern, ergriff seinen 7,65-Revolver und schwang sich auf sein Fahrrad. Indessen war Reddet auf seinem Rad dem Offizier gefolgt, der in einem Gasthof gegenüber dem Bahnhof von Busy-Larnod eine Pause von zehn Minuten eingelegt hatte.

Die beiden jungen Leute lauerten ihm auf. Als er dann seinen Weg in Richtung Quingey fortsetzte, radelten sie ihm mit einigem Abstand hinterher. In der Gegend von Comice fragte Fertet seinen Kameraden:

«Meinst du, dies hier sei der rechte Ort?»

«Ja, das ist *die* Gelegenheit!»

Henri Fertet setzte dem Offizier nach. Als er ihn erreicht hatte, feuerte er, aus einer Entfernung von etwa einem Meter, einen einzigen Schuss auf ihn ab. Der Deutsche brach am Strassenrand zusammen. Die beiden Burschen fuhren noch einige Meter weiter, stellten ihre Fahrräder an der Böschung ab und liefen zurück, um dem Deutschen die Mappe und seine Waffe abzunehmen. Der Offizier jedoch war nur verwundet und versuchte seine Pistole zu ziehen. Sollte Henri Fertet die Sache mit einem zweiten Schuss vollenden? Er hatte nicht einmal Zeit, sich diese Frage zu stellen: Das Geräusch eines nahenden Motorrads zwang ihn und Reddet zur Flucht. Sie fuhren bis Boussières, wo Henri Fertet beim Gastwirt René Dard seine Waffe versteckte. Den kannte er gut, weil seine Eltern mehrere Jahre lang in diesem Dorf als Lehrer tätig gewesen waren.

Der Deutsche, ein Zollinspektor namens Rothe, war in die Wirbelsäule getroffen worden. Die Verwundung hatte eine teilweise Lähmung und zweieinhalb Monate später den Tod des Mannes zur Folge. Zuvor hatte er allerdings noch seine Aussage machen können, und die belastete die Angeklagten schwer in der heutigen Gerichtsverhandlung.

«Angeklagter Fertet», fragte Präsident Hübner, «haben Sie aus einer kriminellen Neigung heraus gehandelt oder, um sich zu bereichern?»

«Nein, Herr Präsident. Ich habe es getan, weil ich überzeugt war, eine patriotische Pflicht zu erfüllen.»

Zwei Tage vor den Ereignissen, die sich auf der Strasse von Quingey zugetragen hatten, am 12. Juni 1943, waren in einem Café auf der Place Saint-Amour in Besançon zwei Widerstandskämpfer festgenommen worden: André Montavon, genannt ‚Claude‘, der in den ersten Märztagen Marcel Simon mit dem regionalen Generalstab in Verbindung gebracht hatte, und Paul Paqueriaud, genannt ‚Pierre‘, der Departementsverantwortliche dieser Organisation. Die beiden hatten sich einige Tage zuvor nach Poligny begeben, um Waffen aus einem Fallschirmabwurf in Empfang zu nehmen. Eingefädelt hatte das ganze Unternehmen ein gewisser Chetelat, der einen Unbekannten mit sich brachte, der sich unter dem Decknamen ‚Michel‘ vorstellte.

Dieser ‚Michel‘ hiess in Wirklichkeit Franck Wilser, war Deutscher und Mitglied des Sicherheitsdienstes der SS, nachdem er zuvor, 1941, ebenso wie Chetelat selbst, Agent des französischen Geheimdienstes gewesen war.

Während dieser Reise nach Poligny hatte Paul Paqueriaud ‚Michel‘ die Dokumente über die Sabotageakte der Gruppe Guy-Môquet übergeben. Von da an überstürzten sich die Ereignisse: Am 1. Juli wurde ein Mitglied der Gruppe, Marcel Reddet, in Chamard festgenommen, nachdem er unmittelbar zuvor einige Papiere, darunter ein Verzeichnis der Mitglieder der Gruppe, dem neuen Regional-Verantwortlichen der F.T.P.F., Raymond Legorre ausgehändigt hatte, der, von den Deutschen überrascht, beim Versuch zu fliehen niedergeschossen worden war.

In der Nacht vom 1. zum 2. Juli, gegen drei Uhr morgens, rollten die Deutschen überraschend mit fünf PKWs, zwanzig LKWs und zwei Krankenwagen in Larnod ein. Dreihundert Feldgendarmen, Gestapo-Agenten und Soldaten umzingelten mit Polizeihunden das Dorf. Zuvor, auf dem Weg dahin, hatten sie in Velotte Henri Fertet im Haus seiner Eltern festgenommen.

Die Deutschen stürmten auf die Kirche los, richteten ihre Scheinwerfer auf das Dach, rissen ein Loch hinein und gelangten so zum Waffenlager. «Die Gewehre, die Maschinenpistole und das schwere Maschinengewehr wurden zu Boden geworfen», erzählt einer der Augenzeugen. «Die Kanonen- und Mörsergranaten wurden vorsichtig heruntergelassen. Sie sind dann einige Stunden später von einem Nazi-Polizisten in einem Steinbruch in der Nähe des Dorfes zur Explosion gebracht worden.»

Drei Mitglieder der Gruppe Guy-Môquet, Georges Tourrain,

Roger Dupuy und André Ligier, wurden festgenommen, ebenso vier Väter von Widerstandskämpfern, darunter der Bürgermeister des Ortes, Henri Tourrain. Mit Kolbenstossen und Fusstritten wurden sie zum Rathaus gebracht.

Marcel Simon, den Anführer der Gruppe, fingen sie gegen sieben Uhr morgens. Er hatte sich auf dem Heuboden des väterlichen Hofes in einem Heuhaufen versteckt und war dort weder von den Deutschen noch von ihren Polizeihunden aufgestöbert worden. Als er keine Geräusche mehr vernommen hatte, war er aus seinem Versteck gekrochen und hatte sich zu Boden gleiten lassen. Sein Aufprall jedoch alarmierte die Deutschen, die ihn nun ebenfalls zum Rathaus brachten. Um halb acht Uhr brachte man die Gefangenen zur Feststellung ihrer Personalien in die Feldkommandantur von Besançon und sperrte sie nach Abschluss der Formalitäten in das Gefängnis ‚la Butte‘. Jeder kam in eine Einzelzelle. Die Handschellen wurden ihnen nicht abgenommen, als weitere Vorsichtsmassnahme wurden sie vielmehr noch mit einer weiteren, am Fussgelenk mit einem Ring befestigten Kette an ihr Bett gefesselt.

Vom anderen Morgen an wurden sie einer nach dem anderen zum Hotel ‚Lorraine‘, dem Sitz der Gestapo, gebracht und einzeln von einem perfekt französisch sprechenden, bestens informierten Polizeibeamten verhört. Die Papiere, die bei dem bedauernswerten Legorre gefunden worden waren, hatten die vom S.D.-Agenten Franck Wilser beschafften Informationen vervollständigt.

Siebzehn der einunddreissig Mitglieder der Gruppe Guy-Moquet wurden verhaftet, die anderen konnten entkommen. Die festgenommenen Väter liess man alle wieder frei. Die siebzehn jungen Leute, der kriminellen Aktivität als ‚Francs-Tireurs‘ angeklagt, blieben in Haft ebenso wie sechs andere F.T.P.F.-Mitglieder der Gruppe ‚Marius Vallet‘, die man im Zuge derselben Verhaftungsaktion festgenommen hatte. Das achtzehnte Mitglied der Gruppe Guy-Moquet, Raymond Aymonnin, wurde später gefangen und traf erst am Tag der Prozesseröffnung mit seinen Schicksalsgefährten zusammen.

Jede Zelle mass drei auf zweieinhalb Meter und war mit einem Bett, einem Strohsack, einer Decke, einem Besen, einer Schaufel, einem ‚Kübel‘ und einem Wasserhahn ausgestattet.

«Abends um sieben Uhr», so berichtet einer der Gefangenen¹,

«holte man unsere Kleider ab. Man legte sie auf einen Stuhl im Gang, neben der Zellentür, an die ein rotes Etikett geklebt war, das uns der Kategorie der gefährlichen ‚Terroristen‘ zuordnete.

Jede Nacht wurden wir mehrmals von den Wärtern bei ihren mehrfachen Rundgängen kontrolliert. Am frühen Morgen, gegen sechs Uhr dreissig, öffneten sie die Tür und gaben uns unsere Kleider wieder. Gegen sieben Uhr brachten sie uns, unterstützt von deutschen Kalfaktoren, etwas, was eine entfernte Ähnlichkeit mit Kaffee hatte, dazu ein halbes Kommissbrot. Wir mussten uns an der rückwärtigen Zellenwand, gegenüber des ‚Spions‘ aufstellen.

Das Bett war schnell glattgezogen, und dann gab es nichts weiter zu tun, als auf die übelriechende Suppe zu warten, die uns gegen elf Uhr dreissig in einem Kochgeschirr oder gar in einem Eisenriegel, selbstverständlich ohne Löffel, ‚gereicht‘ wurde.

Die ersten Tage waren wir ausserstande, sie zu essen und schütteten sie in die ‚Kübel‘. Um siebzehn Uhr gab es wieder Suppe, dieselbe wie mittags. Zweimal in der Woche hatten wir Anrecht auf ein Stück Schweizer Käse und eine Scheibe Wurst, Geschenke des französischen Roten Kreuzes.

Tagsüber versuchten wir, so gut es ging, die Zeit totzuschlagen: Wir zogen uns am Fenster hoch und versuchten auszumachen, was draussen vor sich ging. Über die Heizungsrohre gelang es uns für längere Zeit, Verbindung miteinander aufzunehmen. Wurden wir beim einen oder anderen Unternehmen erwischt, so war uns die Strafe gewiss: Eine Menge Schläge und Nahrungsentzug.

An manchen Abenden drangen Akkordeonklänge aus dem nahegelegenen Bierlokal ‚Herzog‘ zu uns herüber.

Die Tage zogen sich quälend dahin. Tausend- und abertausendmal hatten wir unsere Zellen abgeschritten, unterbrochen nur durch die ‚Anrufe‘ der Kameraden über das ‚Rohr-Telefon‘. Bisweilen auch hielt man nur an, um den zahlreichen komischen, vulgären, vielfach obszönen, bisweilen tragischen Kritzeleien an der Wand eine weitere hinzuzufügen.

Angst wuchs uns aus allem oder auch aus nichts: Aus dem Warten, dem Geräusch des Schlüssels, der sich in der Zellentür drehte, aus Rufen, Schreien, aus der Stille.»

¹ Nach den Aussagen der drei einzigen Überlebenden: Paul Lhomme, Georges Tourrain und Jacques Michelot, zitiert bei Raymond Tourrain a.a.O. S. 78.

All dies dauerte fünfundsiebzig Tage lang.

Am 15. September wurde wie üblich der Kaffee gebracht. Dann plötzlich, um acht Uhr, grosser Trubel im Gefängnis. Die Türen wurden heftig aufgerissen. «Heraus! Heraus!» brüllten die deutschen Wärter, packten die Partisanen und banden ihnen mit Handschellen die Hände über dem Rücken zusammen. Durch ein doppeltes Spalier bewaffneter Soldaten hindurch drängte man die Gefangenen auf die zum Erdgeschoss führende Treppe zu, unter dem Hagel der Kolbenstosse und Fusstritte von rechts und links.

Vor dem Militärgericht sahen sie sich wieder, die Leute der Gruppe Guy-Môquet.

«Angeklagter Fertet, haben Sie etwas zu Ihrer Verteidigung zu sagen?» fragte Kriegesgerichtsrat Hübner am Schluss der Vernehmung.

«Nein, Herr Präsident.»

In ihren Plädoyers wiesen die beiden französischen Anwälte, Maître Koch und Maître Kraeling, das deutsche Militärgericht auf den Umstand hin, dass Fertet wie auch sein Freund Reddet noch nicht achtzehn Jahre alt waren.

«Sie können sie nicht zum Tode verurteilen», erklärten sie mit allem Nachdruck, «es sei denn, Sie kämen zu der Überzeugung, es liege eine besonders ausgeprägte kriminelle Neigung vor. Davon aber kann hier, wie Sie selbst im Laufe der Verhandlung festgestellt haben, nicht die Rede sein. Mangels solcher krimineller Motive wäre die Todesstrafe nur mit den Erfordernissen des ‚Schutzes der deutschen Bevölkerung‘ zu begründen, was ja aber wohl gleichfalls nicht in Betracht kommt.»

Diese Argumente weckten Aufmerksamkeit bei den deutschen Richtern. Am 17. September, kurz nach achtzehn Uhr, zogen sie sich zur Beratung zurück.

Erst am folgenden Tag, dem achtzehnten September, um zehn Uhr, wurden die Urteile verkündet. Jeder Angeklagte wurde einzeln aufgerufen und aufgefordert vorzutreten.

So wurden nacheinander fünfzehn von ihnen, als erster ihr Anführer, Marcel Simon, zum Tode verurteilt. Keine Proteste, keine Klagen, keine Schreie. Schliesslich kam die Reihe an die beiden ‚Benjamine‘ Henri Fertet und Marcel Reddet.

Der Protokollführer verlas ihren Schicksalspruch:

«Die beiden Angeklagten haben die erforderliche Reife, was in

der Hauptverhandlung ohne weiteres erkennbar geworden ist. Vor allem Fertet hat sich als ein geistig hochentwickelter und geschickter junger Mann erwiesen. Ob ihr Anschlag auf den Zollkommissar Rothe einer kriminellen, also verurteilungswürdigen Neigung entsprang, konnte nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Beide versicherten, weder aus Gewinnsucht noch aus einem sonstigen niedrigen Beweggrund heraus gehandelt zu haben, sondern allein im Glauben, ihnen als Mitglieder der Widerstandsbewegung sei es erlaubt, ihre Waffen gegen die Angehörigen der Besatzungsmacht zu richten und diese notfalls sogar zu töten, um Waffen oder wichtige Papiere an sich zu bringen. Obgleich man diese Ansicht verurteilen muss, können diese Angeklagten im Vergleich zu den anderen Angeklagten doch nicht als besonders kriminell angesehen werden. Ausserhalb der Widerstandsbewegung haben die beiden Angeklagten noch keine Straftaten begangen.»

Die beiden Anwälte begannen zu hoffen. Diese Erwägungen des deutschen Gerichts weckten den Anschein, als seien die Argumente der Plädoyers nicht ohne Wirkung auf die deutschen Richter geblieben, man würde es also nicht wagen, die Todesstrafe zu verhängen.

Doch der Protokollführer fuhr fort:

«Trotz alledem erfordern es aber die Massnahmen zum Schutz des deutschen Volkes, dass die beiden Angeklagten wie Erwachsene bestraft werden. Die Besatzungsmacht in Frankreich ist ein wesentlicher Teil des deutschen Volkes. Ein Anschlag auf ein Mitglied der Besatzungsmacht ist also zugleich ein Anschlag auf das deutsche Volk, der unter gar keinen Umständen hingenommen werden darf.» Sodann folgte eine juristische Begründung, die sich einerseits auf das Gesetz gegen die Straftat der Unterstützung von ‚Franc-tireurs‘ und andererseits auf das Gesetz ‚zum Schutz gegen jugendliche Straftäter‘ stützte.

Und der Protokollführer schloss mit den Worten: «Für die zur Tatzeit volljährigen Angeklagten wie auch für die jugendlichen Täter Fertet und Reddet kommt somit nur die Todesstrafe in Betracht.»

Nach der Urteilsverlesung bat Marcel Simon ums Wort. Mit schwerer Stimme wandte er sich an seine Kameraden: «Meine Freunde, ich war euer Anführer. Ich werde euch nicht verlassen. Der Kapitän muss auf dem Schiff bleiben, wenn es sinkt.»

Dann wandte er sich dem Gericht zu: «Meine Herren Richter», sprach er, «ich allein trage die Verantwortung. Ich habe meine Kameraden mit in den Kampf gerissen. Sie sind jung und deswegen nicht verantwortlich. Der einzig Schuldige bin ich. Ich bitte Sie um die Gnade, als einziger hingerichtet zu werden. Lassen Sie den anderen ihr Leben!»

Der Appell verhallte ungehört.

«Wachen! Führen Sie die Verurteilten ab!» befahl der Präsident. Lange sahen sie einander an, bevor ihre Wächter sie aufs Neue trennten.

Es war fast Mittag.

Maitre Koch verliess sofort das Gefängnisgebäude und beeilte sich, die zivilen wie die kirchlichen Behörden zu benachrichtigen. Der Präfekt wandte sich unverzüglich an die Deutschen, um das von den Anwälten eingereichte Gnadengesuch zu befürworten. Er alarmierte die Vichy-Regierung sowie die französische Delegation für die besetzten Gebiete in Paris. Rektor Bertrand schloss sich den Bemühungen des Präfekten an. Der Erzbischof von Besançon, Monsignore Dubourg, der aus Beure, einem Nachbarort von Larnod, stammte und vor seinem Eintritt in den Orden Rechtsanwalt gewesen war, unternahm einen persönlichen Versuch bei General von Felbert, dem Chef der Feldkommandantur. Ausserdem wandte er sich, in der Furcht, dies reiche nicht aus, unmittelbar an das deutsche Oberkommando in Paris. Die Präsidentin des Roten Kreuzes, Frau Marchand, verstärkte ihre Besuchstätigkeit bei den deutschen Behörden und bemühte sich, das Schicksal der Verurteilten wenigstens zu lindern. Die drei Rechtsanwälte, Maitre Koch, Maitre Kraeling und Maitre Mouquin nahmen in Paris Kontakte auf höchster Ebene auf. Dabei konzentrierten sie sich vor allem auf Dr. Scheinge, der bei der Gestapo-Leitung für Frankreich mit der Aktenprüfung beauftragt war. Die Deutschen liessen durchblicken, dass Hoffnung auf eine Strafmilderung bestünde.

Am 25. September 1943 jedoch übersandte General von Stülpnagel, der militärische Befehlshaber in Frankreich, ein geheimes Schreiben unter dem Aktenzeichen 294/43 an die 560. Feldkommandantur in Besançon mit folgendem Inhalt:

„Ich bestätige das Urteil vom 18. September 1943.

Ich weise jegliches Gnadengesuch zurück.

Die Todesstrafe soll vollstreckt werden.‘

Nur der Fall Mon ta von wird abgetrennt und seine Aburteilung bis zur Prüfung der Möglichkeiten eines Austausches gegen einen in der Schweiz verurteilten deutschen Staatsangehörigen aufgeschoben.

Auf Drängen des Erzbischofs, der Präsidentin des Roten Kreuzes und der Rechtsanwälte wurde den sechzehn Verurteilten der Besuch ihrer Eltern gestattet. Diese herzerreissenden Gespräche – ein jedes nur von zehnminütiger Dauer – fanden am 21., 23. und 25. September statt.

Am Abend des 25. erhielten auf dringende Bitten hin zwei Priester, der Gefängnisgeistliche, Domherr Mauvilly, und der Pfarrer von Velotte, Abt Lemoine, die Genehmigung, den Verurteilten religiösen Trost zu spenden. Ursprünglich hatte das auf Verlangen der Feldkommandantur durch deutsche Militärgeistliche geschehen sollen. Das war von den sechzehn Gefangenen abgelehnt worden. Schliesslich hatten die Deutschen unter der Bedingung nachgegeben, dass die französischen Priester von deutschen Dolmetschern und Wächtern in die Zellen begleitet würden.

Von zwei Nichtkatholiken abgesehen empfangen alle Verurteilten die Absolution und die heilige Kommunion. Ihnen allen war klar, dass ihre Gnadengesuche erfolglos geblieben waren und dass sie nur noch eine kurze Zeit zu leben haben würden.

Am Sonntag, dem 26. September, um fünf Uhr morgens, öffneten die Wärter die Zellentüren. Einem jeden Verurteilten wurden im Austausch gegen die Gefängnismontur die eigenen Kleider zurückgegeben. Es gab ein etwas reichhaltigeres Frühstück als sonst, und sie erhielten einen winzigen Bleistiftstummel sowie einige linierte Blätter Papier, alle mit der kategorischen Anweisung im Kopf: „Darf nur auf den Linien und in leserlicher Schrift beschrieben werden“

Kurz oder lang, ein jeder beeilte sich, einen letzten Brief zu verfassen. Henri Fertet hinterliess folgende erschütternde Botschaft:

Liebe Eltern!

Mein Brief wird grossen Schmerz bei Euch auslösen. Doch ich habe Euch so gefasst gesehen, dass ich sicher bin, Ihr werdet Euren Mut, und sei es auch nur mir zuliebe, nicht verlieren.

Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie ich in meiner Zelle seelisch gelitten habe – gelitten habe, Euch nicht sehen zu können, Eure liebe-

volle Fürsorge nur noch aus der Ferne zu spüren. Während dieser siebenundachtzig Tage in der Zelle hat mir Eure Liebe weit mehr gefehlt als Eure Sendungen, und oft habe ich Euch um Verzeihung gebeten für den Kummer, den ich Euch zugefügt habe. Ihr könnt nicht wissen, wie sehr ich Euch jetzt liebe, denn früher habe ich Euch mehr aus Routine geliebt, doch jetzt verstehe ich, was Ihr alles für mich getan habt, und ich glaube, die wahre, echte Kindesliebe erreicht zu haben. Vielleicht wird Euch nach dem Krieg einer meiner Kameraden von mir erzählen, von dieser Liebe, die ich ihm mitgeteilt habe. Ich hoffe, er wird diese von nun an heilige Mission erfüllen.

Dankt allen, die ihre Teilnahme bekundet haben, und besonders unseren nächsten Verwandten und Freunden. Sagt ihnen, dass ich aufs ewige Frankreich vertraue. Umarmt ganz fest meine Grosseltern, meine Onkel, Tanten, Vettern und Henriette. Für M. D. einen festen Händedruck. Sagt jedem ein paar Worte – dem Herrn Pfarrer, dass ich auch ganz besonders an ihn und die Seinen denke. Monsignore danke ich für die grosse Ehre, die er mir erwiesen hat und deren ich, wie ich glaube, mich würdig erwiesen habe. Auch grüsse ich, fallend, meine Mitschüler. Dazu noch folgendes: H. schuldet mir ein Paket Zigaretten; J. mein Buch über die prähistorischen Menschen. Den ‚Grafen von Monte-Christo‘ gebt an E., Chemin Français Nr. 9, hinter dem Bahnhof, zurück und ersetzt M. A. 40 g Tabak, die ich mir geliehen hatte.

Meine kleine Bibliothek vermache ich Pierre, meine Schulbücher meinem Vater, meine Sammlungen meiner Mutter, die sich aber vor der vorgeschichtlichen Axt und der gallischen Schwertscheide in acht nehmen muss. Ich sterbe für mein Vaterland. Ich will ein freies Frankreich und glückliche Franzosen. Kein stolzes Frankreich und keine erste Nation, vielmehr ein arbeitsames, tüchtiges und ehrenhaftes Frankreich. Dass die Franzosen glücklich sind, das ist das Wichtigste. Man muss es verstehen, im Leben das Heil zu erringen. Was mich betrifft, so macht Euch keine Sorgen. Meinen Mut und meine gute Stimmung werde ich bis zum Schluss nicht verlieren, und ich werde ‚Sambre et Meuse‘ singen, weil Du, liebe Mutter, mir das beigebracht hast.

Mit Pierre seid streng und zärtlich zugleich. Überwacht seine Arbeit und zwingt ihn zu arbeiten. Lasst keine Nachlässigkeit zu. Er muss sich meiner würdig erweisen. Von ‚drei kleinen Negerlein‘ ist einer übriggeblieben. Er muss es zu etwas bringen.

Soldaten kommen mich holen. Ich beeile mich. Vielleicht ist meine

Schrift zittrig, doch nur, weil ich mit einem kleinen Bleistiftstummel schreiben muss. Vor dem Tode habe ich keine Angst, denn ich habe ein sehr ruhiges Gewissen.

Papa, ich bitte Dich, denk daran, dass ich für mein Wohl sterbe. Welcher Tod könnte ehrenvoller für mich sein als dieser? Ich sterbe freiwillig für mein Vaterland. Bald werden wir uns alle vier im Himmel wiedersehen. ‚Was sind hundert Jahre?‘ . . .

Mama, erinnere Dich: Diese Rächer werden neue Verteidiger finden, diese wiederum werden, nach ihrem Tod, Nachfolger haben.

Adieu, der Tod ruft mich, ich will weder eine Augenbinde noch sollen sie mich festbinden. Ich umarme Euch alle. Es ist trotz allem schwer zu sterben. Tausend Küsse.

Es lebe Frankreich

Ein zum Tode verurteilter Sechzehnjähriger

H. FERTET

Absender:

Herr Henri Fertet,

im Himmel, bei Gott,

Verzeiht die Schreibfehler, ich hatte keine Zeit zum Durchlesen¹.

Gegen sechs Uhr dreissig bestiegen die sechzehn Todeskandidaten, an Händen und Füßen gefesselt, vier Militärlastwagen. Geleitet von zahlreichen Schutzkräften, erreichte der unglückselige Konvoi die Zitadelle. Marcel Simon sprach mit lauter Stimme Gebete. Seine Gefährten wiederholten sie im Chor. Dann plötzlich brachen sie in die *Marseillaise* und in das Partisanenlied *Chant du Départ* aus.

Die Lastwagen durchfuhren das Sankt-Stephans-Tor, gelangten in das Innere der von Vauban gebauten Schlossfestung und hielten vor der Kapelle an.

Abseits hatte man vier Pfosten errichtet. Daran band man die ersten vier Gefangenen fest: René Paillard, achtzehn Jahre alt, Landarbeiter, Henri Fertet, sechzehn Jahre alt, Schüler, Maurice Reddet, siebzehn Jahre alt, Mechanikerlehrling, und Gaston Retrouvey, neunzehn Jahre alt, Landarbeiter.

In der Befürchtung, die Soldaten des Erschiessungskommandos könnten vor Aufregung oder aus Ungeschicklichkeit schlecht zie-

¹ Dieser Brief darf, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Familie Fertet wiedergegeben werden.

len, wurden einem jeden der vier jungen Leute weisse Baumwollfetzen als Zielscheiben auf die Brust geheftet.

Kurz nach sieben Uhr dreissig waren diese grauenhaften Vorbereitungen beendet, einige rauhe Kommandos . . . Die jungen Leute aus Hoch-Burgund hatten gerade noch Zeit zu rufen:

«Es lebe Frankreich! Es lebe de Gaulle!»

Jähe Unterbrechung: «Feuer!»

Die Salve krachte. Die vier jungen Männer brachen unter den Augen ihrer Kameraden zusammen.

Ein Offizier trat hinzu, gab einem jeden noch einen Gnadenschuss und liess sie fortschaffen. Schon waren die nächsten vier an der Reihe: Philippe Gladoux, achtzehn Jahre alt, Arbeiter, Jean Grappin, zweiundzwanzig Jahre alt, Student, Raymond Aymonin, zwanzig Jahre alt, Landarbeiter, und Jean Compagnon, einundzwanzig Jahre alt.

Eine Viertelstunde später fielen René Roussey, sechsundzwanzig Jahre alt, Jaques Rothamer, einundzwanzig Jahre alt, Arbeiter, Marcelin Puget, neunundzwanzig Jahre alt, und sein Bruder Roger Puget, einundzwanzig Jahre alt, beide Landarbeiter.

Eine Stunde war vergangen, da waren auch Saturnino Trabado, zweiunddreissig Jahre alt, Balthasar Robledo, fünfunddreissig Jahre alt, beide spanischer Abkunft, Paul Paqueriaud, fünfundzwanzig Jahre alt, sowie Marcel Simon, dreiundzwanzig Jahre alt, tot.

Von den einunddreissig Mitgliedern der Gruppe Guy-Môquet waren zwölf gefallen und mit ihnen vier F.T.P.F.-Angehörige der Gruppe Marius-Vallet. Acht befanden sich im Gefängnis und mussten die Hölle der Konzentrationslager kennenlernen, in denen fünf von ihnen starben. Zwölf konnten den Verfolgungen der Besatzungsmacht entgehen.

Am 7. Juli 1945 machte General de Gaulle Henri Fertet postum zu seinem Gefährten im ‚l'ordre de la Libération‘ (Befreiungsorden).

Sein Name wurde im Invalidendom zu Paris¹ auf der Liste der eintausenddreihundertfünfzig Ordensträger (darunter fünf französische Städte² und achtzehn Widerstandsgruppen³) eingemeisselt.

¹ Museum und Grosskanzleramt des ‚l'Ordre de la Libérations Boulevard Latour-Maubourg, 51 ff.

² Grenoble, Nantes und Paris, File de Sein und Vassieux-en-Vercors.

³ Das Korvettschiff *Aconit*, die Jagdgruppe *Alsace*, das 1. und das 1/3. Kolonial-Artillerie-Regiment, das Marschbataillon Nr. 2 des 501. Kampfwagen-Regiments, das 2. Regiment der Fallschirmjäger der Luftwaffe, das 1. Regiment der Marine-Füsiliere.

Da steht nun sein Name zwischen dem von Joseph de Ferrière de Sauveboeuf, Leutnant der 13. Halbbrigade der Fremdenlegion, und Marie Fevre, Leutnant des 28. nordafrikanischen Marschbataillons, die beide ebenfalls postum diese Auszeichnung erhalten haben.

die Jagdgruppe ‚Ile-de-France‘, das 2. Kolonial-Infanterie-Regiment, das 1. Infanterie-Bataillon der Marine und des Pazifiks, die 13. Halbbrigade der Fremdenlegion, die Bombardierungsgruppe *Lorraine*, die Jagdgruppe *Normandie-Niemen*; das 1. Jagdgeschwader der Gruppe *Alsace*, das Unterseeboot *Rubis*, das 1. Marschregiment der marokkanischen Spahis und das Marschregiment des Tschad.

Diese Informationen habe ich freundlicherweise vom Generalsekretär des Ordens, Herrn Jean Muracciole, einem ehemaligen Journalisten, und Leutnant der 13. Halbbrigade der Fremdenlegion, erhalten.

¹ *Bergguerilla* ist der Titel einer Studie, in der ‚Stéphane‘ nach der Befreiung und auf Wunsch der Militärschule seine Partisanenerfahrung zusammengefasst hat. Diese 1952 bei Allier in Grenoble erschienene Schrift umfasst sechsundzwanzig Seiten.

/ Siehe 13. Geschichte, ‚Bericht eines Widerstandskämpfers von Glières‘.

IX

Man nannte sie ‚Olga‘

Selbst heute noch möchte sie nicht mit ihrem wahren Namen genannt werden. Sie zieht es weiterhin vor, ‚Olga‘ zu bleiben. Nicht dass sie ihre wahre Identität verheimlichen wollte, doch unter diesem Decknamen kannten sie alle ihre Mitgefangenen in der Lyoner Festung Montluc, die meisten freilich, ohne sie jemals gesehen zu haben.

Sie war die Gefangene, die aus vollem Halse sang in ihrer Zelle. Ihre Stimme war es, die ihnen zurief, die ‚Boches‘ seien verloren und das Vaterland werde wieder auferstehen. Sie war ‚das kleine Mädchen namens Hoffnung‘ . . .

Wie müde wirkte jene Frau an diesem Morgen. Man merkte ihr an, wie sehr das Leben sie gemartert hatte! Doch kaum liess man die beiden Silben ihres ‚Rufnamens‘ erklingen, so begannen grüne Lichter sich in ihren braunen Augen zu entzünden. Und auf ihren fahlen Lippen erblühte ein frisches Kinderlächeln, das Lächeln von damals, als sie das erste Mal ausriss und zur Resistance stiess.

Denn was war sie denn anderes als eine Ausreisserin, die kleine Göre, die da im Sommer 1940 aus der Wohnung einer Tante in Montluçon weglief und sich dann in Moulins wiederfand an der Demarkationslinie, die Frankreich in zwei Teile zerschnitt.

«Könntest du uns helfen?» fragten sie Leute am Ufer der Allier.

«Und was soll ich tun?»

«Drüben, auf der anderen Seite der Brücke die Passierscheine einsammeln, von denen, die gerade hinübergegangen sind, und sie wieder hierher zurückbringen . . .

So konnten diese Papiere noch anderen hilfreich sein, jüdischen Familien vor allem, bei dem Versuch, den Nazis zu entkommen.

So stiess Olga zur Résistance, in einem Alter, da andere Mädchen noch mit Puppen spielen – nur 1,58 m gross, geschmeidig wie eine Katze, die überall ein Schlupfloch findet.

Das erste Mal festgenommen wurde sie in Grenoble von den Italienern, nach zwei Tagen aber wieder freigelassen. So schlimm war es auch nicht, was sie getan hatte: Eine Patrouille hatte sie dabei erwischt, als sie auf der Strasse die Pferdeäpfel einzeln mit Federn schmückte, ihre Art, den Kopfschmuck der ‚Alpini‘ und ‚Bersaglieri‘ lächerlich zu machen. Der Scherz eines mutwilligen Kindes, doch – nach ihren Worten – auch der Wunsch, die «Einfaltspinsel etwas wachzurütteln, die bisweilen mit etwas zu viel Sympathie auf die Besatzer von jenseits der Alpen blickten».

Das zweite Mal war es schon schwerwiegender. Sie wurde in die Festung Esseillon gesperrt, oberhalb von Modane, und von dort aus in einen Kerker in der Nähe von Turin gebracht. Am 8. September 1943 gab ihr der Waffenstillstand von Badoglio die Gelegenheit, das Weite zu suchen. Über die Berge kehrte sie nach Frankreich zurück und nahm sofort wieder Kontakt zu ihrem unmittelbaren Vorgesetzten in der Résistance auf.

«Man kennt dich. Es ist besser, du hältst dich aus der Sache heraus», riet der ihr.

Doch er kannte sie schlecht. Sie nahm den Kampf wieder auf.

Das dritte Mal war es die Gestapo, von der sie festgenommen wurde. Sechzehn Tage verbrachte sie in einer Zelle in Grenoble, in der Zeit vom 2. bis zum 17. Oktober 1943. Sie konnte sich ganz genau an diese Daten erinnern, denn bei Helligkeit verbrachte sie die meiste Zeit damit, einen Kalender in die Holztür zu ritzen, die sich heute im Résistance-Museum befindet.

Am siebzehnten Tage wurde sie nach Lyon gebracht. In der ehemaligen Sanitätsschule, nun Sitz der Gestapo, wurde sie vernommen und gefoltert. Am Abend brachte man sie zur Festung Montluc zurück: Hände und Gelenke mit Wunden übersät. Man sperrte sie in eine Zelle mit zwei anderen Gefangenen zusammen: Zwei hübschen jungen Jüdinnen aus Strassburg. Plötzlich, in den hereinbrechenden Abend hinein hörte man eine Stimme:

*Dort unten tief im Walde
steht ein Haus, mit einem Dach von Efeu zugedeckt. . .*

Olga sang ‚La Madelon‘.

«Warum singst du, Olga?» fragten ihre Mitgefangenen.

«Um den Kameraden Mut zu machen und um ihn selbst nicht zu verlieren.»

«Warum singst du ausgerechnet ‚La Madelon‘?»

«Weil die *Marseillaise* jenen vorbehalten ist, die man zur Hinrichtung führt.»

Am Heiligabend sangen sie alle *Mon beau Sapin* (‚O Tannenbaum‘). Man hatte den Gefangenen ein Paket voll guter Sachen versprochen. Doch die Pakete kamen nicht. Man musste sich mit drei Kartoffeln und Malzkaffee begnügen. In den Gängen jedoch sangen sie diesen Refrain, und ‚Olga‘ fühlte einen Wassertropfen auf ihre Wange fallen. Es war – davon ist sie überzeugt – die Träne eines deutschen Soldaten, der gerade oben im zweiten Stock die Wache schob.

Achtzig Tage lang, vom 18. Oktober 1943 bis 13. Januar 1944, sang Olga nun an jedem Abend, mit immer gleichbleibender Begeisterung. Manchmal unterbrach sie sich und legte sich mit den Deutschen an. Sie verhöhnte, beschimpfte sie und rief ihnen zu, sie hätten den Krieg verloren.

«Du bist verrückt», sagte man zu ihr.

«Was können sie mir denn nun noch tun?»

«Meinst du nicht, dass sie dich genug geschlagen haben?»

«Auch schon egal», erwiderte sie, «nur nichts anmerken lassen!»

Doch unter der Larve der einfältigen Närrin konnte sie heimlich Kassiber vermitteln.

Ihre beiden Zellengenossinnen schrieben ein Gedicht, das bald von allen Zellenwänden widerklang:

*In Montluc – wer wüsste das nicht –
lässt man uns alle im Gleichschritt marschieren;
doch Glaube und Zuversicht
können wir dabei nicht verlieren.
Nur Mut, Kameraden,
bald ist es geschafft!
Unsere Olga, die jüngste hier hinter den Türen,
die können sie schlagen und schikanieren –
die fürchtet keinen,
die singt uns einen!
Nur Mut, Kameraden,
bald ist es geschafft!
Stolz lasst uns alle sein,*

*denn bald erstrahlt, über die Erde weit
Frankreich in neuem Schein,
aus unser'n Händen geformt – befreit!
Nur Mut, Kameraden,
bald ist es geschafft!*

Am 13. Januar 1944 war ‚Olga‘ überzeugt, nun werde sich diese Verheissung erfüllen, allerdings nicht so, wie sie es erhoffte: Sie wurde aus ihrer Zelle geholt und war überzeugt, man werde sie erschliessen. Gleich wohl fand sie den Mut, aus vollem Halse zu schreien:

«Ich bin ‚Olga‘ aus Grenoble. Wenn der Krieg zu Ende ist, dann kommt mich alle besuchen. Bis bald, meine Freunde! Nur Mut, wir werden uns wiedersehen!» Sie geht – gemäss ihrem Wahlspruch:

*Auf Erden das Kreuz,
im Himmel die Freude,
überall die Liebe.*

Ein langer Leidensweg begann nun für sie: Sammellager Saarbrücken, Konzentrationslager Ravensbrück, Festung in Dresden, Todesurteil durch ein deutsches Gericht, der entsetzliche Bombenangriff auf diese Stadt, Evakuierung in ein als Gefängnis hergerichteter Sanatorium in Neudorf, in der Nähe von Leipzig. Dort brachte sie den Gefangenen bei, wie man die Munitionskisten, die sie zu füllen hatten, unbrauchbar macht . . .

Endlich kam die Rote Armee und befreite die Deportierten. Im Schutz der Engländer ging es zurück in die Heimat.

Am 26. Mai 1945 kam ‚Olga,‘ von aller Welt schon totgeglaubt, nach Hause zurück.

«Völlig erschöpft?» fragte man sie.

«Durchaus nicht», entgegnete sie. «Eine englische und amerikanische Ärztekommision haben mich untersucht. Die waren sehr erstaunt über meine körperliche Verfassung. Ich habe ihnen erklärt, ich sei tief religiös und hätte nie zu beten und zu meditieren aufgehört. Mein Glaube habe mir die Kraft zum Durchhalten gegeben. Es kommt hinzu, dass ich Vegetarierin bin. Bei unserer Befreiung konnte ich den Lockungen der Fleischkonserven widerstehen, die uns von den Amerikanern angeboten wurden. Das war wahrscheinlich meine Rettung ... «

X

Der vergessene Hauptmann

«Ich stelle mich vor: Leutnant ‚Stéphane‘.»

Was hatte denn dieser Kerl hier verloren? fragten sich die Partisanen von Essards, als der Chef ihnen am 10. November 1943 diesen Neuankömmling zuführte. Sie waren arg dran in diesem winzigen Weiler gegenüber von Villard-Notre-Dame, einem Dorf in der Gegend von l’Oisans, in einer Höhe von 1552 Metern.

Das Äussere dieses ‚Stéphane‘ beeindruckte keinen: In seinen alten Shorts und mit seinem Khaki-Hemd glich der grosse, schlaksige, blonde Mann einem ins Kraut geschossenen Pfadfinder.

Seit Wochen führte diese Handvoll Männer ein absolut stumpfsinniges Leben: Morgens eine endlose Sitzung über Demagogie, tagsüber Holzfällen im Wald von Côte-Belle, abends Transport des ungeschälten Holzes auf dem Rücken ins Lager und zur Abrundung des monotonen Programms: militärischer Drill von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang.

Stéphane versammelte die Männer um sich und sprach zu ihnen, indem er einen nach dem anderen mit seinen blassblauen Augen anschaute, mit leicht abgehackter Stimme und sich überstürzenden Sätzen:

«Hört gut zu, ich bin nicht gekommen, euch lange Vorträge zu halten. Ich habe vor, eine kleine, körperlich und militärisch perfekt geschulte Einheit zu bilden, und zwar zu dem Zweck, zum Angriff überzugehen, wenn der geeignete Moment gekommen ist. Ich spreche wohlgermt von ‚Angriffe Für meine Leute kommt die Rolle des ewig gehetzten Wildes überhaupt nicht in Frage. Unermüdlich auf der Lauer liegende Jäger werden sie sein. Ich will nur Freiwillige um mich haben. Wenn ihr damit einverstanden seid, so folgt mir. Andernfalls bleibt ihr besser hier. Ich

brauche entschlossene Männer, und wenn auch nur ein einziger unter euch ist, so soll er mir folgen. Finde ich keinen, so gehe ich lieber allein wieder fort.»

Nach dieser kurzen Rede beschlossen sieben der Zuhörer, sich ihm anzuschliessen: Zwei Pariser Studenten, ein Landwirt aus l'Oise, ein Koch, ein der öffentlichen Fürsorge entlaufener Waise, und zwei deutsche Kommunisten, die gegen das Naziregime kämpften. Das ergab den Kern einer ungewöhnlichen Sondereinheit: der ‚Kompanie Stéphane‘.

Dieser junge tatendurstige Anführer hiess Étienne Poiteau. Er war 1919 in Dijon als Sohn eines Architekten geboren und zeigte schon in frühester Jugend eine unbezwingbare Leidenschaft für alles Militärische. Sein Schlachtfeld war das elterliche Haus, als Armee dienten ihm vier Schwestern und ein Bruder. Dieser junge Clauswitz trat selbstverständlich in die Militärschule von Saint-Cyr ein, die er bei Kriegsbeginn verliess. Als Offizier in einem Alter, da andere noch die Schulbank drückten, kämpfte er im Juli 1940 an der Somme mit grossem Einsatz. Nach Abschluss des Waffenstillstands folgte er seiner Einheit, dem 8. Marokkanischen Schützenregiment nach Marokko.

Im November 1942, als die Alliierten in Nordafrika landeten, verbrachte er gerade einen Urlaub in Frankreich und machte dabei einen Besuch bei General Frère, seinem Paten von Saint-Cyr. Der hatte 1940 dem Militärgericht präsidiert, welches de Gaulle in Abwesenheit zum Tode verurteilte, später dann die ‚l'Organisation de Résistance de l'Armée (O.R.A.)‘ (Widerstandsbewegung der Armee) ins Leben gerufen. Von der Gestapo verhaftet, starb der General schliesslich eines entsetzlichen Todes im Lager Struthof im Elsass.

«Mein Kleiner», sprach der General zu ihm, «machen Sie sich bereit für die sofortige Wiederaufnahme des bewaffneten Kampfes auf nationalem Gebiet.»

Étienne Poiteau sammelte seine ersten unterschiedlichen Erfahrungen in der Auvergne. Das befriedigte ihn nicht. 1943 kam er in die Gegend von Grenoble. «Was mich anzog», erzählt er, «waren jene jungen Leute, die sich dem Arbeitsdienst entzogen und in Berghütten Unterschlupf gefunden hatten.» Der Arbeitsdienst nämlich, in Frankreich eingeführt im Februar 1943 durch ein Gesetz der Vichy-Regierung, unter dem Druck des deutschen Gau-

leiters und Generalbevollmächtigten für den Arbeitsdienst Fritz Sauckel, war der erste ,Rekruten werben für die Partisanen.

«Ich stellte mich als militärischer Ausbilder im Gebirgsmassiv von Belledonne vor», berichtet Étienne Poiteau, «wurde aber nach knapp einem Monat höflich wieder hinwegkomplimentiert, weil ich zu hart war.»

«Versuchen Sie es doch einmal in Villard-Notre-Dame», riet ihm sein Vorgesetzter.

Auf diese Weise war er am 10. November in das kleine Dörfchen Essards gekommen.

Am Tag nach seiner Ankunft fasste Étienne Poiteau den Plan, seine sieben Rekruten zu einem geheimehaltenen Ort zu führen. Da er Strassen meiden wollte, was von nun an seine beständige Sorge war, brach er am frühen Morgen zu einem Erkundungsmarsch in die Berge auf. Gegen Mittag kam er zurück, ohne einen gangbaren Weg gefunden zu haben. So musste man die normale Strecke über die Talstrassen wählen.

Gegen neunzehn Uhr zog die kleine Truppe los. Sie marschierte die ganze Nacht hindurch. Nach fünfzehn Stunden erreichten die sieben Freiwilligen und ihr Anführer völlig erschöpft, ganz stumpf vor Schlaflosigkeit, zitternd vor Kälte und von Hunger entkräftet, ihren Bestimmungsort: Die Einöde von Valjouffrey.

Gleich nach der Ankunft mussten Holz, Stroh und Lebensmittel beschafft, Essen gekocht und Wachen aufgestellt werden. Konnte man nun endlich schlafen? Nein, noch nicht gleich. Étienne Poiteau hatte seinen Leuten noch etwas zu verkünden. Den Ereignissen ein wenig vorgreifend, begann er:

«Die Afrika-Armee hat an der Seite der Alliierten den Kampf wieder aufgenommen. Das Kommando in Algier hat uns aufgefordert, die Landung in Frankreich vorzubereiten, und zwar durch einen Angriff auf die deutschen Truppen in unserem Gebiet an einem ganz bestimmten Tag. Wir gelten als ein in Frankreich stationierter Stosstrupp im Unterschied zu einer Einheit, die erst per Fallschirm abgesetzt werden muss.»

Armer Stosstrupp! Mit Blasen an den Füßen . . .

Zunächst einmal war die zukünftige Eliteeinheit mit dem Versuch beschäftigt, das stark qualmende nasse Holz zu entzünden. Unbekümmert ob solcher Kleinigkeiten fuhr der junge Offizier fort:

«Als Freiwillige werdet ihr für die Dauer des Krieges eine Verpflichtungserklärung unter sehr eiblen, so als wäret ihr Angehörige

einer regulären Einheit. Ihr werdet die gleichen Rechte und die gleichen Pflichten haben wie diese. Am heutigen Tage, dem 11. November, finden in allen Städten des französischen Reiches Kundgebungen zum fünfundzwanzigsten Jahrestag des Waffenstillstandes statt. Wir machen unsere Kundgebung, wenn wir stärker sind.»

Mit diesen Worten ergriff der Leutnant Étienne Poiteau die Maschinenpistole ‚Sten‘ ohne Ladevorrichtung und die Wurfgranate ohne Zünder, womit er fast das gesamte Waffenarsenal seines ‚Stosstrupps‘ in Händen hielt, und begann sogleich mit der Instruktion. Von jenem Tage an war er für alle ‚Stéphane‘ geworden. – ‚Étienne‘ oder ‚Stéphane‘, wo liegt da der Unterschied? Derselbe Name, der Name des ersten Märtyrers in der Geschichte der Christenheit.

Das Jahr nach seinem Ausscheiden aus der Armee hatte Stéphane dazu benutzt, um über die militärische Seite der Résistance nachzudenken, einer Art des Kampfes, von der er in Saint-Cyr verständlicherweise nichts gehört hatte. Sehr bald war er zu der Überzeugung gelangt, die sein gesamtes weiteres Verhalten bestimmen sollte: ‚Der heimliche Krieg ist ein Krieg wie jeder andere auch, doch auf ihn die Regeln der klassischen Kriegsführung anzuwenden, würde ein Desaster bedeuten

Hier in Valjouffrey war es, wo dieser Junge von vierundzwanzig Jahren, angetrieben von der glühenden Vaterlandsliebe eines Bournazel und getragen vom unerschütterlichen Glauben eines Psichari, begann, die Regeln der ‚Bergguerilla‘ zu entwickeln¹.

Am Tag nach seiner Ankunft in der Einöde von Valjouffrey beschloss Stéphane, einige wichtige Grundsätze in der Praxis anzuwenden: Um sechs Uhr dreissig Wecken, Geländelauf im Schnee, Waschen am Brunnen, Frühstück, ein Marsch in den Bergen oder eine Skitour. Essen im Freien. Am Nachmittag dann militärische Ausbildung: Guerilla-Training, Kartenlesen, Reflexübungen, Boxen, Judo oder Nahkampf Übungen. Nach dem Abendessen dann manchmal noch ein Nacht- oder Orientierungsmarsch, mit den Sternen als einzigem Hilfsmittel. In regelmässigen Abständen fünfzehn- bis zwanzigstündige Dauerläufe in den Bergen, um sich

¹ *Bergguerilla* ist der Titel einer Studie, in der ‚Stéphane‘ nach der Befreiung und auf Wunsch der Militärschule seine Partisanenerfahrung zusammengefasst hat. Diese 1952 bei Allier in Grenoble erschienene Schrift umfasst sechsundzwanzig Seiten.

nicht nur gegen Strapazen, sondern auch gegen Durst, Hunger und Einsamkeit abzuhärten . . .

Am Anfang verausgabten sich die völlig untrainierten und nur durchschnittlich ernährten Burschen bei einem derartigen Rhythmus völlig. Doch es war das einzige Mittel, aus ihnen ausdauernde Waldmenschen zu machen. Hin und wieder las Stéphane ihnen abends einige Seiten aus einem Buch vor, das ihn sehr begeisterte: ‚Die Nordwest-Passage‘ von Kenneth Roberts. Die Handlung spielt in Nordamerika, im 18. Jahrhundert, und beschreibt, wie Major Robert Rogers mit Hilfe des Unteroffiziers Mac Mott eine Gruppe von Waldläufern ausbildet und dabei demonstriert, wie vorteilhaft sich intensives Training bei den Kämpfen gegen die Indianer bemerkbar macht.

Anfang Januar 1944 nisteten sich die Partisanen oberhalb des Col de la Placette, in einer achthundert Meter hoch gelegenen Lichtung ein. Einige zum Zwangsarbeitsdienst (S.T.O.) Eingezogene, die sich in der Gegend versteckt hielten, schlossen sich der Gruppe an. Man schlief im Stroh, man setzte das Training fort. Die Bewaffnung hatte sich ein wenig verbessert: Zu Stéphanes Maschinenpistole ‚Sten‘ waren nun eine den Deutschen abgenommene ‚Mauser‘, eine ‚Lebel‘, eine kurze Reiterflinte, Revolver und automatische Pistolen hinzugekommen.

Nunmehr vollständig ausgebildet, brannten die Männer darauf, endlich loszuschlagen. Auf den ersten Blick schien sich la Chartreuse für die Guerilla geradezu anzubieten. Doch bei näherer Überlegung erschien Stéphane dieses Massiv nicht als die ideale Festung.

«Die unzähligen Kalkbarrieren», erläuterte er seinen Gefährten, «machen die Bewegung ausserhalb der Strassen sehr riskant. Eine energisch geführte feindliche Operation könnte uns gegen unüberwindliche Felsen drängen. Wasser gibt es nur an einigen seltenen, noch dazu auf den Karten vermerkten Stellen in den Tälern. Ich fürchte, diese kalksteinhaltigen Voralpen könnten sich als wahre Mausefallen erweisen.»

Einige Tage danach nahm die Gruppe ‚Stéphane‘ den einzigen Überlebenden des Dramas von Malleval auf: Am 29. Januar 1944 waren die Deutschen, von einem Verräter geführt, in dieses am Ende einer Sackgasse zu Füßen der Kalkfelsen der Westfassade von Vercors gelegenen Dorfes eingedrungen und hatten in jener Winternacht an die dreissig Partisanen niedergemacht, Zivilisten

ermordet und Häuser in Brand gesteckt. Am 26. März 1944 war es dann zu der schrecklichen Tragödie auf dem Plateau von Glières gekommen¹.

Diese beiden Beispiele mussten eine Lehre sein . . .

Stéphane zog folgenden Schluss hieraus: Partisanen dürfen sich niemals in eine Falle locken lassen. Ihre Aufgabe ist es vielmehr, Fallen zu stellen. Mit anderen Worten, keine grossen Bataillone in scheinbar uneinnehmbaren Festungen zusammenziehen, sondern kleine überaus bewegliche Einheiten aufbauen, die ohne Unterlass ‚die Verbindungswege, die beweglichen feindlichen Verbände, die Wachposten, die empfindlichen Punkte beunruhigen.

«Auf diese Weise ist eine qualifizierte Mannschaft in der Lage, mit der grössten Wirksamkeit und dem geringsten Aufwand für das wirtschaftliche Potential des Landes Sabotage zu betreiben und aufrechtzuerhalten.»

Zur Verwirklichung derartiger Operationen gab es nach Stéphanes Meinung nur eine einzige Basis: Die Bergkette von Belledonne.

Oberhalb von Grenoble gelegen und das Tal der Isère in einer Länge von etwa vierzig Kilometern beherrschend, ziehen sich die Ausläufer dieser hohen Gebirgskette bis zur Strasse und zur Eisenbahnlinie hin, durchweg mit Wald bewachsen und auf diese Weise zahllose Zufluchtstätten bietend. Wasserquellen gab es überall. Auch an Verpflegungsmöglichkeiten fehlte es nicht. Die Alm wiesen erlaubten Fallschirmabwürfe. Die Gipfel konnten an vielen Stellen passiert werden.

Im Februar 1944 verliessen Stéphanes Leute die Chartreuse und gelangten über Grésivaudan zur Belledonne, wo sie sich oberhalb der Adrets einrichteten. Sechzehn Männer waren es inzwischen, endlich mit ordentlichem Schuhwerk versehen und, wie gesagt, auch besser bewaffnet. Bald wuchs die Gruppe durch die Aufnahme kleiner örtlicher Partisanengruppen, von einigen Holzfällern sowie zahlreichen Mitgliedern einer Rugby- und einer Basketballmannschaft auf sechzig Mann an.

Das Training ging unentwegt weiter: Lautlose Angriffe, Überfälle auf Wachposten, Schiessübungen im Hochgebirge. Oberster Grundsatz dabei: ‚Ein Feind, eine Kugel‘. Kaum war es Frühling geworden, verliessen sie ihre Scheunen und Almhütten und biwa-

¹ Siehe 13. Geschichte, ‚Bericht eines Widerstandskämpfers von Glières‘.

kierten im Freien. Sobald ein Lagerplatz entdeckt war, und sei es auch nur durch einen Holzfäller oder einen freundlich gesonnenen Wilddieb, wurde er verlegt, und zwar in eine Entfernung von mindestens zwei Marschstunden. Wenn die erschöpften Männer ihre Stützpunkte erreichten, so gab es immer noch etwas an der Tarnung zu verbessern, die schliesslich absolut perfekt wurde . . .

Bei all der Schinderei ging Stéphane mit gutem Beispiel voran: Er stand stets als erster auf und legte sich als letzter nieder, bereitete das Essen, wenn die Reihe an ihm war, trug seinen Rucksack wie alle anderen auch, ohne an Müdigkeit und Gliederschmerzen zu denken. Müdigkeit kannte er offenbar nicht. Der grossgewachsene muskulöse Körper aber barg seine Schwächen: Überbleibsel einer schmerzhaften Stirnhöhlenvereiterung infolge eines Unfalls zur Zeit seines Eintritts in Saint-Cyr; die Folgen von Frostbeulen an den Füßen aus dem Winter 1939/40; eine Amöben-Ruhr, die er sich in Marokko zugezogen hatte und die manchmal wieder aufflackerte. Doch dieser Ritter ohne Helm und Rüstung bezwang seine Schmerzen. Tagelang durch einen Abszess am Knie gepeinigt, sah man ihn gleichwohl an der Spitze seiner Leute marschieren, ohne jemals seinen Schritt auch nur zu verlangsamen.

Wie auch sollte Stéphane seinen Rhythmus verlangsamen, wo seine Vorgesetzten ihm doch ein solch ausgedehntes Gebiet, von Froges bis zum Tal von Uriage anvertraut hatten? Von seinen Leuten wusste ein jeder, dass die Stunde des Kampfes nahte. Im Frühjahr 1944 wurde die Kompanie dem Chef der ‚Geheimen Armee‘ für das Département Isère vorgestellt, dem Kommandanten Albert de Seguin de Reyniès, der später von der Gestapo verhaftet wurde und auf Nimmerwiedersehen verschwunden ist.

Der Ausbildungsrhythmus wurde noch mehr intensiviert. Inzwischen zählte die Kompanie dreihundertsechunddreissig Mann, unterteilt in neun Partisanengruppen von je zwei Zügen, die sich ihrerseits wieder untergliedern konnten. Die Bewaffnung war ausreichend, allerdings ungleich: achtzehn Maschinengewehre englischer, französischer oder deutscher Herkunft, fünf- und zwanzig Maschinenpistolen, an die hundert Gewehre, Revolver, Handgranaten; drei Bazookas mit zehn Hohlladungsgeschossen. Munition und Sprengstoff hatte man in sicheren Verstecken nahe der Angriffsobjekte bzw. der ‚Abschussbasen‘ verborgen.

Am Abend des 5. Juni kam über BBC die vereinbarte Botschaft für die Guerilla und gab im gesamten französischen Gebiet das Signal zum Losschlagen. Es war die erste Strophe des berühmten *Chanson d'automne*, des ‚Herbstliedes‘ von Verlaine.

Für die Kompanie war der Zeitpunkt gekommen, zu zeigen, was sie konnte. In seiner ersten bedeutsamen Operation erstrebte Stéphane einen ‚unbestreitbaren Erfolg‘, der zugleich die Öffentlichkeit wachrütteln sollte. Als Angriffsziel wählte er das Schulzentrum der Miliz, das oberhalb des Thermalbads Uriage, in einem mittelalterlichen, von der Familie de Bayard erbauten Schloss untergebracht war.

Vor Beginn des Unternehmens versammelte Stéphane seine Leute um sich und wiederholte ihnen, einmal mehr, die von Lyautey ausgeliehene Formel: ‚Schweiss spart Blut‘. Mit der Erläuterung dieser These, die das Leitmotiv seiner Kompanie werden sollte, gab Stéphane seinen Leuten das nötige Selbstvertrauen mit folgenden einfachen Sätzen:

«Ausserhalb der breiten Täler gibt es die Überlegenheit des motorisierten Feindes nicht mehr. Dann sind wir die Überlegenen, vorausgesetzt, wir verfügen über langen Atem, gute Beine und eine perfekte Kenntnis des Gebirges.»

Am vereinbarten Tag kamen Lastwagen und holten die Kompanie in der Belledonne ab. Über die Höhenstrasse erreichte sie die Umgebung von Uriage. Zum ersten Mal motorisiert, das gab den Männern die Moral von Eroberern! In der Nacht vom 7. auf den 8. Juni entsandte Stéphane Aufklärungspatrouillen. Auf der Strasse nach Gières, bei der Brücke von Maupas legten sie sich auf die Lauer. Vergebliches Warten. Nicht ein einziges feindliches Fahrzeug. Die Nacht darauf versuchte man es von neuem, aber diesmal in der Nähe von Uriage wie auch zwischen Gières und Domène. Eine zweite sinnlose Wache.

«Nächste Nacht greifen wir an», sagte er zu seinen Leuten. «Denkt daran, alles muss vor Morgengrauen beendet sein!»

Bis ins kleinste Detail instruierte Stéphane seine Leute. Einen Kilometer vom Schulzentrum der Miliz entfernt, befanden sich die Quartiere der deutschen Garnison. Deren Kampfstärke betrug das Siebenfache der Partisanen. Es galt also, auf der Hut zu sein. Nachdem er seine Anordnungen für den Kampf gegeben und jedem seine Aufgabe erläutert hatte, wiederholte Stéphane abermals das, was er vor jeder Operation erklärte:

«Vergesst nicht, das einzige, was zählt, ist der Ertrag. Der Erfolg mit dem geringsten Aufwand ist unser oberstes Gesetz.»

Zur Stunde X umzingelten zwei Gruppen in aller Stille Uriage, um einem eventuellen Eingreifen seitens der deutschen Garnison zuvorzukommen. Drei weitere Gruppen strebten dem Rathaus zu, wo der Wachposten stand. Eine Milizpatrouille schlug Alarm.

Feuergarben drängten die Partisanen gegen das Gemäuer.

«Nicht schießen, wir sind Freunde!» brüllte auf Deutsch ein Jugoslawe, der in Stéphanes Kompanie aufgenommen worden war.

Überrascht stellten die Milizsoldaten das Feuer ein. Sofort griff eine sechste Gruppe ein mit dem Ruf, diesmal auf Französisch:

«Ergebt euch! Ihr seid verloren!»

Der Wachposten wurde überwältigt. Ohne eine Minute Zeit zu verlieren, durchsuchten die Partisanen das Gelände, das sie gut kannten, und liefen bis zum Haus des Milizchefs Giaume, das sie in Brand setzen sollten. Gewaltsam brachen sie die Tür auf, doch als sie im Flur auf die Frau und die Kinder des Milizbeamten stießen, änderten sie ihren Plan sofort, stürzten zum stellvertretenden Kommandeur der Schule, Menezit: «Hände hoch!»

Der andere zog seine Maschinenpistole und wurde erschossen.

In gleicher Weise wurden alle anderen von den Milizsoldaten bewohnt und zuvor sorgfältig ausgesuchten Häuser durchkämmt. Vor Morgengrauen hatten Stéphane und seine Leute ihren Schlupfwinkel im Wald von Séglières wieder erreicht. Die Deutschen hatten nichts gehört . . . Ergebnis der Aktion: Zwei Milizanzführer und acht Milizsoldaten gefangen; fünf Gewehre, vier Maschinenpistolen, ein Maschinengewehr, vier Pistolen und zwei Granaten erbeutet. Die Partisanen hatten zwölf Kugeln verschossen und eine Handgranate geworfen.

In Beachtung der Genfer Konvention verbat Stéphane seinen Leuten in aller Form, die Gefangenen schlecht zu behandeln oder sie auch nur zu beschimpfen. Da er sie nicht bewachen konnte, vertraute er sie Albert Reynier, ‚Vauban‘ genannt, an, dem Chef des VI. Bezirks der Region Isère und späteren (nach der Befreiung) Präfekten dieses Départements. Sie wurden nach Pré de L'Arc im Belledonne-Massiv gebracht. Als nach Kriegsende diesen verlorenen Soldaten der Prozess gemacht wurde, erschien Stéphane als Entlastungszeuge vor Gericht und schlug dem Vorsitzenden und den Geschworenen vor: «Teilt diese Männer meiner Kompanie zu, damit ich wieder Franzosen aus ihnen machen kann.»

‚Siegen‘, schrieb Stéphane später einmal, ‚heisst nicht vernichten, sondern überzeugen – einen Gegner zum Bundesgenossen und nicht zu Aas machen. Ein verwüstetes Land, niedergemetzelte Menschen, welch eine Niederlage für einen Sieger!‘

Der Handstreich von Uriage wirkte beflügelnd auf Stéphanes Kompanie. Von nun an bis zum Tag der Befreiung gab es nur noch, Tag und Nacht, ohne Rast und Ruhe, eine ununterbrochene Folge von Hinterhalten, Angriffen auf Wachposten und auf deutsche Transportzüge. Der Feind hatte derartige Schwierigkeiten bei seinen Bewegungen in dieser Gegend, dass er zur Überzeugung gelangte, das Belledonne-Massiv müsse von Partisanen nur so wimmeln.

Stéphanes Leute waren überall: Auf den Strassen von Grésivaudan, in Matheysine, Chartreuse, in der Schlucht von Voreppe, bis hin zu den Toren von Grenoble. Alain le Ray, der Départements-Kommandeur der französischen Streitkräfte im Inneren geworden war, hatte der Kompanie den Befehl gegeben, ihre Aktionen auf das gesamte Gebiet von Isère auszudehnen.

«Es gab kein festes Schema», berichtet Stéphane, «nach dem wir unsere Hinterhalte legten. Die einzige Regel war, keine anzuwenden, weil die Deutschen ihren Gegenschlag jeweils vollendet der Art des Hinterhalts anpassten, in den sie gerade geraten waren. Selbst das günstigste Gelände hilft einem nur einmal, und auch das nicht immer!»

Blättern wir im Marschtagebuch der Kompanie Stéphane: Es berichtet in aller Kürze von neunundsechzig militärischen Operationen, die zwischen dem 4. Juni und dem 23. August 1944, dem letzten Kampftag im Gebiet Gières-Domène, durchgeführt wurden.

Diese eindrucksvolle Serie von Handstreichern in drei Monaten hat zwölf Tote und vierzehn Verletzte gekostet. Für jeden gefallenen Partisanen waren zehn Feinde getötet worden. Das erbeutete Material hätte zur Ausrüstung eines ganzen Bataillons gereicht.

Am 27. August, fünf Tage nach der Befreiung Grenobles, wurde aus der Kompanie Stéphane zusammen mit drei anderen Partisaneneinheiten von Isère das 1. Marschbataillon von Grésivaudan gebildet. Diese Einheit wurde sogleich nach Maurienne (Savoyen) geschickt und beteiligte sich dort an den schweren Kämpfen in der Gegend von Saint-Jean, in Valloire, am Telegraf-Fort und ent-

lang der Grenze zwischen Modane und Montgenèvre. Diese mit stürmischer Geschwindigkeit geführten Operationen liessen den Deutschen nicht einmal Zeit, das Stauwerk von Bissorte in die Luft zu sprengen.

Im Oktober kam das Bataillon zurück nach Uriage, wo aus der Mehrzahl seiner Leute, verstärkt durch zwei Francs-tireurs- und Partisanenkompanien, das 15. Gebirgsjäger-Bataillon zusammengestellt wurde. Im nunmehr förmlich bestätigten Rang eines Hauptmanns übernahm Stéphane das Kommando einer Kompanie.

Kaum neu formiert, wurde das 15. Gebirgsjäger-Bataillon, unter dem Befehl des Kommandeurs André Lecoanet, dem ehemaligen Chef des Generalstabs der F.F.I. von Isère, nach Maurienne verlegt, nahm an den Kämpfen im Grenzgebirge teil, verjagte die Deutschen aus ihren Stellungen, trieb sie zurück in die Täler des Piemont. Im Anschluss daran gelangte die Einheit in die Gegend von Briançon, vereinigte sich mit der 1. französischen Armee im Jura und beendete den Feldzug in Österreich.

XI

Von einem, der schon tot war

Seit dem Tage, an dem ich bis zur Schwelle jener engen Pforte vorgedrungen bin, habe ich die absolute Gewissheit, dass es hinter ihr noch etwas anderes gibt.»

Langsam brachte Jacques Lutz diesen Satz hervor, jedes Wort abwägend und eine ruhige Gewissheit vermittelnd: Die Gewissheit eines Mannes, der sehr lange über den Sinn des Lebens nachgedacht hat, der seiner selbst sicher ist und andere in aller Ruhe an seiner innersten Überzeugung teilhaben lässt.

Vom Tod zu sprechen, hat Jacques Lutz mehr Anlass als andere. An einem Frühlingsabend des Jahres 1945 hatte er ihm, am Ende eines langen Leidensweges, von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden. Doch dann hatte der nichts von ihm gewollt. Am Rande eines offenen Grabes hatte der Tod ihn, eine jämmerliche menschliche Hülle, einen Leichnam fast, aus den Klauen gelassen.

Begonnen hatte alles im März 1941 in Grenoble, als Jacques Lutz bei den ‚Forces françaises libres‘ (den freien französischen Streitkräften) unterschrieb – ein Engagement für die Dauer des Krieges, in aller Form auf einem Fragebogen festgehalten und vorsichtshalber in zweifacher Ausfertigung nach London übermittelt. So war aus dem jungen Freiwilligen ein P-2-Agent, d. h. ein ständiger militärischer Agent geworden, von nun an bekannt unter dem Decknamen ‚Léon‘.

Jacques Lutz, geboren 1917 in Antony, Hauts-de-Seine, entstammte einer elsässischen Familie aus der Gegend von Ribeauvillé, wo man bis aufs Mark französisch ist. Einige Jahre vor dem Ersten Weltkrieg war sein Vater bei Saint-Dié heimlich über die Grenze gegangen, um in die ‚Légion‘ einzutreten.

Der Sohn nun, zu Beginn des Zweiten Weltkrieges verwundet

und darum entlassen worden, hatte eine Anstellung bei Hachette (einem grossen Verlag) in Paris gefunden. Am 1. Juni 1940 wurde er erneut eingezogen, zum 13. Gebirgsjägerbataillon, und im August desselben Jahres wieder entlassen. Im September nahm er an dem grossen Treffen der Pfadfinder in Randan, in der Nähe von Riom, in der Puy-de-Dôme, teil, einer der ersten grossen Kundgebungen der französischen Jugend. Bald darauf schloss er sich den ‚Compagnons de France‘ an, einer von der Vichy-Regierung ins Leben gerufenen Bewegung, die das Ziel verfolgte, den jungen Menschen Ideale zu vermitteln, die teils von den Pfadfindern, teils von den ‚Ajisten‘ entlehnt worden waren. Lutz wurde dann Adjutant von Professor Jean Savard, dem Gouverneur der Provinz Dauphiné. Diesen Posten behielt er bis Anfang des Jahres 1941, bis zu dem Augenblick, da er von den Berliner Beschlüssen des HJ-Führers Baldur von Schirach erfuhr, die französischen Jugendorganisationen in die Hitler-Jugend einzugliedern.

Zu jener Zeit bildeten sich in Grenoble bereits die ersten Ansätze der dann später von Pierre Fourcaud, genannt ‚Lucas‘, geschaffenen Organisation ‚Brutus‘. Als erster Vorläufer dieser eher der extremen Rechten zuzuordnenden Gruppe war schon im November 1940 in Marseille ein Informations- und Aktionsnetz aufgebaut worden, das dann später von Maître Boyer, einem Rechtsanwalt in Marseille, sowie von Gaston Defferre übernommen wurde. Durch den Einfluss dieser beiden Männer rückte ‚Brutus‘, ab 1941, näher an das sozialistische Lager heran.

Die Verbindung zu Jacques Lutz besorgte im März 1941 ein junger Grenobler Anwalt, Maître Mulvidson, der den Decknamen ‚Teddy‘ trug¹. Die Hauptaufgabe der Organisation war zu jener Zeit, Nachrichten zu verschlüsseln und zu dechiffrieren, die dank eines heimlichen Radiosenders mit festem Standort, oberhalb des ‚Telegrafenhügels‘ in Savoyen, zwischen Frankreich und der Schweiz ausgetauscht wurden.

«Und Sie, ‚Léon‘, womit können Sie uns helfen?» fragte man Jacques Lutz.

«Ich kenne mich ganz gut in den Druckereikreisen von Paris aus, weil ich bei Hachette gearbeitet habe», antwortete er.

«Sehr gut. Ihre Aufgabe wird es sein, Verbindungen zur Buch-

¹ Maître Mulvidson wurde im April 1944 verhaftet und in das Konzentrationslager Neuengamme deportiert, wo er im April 1945 starb.

druckergewerkschaft aufzunehmen.» Das war ‚Léons‘ erster Auftrag.

Recht bald jedoch wurde ihm klar, dass es lohnendere Aufgaben für ihn gab. Sein Vater, Rodolphe Lutz, war Ingenieur bei der Flugzeugmotorenfabrik Gnome-et-Rhone und musste nicht nur wegen seiner perfekten Deutschkenntnisse, sondern auch wegen seines umfangreichen Wissens über die Probleme der Luftfahrt Dolmetscherdienste leisten, wenn die Vertreter der französischen Luftfahrtindustrie technische Besprechungen mit der Besatzungsmacht hatten. In dieser Eigenschaft nahm er regelmässig an den Arbeitssitzungen im Pariser Hauptquartier der Luftwaffe teil. So gelangte er ganz unauffällig an eine Fülle von Informationen, die dann über Jacques in die Schweiz und nach England weitergegeben wurden.

Bei der Erfüllung seiner Mission in Paris traf Jacques Lutz einen seiner Jugendfreunde, Pierre Carrière, wieder: Ein glühender Patriot, Sohn eines sehr bekannten elsässischen Arztes, des Dr. Robert Carrière, dessen Ruf ihm vor dem Krieg in Frankreich wie in Deutschland sehr viele Türen geöffnet hatte, auch die des Reichsmarschalls Göring. – Jacques stellte seinem Freund Pierre Sudreau vor, der Pierre Carrière zum Eintritt in die Organisation ‚Brutus‘ bewegte.

Pierre Carrière ging sofort an die Arbeit. Er nahm Verbindung zu einem Mann namens Carré auf, der ‚Cosinus‘ genannt wurde und in Wirklichkeit Blanc hiess. Jacques Lutz hatte ihn in einem kleinen Hotel in der Rue de Mazagran kennengelernt.

«Worin besteht denn Ihre Tätigkeit?» hatte er ihn gefragt.

«Ich beschäftige mich mit diplomatischen Informationen.»

Das war zwar eine vage, doch ebenso verlockende Antwort. Nach sorgfältigen Überprüfungen wurde beschlossen, ‚Cosinus‘ in die Organisation aufzunehmen. Eine Entscheidung, die man nicht zu bereuen brauchte, denn er leistete gute Arbeit. Eines Tages kam er zu Pierre Sudreau:

«Ich glaube», sagte er zu ihm, «ich kann Ihnen eine überaus wichtige Information verschaffen.»

«Welche?» fragte Sudreau, neugierig geworden.

«Den Code für die Nachrichtenübermittlung der Feldgendarmerie in Frankreich.»

Dies war so unglaublich, dass Sudreau nun doch Zweifel an der Person des ‚Cosinus‘ kamen. Allein, es war schon zu spät. Der

Verräter, das nämlich war er in Wirklichkeit, hatte alle seine Fallen schon gestellt. Am 7. Dezember 1943 verhaftete die Gestapo in Paris, Marseille, Toulouse und Grenoble verschiedene Mitglieder der Organisation ‚Brutus‘, darunter auch Pierre Sudreau, der nach Buchenwald deportiert wurde.

An jenem Abend, um zwanzig Uhr, nahm die deutsche Geheimpolizei auch Jacques Lutz fest, der vor den Toren von Grenoble, in La Tronche wohnte. Zunächst brachte man ihn zum Sitz der Gestapo, Cours Berriat, am nächsten Tag zur Festung Montluc bei Lyon und von dort schliesslich zum Verhör in die Sanitätsschule.

Man begann das Verhör auf Deutsch. Er antwortete auf französisch. «Spiele nicht den Dummen», sagte der Polizeibeamte zu ihm, «bei uns zieht das nicht. Du sprichst perfekt Deutsch. Wir wissen das.» Nun verstand er, man hielt ihn für seinen Vater – eine Verwechslung, die ihm sogleich eine schwere Tracht Prügel einbrachte. Wortlos nahm er sie hin. Zum Glück schienen die Deutschen nicht die leiseste Ahnung von der Tätigkeit seines Vaters im Luftwaffenhauptquartier zu haben. So war es ihm möglich, diese bis zum Ende der Besatzungszeit fortzuführen.

«Wir wissen alles über dich», sagte einer der Polizeibeamten, indem er endlich zum Französisch überging. «Du beschäftigst dich mit diplomatischen Informationen. «

Bei diesen Worten ging Jacques Lutz ein Licht auf. Die gleichen Worte hatte ‚Cosinus‘ im Hotel in der Rue Mazagran gebraucht. Von daher also kam der Verrat. Nur hatte der Gefangene leider keine Möglichkeit mehr, seinen Freunden eine Warnung zukommen zu lassen.

Drei Tage und drei Nächte hindurch wurde Jacques Lutz nahezu ununterbrochen gefoltert. Man hängte ihn an den Handgelenken an einem robusten Ring an der Wand auf. Man schloss Elektroden an seine Genitalien. Mit einer Zigarette verbrannte man seine Ohrläppchen.

«Glücklicherweise», sagte er, als er diese schrecklichen Stunden in seiner Erinnerung wieder heraufbeschwor, «kam mir ein Umstand zu Hilfe: Immer, wenn die Schmerzen unerträglich wurden, fiel ich in Ohnmacht. So waren sie gezwungen, ihre Foltern zu unterbrechen.»

Klaus Barbie, der Gestapo-Chef von Lyon, war offensichtlich der Meinung, mit diesem Gefangenen einen wichtigen Fang ge-

macht zu haben, denn er erwies ihm die Ehre, wenn man das so nennen will, sich höchstpersönlich um ihn zu kümmern.

«Du weißt, dass man deine Frau festgenommen hat», sagte er.

Jacques Lutz schwieg.

«Willst du nicht wissen, was mit deinen Kindern geschehen ist?» Jacques Lutz hatte eine kleine achtzehn Monate Tochter und einen drei Monate alten kleinen Jungen.

«Wir haben sie dem Deutschen Roten Kreuz in Obhut gegeben.»

Dies alles war nicht wahr. Seine Familie lebte unbehelligt in La Tronche. Doch Jacques Lutz glaubte, was man ihm sagte, und, um durchzuhalten, hämmerte er sich im Stillen ständig ein: «Du weißt nichts. Du weißt nichts. Du weißt einfach gar nichts.»

Am vierten Tage gaben die Folterknechte auf. Zweimal noch holte man Jacques Lutz aus seiner Zelle in der Festung Montluc. Das eine Mal, um ihn über Details zu befragen, das andere Mal, um ihn zwei Mitgliedern seiner Organisation gegenüberzustellen. Dabei hatte er einmal auch das Glück, für kurze Augenblicke seine Frau wiederzusehen, der es nach ungezählten Versuchen gelungen war, seine Spur aufzunehmen. Was seine Frau anging, konnte Jacques Lutz also beruhigt sein, und er sagte sich, dass er das Schlimmste nun wohl hinter sich habe – nicht ahnend, welch ein Schicksal ihm noch bevorstand.

«Was habt ihr jetzt mit mir vor?» fragte er einen seiner Kerkermeister.

«Du wirst zur Arbeit nach Deutschland geschickt. *Arbeit macht frei!*»

Die meisten Deportierungen fanden im April 1944 statt. Doch Jacques Lutz war nicht dabei. Er blieb zusammen mit einem Luftfahrtingenieur namens Boyer in Montluc. An einem Morgen im Frühling wurde er, an Händen und Füßen gefesselt, unter scharfer Bewachung in einem Zug nach Paris gebracht und dort in das Gefängnis von Fresnes gesperrt. Seine Einzelhaft dort dauerte bis zum 7. Juni 1944, dem Tag, an dem man ihn dann zur Gestapo in die Avenue Foch brachte.

Diesen Tag wird er niemals vergessen. In dem Dienstzimmer, in das ihn seine Bewacher führten, sah er sich einem Obersturmbannführer der Waffen-SS gegenüber, der ihm die ‚Pariser Zeitung‘ ins Gesicht schleuderte und entgegenschrie:

«Eure englischen Freunde sind gestern Morgen an der Küste der Normandie gelandet. Das wird ein neues Dünkirchen.»

Für Jacques Lutz stand fest, dass dies für die Deutschen der Anfang vom Ende sein musste, doch er hütete sich wohl, seine Genugtuung darüber zu zeigen. Im übrigen hatte er ganz andere Sorgen: Er befürchtete, der Offizier werde ihn über seinen Vater ausfragen, der weiterhin vollkommen unbehelligt im Luftwaffenhauptquartier Nachrichten sammelte. Doch anscheinend war seine Tätigkeit noch immer unentdeckt geblieben. Sein Inquisitor jedenfalls kam auf dieses Thema überhaupt nicht zu sprechen. Schliesslich wurde Jacques Lutz nach Fresnes in die Zelle Nr. 248 zurückgebracht.

Dort blieb er bis zum 29. Juni. An jenem Tage verfrachtete man ihn in einem kleinen Lastwagen. Sie fuhren Richtung Compiègne.

Er war voller Hoffnung. In der Normandie war es den Deutschen entgegen ihren Aufschneidereien nicht gelungen, die Alliierten ins Meer zurückzuwerfen. Letztere bekamen vielmehr Tag für Tag mehr Verstärkung. Die grosse Befreiungsoffensive konnte nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Jacques Lutz war weit davon entfernt, auch nur zu ahnen, was die Deutschen mit den Gefangenen des Durchgangslagers von Compiègne im Schilde führten. Am 1. Juli wurde er zusammen mit zweitausendeinhundertfünfundsechzig anderen Gefangenen auf dem Sammelplatz zusammengetrieben. Mehrmals und umständlich zählten die Wachen diesen elenden Haufen, der dann am nächsten Morgen in aller Frühe zum Bahnhof eskortiert und in einen Güterzug gepfercht wurde.

Die Feldgendarmen hatten in jeden Waggon über hundert Gefangene gestopft. Die meisten Waggons waren aus Holz, manche aus Metall, bei allen aber hatten sie sämtliche Öffnungen gleichermaßen sorgfältig abgedichtet.

Am 2. Juli 1944, um neun Uhr fünfzehn, verliess dieser Zug mit der Nr. 7709 den Bahnhof von Compiègne. Auf tragische Weise wird er unter dem Namen ‚Todeszug‘¹ in die Geschichte eingehen.

An jenem schönen Sommertag kletterte das Thermometer auf 34,2°. In den über zwanzig Vieh waggons des Zuges herrschte eine Temperatur wie in einem Backofen. Das entsetzliche Zusammengepfertchsein, der Luftmangel, das rasche Versiegen des Wasser-

¹ Christian Bernadac, *Le Train de la mort*, France-Empire, 1973

Vorrats, all dies zusammen hatte bald den gewünschten Erfolg. Um fünfzehn Uhr kam es zu den ersten Erstickungserscheinungen, um siebzehn Uhr zu den ersten Wahnsinnsanfällen. Markerschütternde Schreie übertönten das Geratter der Räder auf den Schienen . . .

«In meinem Waggon», berichtet Jacques Lutz, der einzige der Insassen, den ich sprechen konnte, «war es uns glücklicherweise schnell gelungen, einen guten Zusammenhalt zu schaffen. Als plötzlich ein junger Mann von epileptischen Krämpfen geschüttelt zu Boden fällt, rufe ich:

‚Nicht festhalten, sonst könnte er sich die Knochen brechen! Macht Platz! Lasst ihn um sich schlagen!‘

Meine Gefährten reagieren sofort:

‚Ein Arzt . . . Wir haben einen Arzt hier . . .‘

‚Nein, keinen Arzt, einen Medizinstudenten, antworte ich.

Dies stimmte nicht. Warum habe ich so reagiert? Ich weiss es wirklich nicht, wollte mich nur nützlich machen. Vielleicht, so sagte ich mir, kann ich dazu beitragen, meine Kameraden zu beruhigen. Ich wühle mich bis zu dem völlig verkrampten Mann hindurch. Sein Anfall ist schon im Abklingen. Ich lasse ihn etwas Wasser trinken und bestimme:

‚Wir bringen ihn zur Öffnung und erweitern sie!‘ \

Die anderen stossen sich zur Seite und machen ihm auf einer Waggonseite Platz, wo man schon begonnen hatte, eine Planke zu lösen. In meiner Tasche sind noch ein paar Zuckerstücke, die Reste eines Pakets, das ich in Compiègne bekommen hatte. Die zerdrücke ich in der hohlen Hand zusammen mit einer Aspirin-tablette, die ein Nachbar anbietet. In winzigen Dosen verteile ich dieses ‚Medikament‘: Nie hatte eine Behandlung mehr Erfolg!«

Nachdem auf diese Weise die Ruhe wieder hergestellt war, setzten vier Männer (Lamirault, Tesson, Page und Lutz) in diesem Waggon einige Anordnungen zum Überleben durch: Die Männer sollen versuchen, still zu bleiben; die Hälfte von ihnen soll stehen, die andere sitzen; der Reihe nach sollen sie alle an den Öffnungen, die man etwas erweitert hatte, Luft schnappen; das Wasser soll sparsam, aber mit Methode verteilt werden; niemand wird den ‚Kübel‘ benutzen – wer sich nicht mehr beherrschen kann, wird statt dessen einen Hut nehmen; zu diesem Zweck werden alle verfügbaren

Hüte eingesammelt. Man wird sie dann einen nach dem anderen hinausbalancieren; auch zum Urinieren wird ein hygienisches System entwickelt: Zwei Mineralwasserflaschen werden ausschliesslich zu diesem Zweck bereitgehalten, und Pierre Ropiquet, in der Nähe der Tür, wird während der ganzen Fahrt nichts anderes tun, als diese Flaschen durch einen Spalt in Fussbodenhöhe zu entleeren.

In Revigny-sur-Ornain (Meuse) hielt der Zug. Die Feldgendarmen, die seit Compiègne die Begleitmannschaft gestellt hatten, wurden durch Angehörige der Waffen-SS ersetzt. Diese öffneten die Waggontüren:

«Wieviel Tote?»

«Keinen.»

Aus der Frage schloss Jacques Lutz, dass die Lage in den anderen Waggons weitaus dramatischer sein musste.

In der Nacht beschlossen Bernard Poclet und einige seiner Gefährten, einen Fluchtversuch zu unternehmen. In den Nähten ihrer Hosen hatten sie Metallsägeblätter versteckt, die man bei der Leibesvisitation nicht gefunden hatte. Ein Teil der Waggoninsassen jedoch widersetzte sich diesem waghalsigen Plan aus Furcht vor Repressalien.

Zwei Tage und zwei Nächte rollte der Zug durch Ostfrankreich und Süddeutschland. Am 5. Juli 1944, um fünfzehn Uhr, kam er am Bahnhof von Dachau an. Die SS öffnete die Waggontüren und lud eintausendsechshundertdreissig geblendete, erschöpfte, taumelnde menschliche Wracks ab. Fünfhundertsechsenddreissig Leichen lagen zusammengekrümmt auf den Böden der Waggons .

Bei seiner Ankunft im Konzentrationslager wurde Jacques Lutz dem Block 19 zugeteilt. Dort aber blieb er nur etwa fünfzehn Tage, Zeit für eine kurze Quarantäne. Ende Juli dann wurde er mit einem Kommando ins Neckartal geschickt, und zwar, um in der Nähe von Mosbach und Neckarelz unterirdische Werke für einen grossen Industriekonzern zu errichten.

Als die kühle Jahreszeit hereinbrach, zu der systematischen Unterernährung und zu den endlosen, erschöpfenden Arbeitsstunden auch noch Kälte hinzukam, wuchsen die Leiden dieser Untertage-Sträflinge. Typhus breitete sich aus. Auch Jacques Lutz erkrankte daran. Er kam davon, doch nur, um ein Opfer des Skorbut zu werden. Obwohl er sich kaum noch aufrecht halten konnte

te, zwangen seine Gefährten ihn, mit ihnen auf den Arbeitsplatz zu gehen: Aus der Krankenabteilung, dem berüchtigten ‚Revier‘, wäre er lebend nicht mehr herausgekommen. Unten in der Grube, am Ende einer Galerie, brannten ihm zwei Kameraden das Zahnfleisch mit einem glühenden Eisendraht aus. Diese Rosskur rettete ihm das Leben. Er verlor zwar zehn Zähne, doch die Infektion war gestoppt.

Anfang März wurde das Lager von amerikanischen Jagdbombern beschossen. Jacques Lutz lag auf seinem Bettgestell. Sechs Mitgefangene unter, über, rechts und links von ihm wurden getroffen, er selbst, in der Mitte, kam ohne den geringsten Kratzer davon.

Eines Nachts dann trieb die SS alle zusammen. Es war der 29. März 1945. Die Amerikaner hatten am 7., nachdem sie durch einen Überraschungsangriff die unzerstörte Brücke von Remagen hatten erreichen können, den Rhein überschritten. Pattons Divisionen rückten immer näher. Das Kommando erhielt Befehl, sich nach Dachau zurückzuziehen. Eine Lastwagenfahrt kam nicht in Frage. Sie mussten zu Fuss zu ihrem Bestimmungsort.

Im Scheinwerferlicht trieben die Wachmannschaften die lange Gefangenekolonnie vorwärts: Fünfzehnhundert Männer aller europäischen Nationalitäten, in der Mehrheit Russen, Gespenster mit ausgehöhlten, bärtigen Gesichtern, wandelnde Skelette, jammervoll in ihren gestreiften Sträflingsmonturen. Wer versuchte, sich von der Kolonne abzusondern, wurde mitleidslos erschossen. Wer vor Erschöpfung liegenblieb, lief Gefahr, sogleich durch einen Kopfschuss liquidiert zu werden.

So marschierten sie die ganze Nacht hindurch. Fünfunddreissig, vielleicht gar vierzig Kilometer. Am frühen Morgen des 30. März liess man sie aus Furcht vor den immer häufigeren Luftangriffen in einem Wald, unweit von Neuenstadt am Kocher, im Württembergischen, kampieren. Auf dem nackten Erdboden, ohne eine Decke oder wenigstens einen Soldatenmantel zum Schutz vor der Kälte, versuchten sie ein wenig Schlaf zu finden.

Bei Einbruch der Dunkelheit wurden sie mit Kolbenstossen wieder zusammengetrieben. Ein zweiter Nachtmarsch begann. Schon den ersten hatte Jacques Lutz in einer Art Trancezustand durchlebt, unter fast unaufhörlichen Halluzinationen hatte er mechanisch, einer Maschine gleich, einen Fuss vor den anderen geschoben. Er, der vom Tage seiner Festnahme an niemals aufgegeben

hatte, sagte sich nun zum ersten Mal, dass er dies nicht lebend überstehen werde.

Jede Bewegung kostete ihn eine nahezu übermenschliche Anstrengung . . . und er straukelte. Vielleicht brauchte er zu viel Zeit, um seinen Platz in der Reihe wiederzufinden. Er wusste es nicht. Ein Wächter schlug ihn. Er fiel hin und verlor das Bewusstsein.

Ein Mitgefangener, überzeugt, dass Jacques Lutz tot sei, näherte sich ihm, nahm ihm die Brille ab, durchwühlte seine Taschen, um nachzusehen, ob ihm bis zu diesem jammervollen Ende noch einige persönliche Dinge geblieben waren, und fand eine alte Pfeife. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Nun war es schon fast Nacht geworden. Noch immer lag Jacques Lutz am Strassenrand. Gefangene zogen einen Handkarren vorbei, auf dem Postsäcke gestapelt lagen. Ein deutscher Offizier und einige Soldaten bildeten die Eskorte. Ein Gefangener entdeckte den leblosen Körper und lud ihn zusammen mit einem Kameraden auf die Postsäcke.

So erreichte der seltsame Zug das malerische alte Städtchen Neuenstadt am Kocher. Es war neunzehn Uhr dreissig. An dem wunderschönen mittelalterlichen Tor stand ein Posten, ein luxemburgischer Gendarm namens Jean-Pierre Bermès. Die Deutschen hatten ihn gezwungen, das Grossherzogtum zu verlassen und auf der anderen Seite des Rheins zu dienen. Als der Offizier ihn erblickte, fragte er:

«Sind Sie Polizist hier?»

«Jawohl!» antwortete der.

«Hier haben wir einen Toten. Bringen Sie ihn zum Friedhof!»

Mit diesen Worten liess er den Körper an den Strassenrand legen.

Ein Oberfeldwebel trat heran, um den Gnadenschuss abzugeben. So wollte es das Reglement! Er zog seine Pistole. In diesem Moment hielt ein Militärfahrzeug. Ein höherer Offizier stieg aus und rief, als er den Oberfeldwebel sah:

«He! Sie da, kommen Sie her!»

Er tat es und nahm Haltung an.

«Der Offizier gab mir einen Befehl», berichtete später der durch einen Zufall wieder aufgespürte Oberfeldwebel. «Ich steckte meine Pistole wieder weg und führte diesen Befehl aus. Darüber vergass ich den Gefangenen.»

Als der Zug mit dem Handkarren verschwunden war, trat der luxemburgische Gendarm heran. Er konnte nur feststellen, dass es sich um einen Deportierten handelte. Papiere fand er in den Taschen des Mannes am Strassenrand nicht, nur eine Nummer auf dem gestreiften Pyjama: die Zahl 22455. Keinerlei Tätowierung. Keine besonderen Kennzeichen, ausser einem roten Stoffdreieck mit einem ‚F‘ vorne auf der Jacke.

Einige Schaulustige kamen hinzu. Manche zeigten Mitleid, manche nicht. Man denke nur: Ein Deportierter. Ein Feind des Dritten Reiches also . . .

Der Gendarm Bermès organisierte einen Handwagen, transportierte den Leichnam zum Friedhof, fand dort ein halb ausgehobenes Grab und legte Jacques Lutz hinein. Dann stutzte er einen Moment. Die Grube war nicht allzu tief. Offenbar hatte der Totengräber vor Einbruch der Dunkelheit sein Werk nicht vollenden können.

«Ach was! Morgen wird man weitersehen», sagte sich der Gendarm. «Dann ist noch Zeit genug, das Grab bei Tageslicht zu schliessen.» Und so verliess er den Friedhof.

Der Gelegenheitsotengräber hatte das Bedürfnis, sich ein wenig aufzumuntern. So ging er, ins Städtchen zurückgekehrt, ins Hotel ‚Zum Stem‘, setzte sich an die Bar und bestellte sich ein Bier mit einem kleinen Schnaps.

«Eben hatte ich einen seltsamen Auftrag zu erledigen», erzählte er den Gästen am Tresen. «Ich musste einen unbekanntes Gefangenen begraben.»

Er fuhr fort: «Der war sicher noch nicht lange tot. Seine Hände waren noch nicht einmal ganz kalt.»

Unter den Gästen war auch ein Franzose. Der Graf Alain de la Rochebrochard, Schwadronschef der französischen Armee, auf Ehrenwort in Freiheit entlassen, der dem einzigen praktizierenden Arzt des Städtchens, Frau Dr. Marianne Hartmann, als Chauffeur diente. Die Erzählung des Gendarmen erweckte sogleich seine Aufmerksamkeit: «Sie sagen, der Gefangene habe noch lauwarme Hände gehabt?» unterbrach er den Bericht, «womöglich ist er noch gar nicht tot?» Rochebrochard hatte ein ganz besonderes Interesse an Gefangenen, denn er gehörte zur Scapini-Mission¹.

¹ Der französische Botschafter Scapini hatte von der Vichy-Regierung den Auftrag erhalten, die französischen Kriegsgefangenenlager in Deutschland ständig zu inspizieren.

«Inzwischen aber», antwortete der luxemburgische Gendarm, «muss er jedenfalls mausetot sein. Er schien mir von Anfang an mehr tot als lebendig.»

«Gleichwohl, Sie können ihn doch nicht einfach in einem Grab liegenlassen, solange Sie nicht sicher sind, dass er tot ist. Man muss ihn ins Krankenhaus bringen. Ich laufe und sage Frau Dr. Hartmann Bescheid!»

So kehrte der Gendarm Bermès, begleitet vom Totengräber und dessen Gehilfen, zum Friedhof zurück. Die Männer luden Jacques Lutz auf einen Handkarren, machten sich auf den Weg in Richtung Krankenhaus, das sich am anderen Ende der Stadt befand. Unterwegs kam der Körper ins Rutschen und fiel auf die Strasse. Wie durch ein Wunder brach sich Lutz weder das Genick noch sonst irgendeinen Knochen.

Man kam zum Krankenhaus. Es war zum Bersten voll. Eine Ordensschwester liess den Körper in einem kleinen Raum hinter dem Hauptgebäude, der als Leichenhalle diente, auf eine Matratze am Boden legen. Sie nahm eine Taschenlampe und richtete sie zunächst auf Lutz' rechtes, dann auf sein linkes Auge. Keine Pupillenkontraktion. Sie fühlte den Puls. Kaum noch wahrnehmbar. Allerdings waren die Hände noch nicht völlig erkaltet.

«Nein, er ist noch nicht tot», meinte die Schwester, als sie sich wieder aufrichtete. «Doch er ist schon so gut wie tot. Er hat höchstens noch eine Viertelstunde zu leben.»

Zusammen mit den Männern, die ihn gebracht hatten, verliess sie den Sterbenden, für den es ihrer Meinung nach keine Hoffnung mehr gab, löschte das Licht und schloss die Tür hinter sich.

«Was ist mit dem Unbekannten, von dem mein Fahrer gesprochen hat?» fragte Frau Dr. Hartmann, als sie am nächsten Morgen in der Frühe, vom Grafen Alain de la Rochebrochard chauffiert, im Krankenhaus erschien.

«Mittlerweile hat er sicherlich zu leben aufgehört», entgegnete die Schwester.

«Dann lassen Sie uns mal nachsehen. Ich muss den Totenschein unterschreiben.»

Sie öffnete die Tür des kleinen Zimmerchens, kniete sich neben die Matratze, befühlte den Körper und rief:

«Nicht doch, der ist durchaus nicht tot! Er atmet noch. Lassen Sie ihn rasch in ein Bett bringen, damit ich ihn untersuchen kann!»

Man legte Jacques Lutz in ein richtiges Bett, das erste nach fast sechzehn Monaten. Die Ärztin untersuchte ihn gründlich und schloss mit den Worten: «Akute Urämie. Fortgeschrittene Kachexie. Ich weiss nicht, ob wir es schaffen, ihn zu retten.»

Die Ordensschwester hatte daran so hartnäckige Zweifel, dass sie den Krankenhausgeistlichen herbeirief. Der erteilte dem Unbekannten, von dem er nicht einmal wusste, ob er überhaupt katholisch war, die heiligen Sterbesakramente. In dem Augenblick, als der Priester das Kreuzeszeichen über seiner Stirn machte, erwachte Jacques Lutz aus dem Koma und öffnete leicht ein Auge.

«Das war das erste Bild, das in meiner Erinnerung haften blieb», stellt er später fest.

Ein zweites Bild legte sich sogleich über dieses erste, mit ihm in eines verschmelzend: Das eines Dolman-Ärmels mit vier goldenen Litzen.

«Ein französischer Rittmeister», durchfuhr es Jacques Lutz. «Man hat mich also nach Frankreich zurückgebracht. Ich bin gerettet.» Und er versank in einen tiefen Schlaf.

Es handelte sich um den Dolman-Ärmel des Schwadronschefs Alain de la Rochebrochard, dem Jacques Lutz sein Leben verdankte und der ihn nun, über das Bett gebeugt, gründlich musterte. Er entdeckte das rote Dreieck mit dem Buchstaben ‚F‘.

«Ein französischer Deportierter», stellte er fest. «Man muss ihn von dieser Elendsuniform befreien. Sonst ist die SS imstande, ihm den Garaus zu machen, wenn sie ihn findet.»

Von da an begann Jacques Lutz, nunmehr ordentlich gepflegt, sich langsam zu erholen. Gerettet aber war er noch immer nicht. Tagtäglich beschossen und bombardierten amerikanische Flugzeuge die Stadt und lösten schreckliche Brände aus. Auch das Krankenhaus blieb trotz eines roten Kreuzes auf dem Dach nicht verschont. Bei einem Luftangriff wurde der grosse Gemeinschaftssaal, in dem der Franzose lag, von Geschossen förmlich durchsiebt. Als das Hilfspersonal eintraf, zählte man vierzehn Tote und Verletzte. Nur einer, der fünfzehnte, war unversehrt geblieben: Jacques Lutz!

Man entschloss sich zur vollständigen Räumung des schwerzerstörten Krankenhauses. Der arme Jacques wurde in einem Keller untergebracht, wo er bis zum 12. April ausharrte, dem Tag, an dem die letzten deutschen Soldaten Neuenstadt am Kocher verliessen. Die Stadt war zu 90% zerstört worden. Frau Dr. Hartmann

kam persönlich, den Franzosen abzuholen, hüllte ihn in eine Decke und nahm ihn zu sich in ihr Haus.

Vierundzwanzig Stunden vergingen. Die Beamten der deutschen Polizei erschienen wieder in der Stadt. Die Ärztin beeilte sich, den Gefangenen zu verstecken, zunächst im Keller, später unter einem Wäschestapel. Der Kampflärm drang näher.

Es war der 14. April, etwa fünfzehn Uhr, die Ärztin beendete gerade die Behandlung ihres Patienten. Alles war ruhig. Plötzlich öffnete sich die Tür: Es erschien ein kleiner amerikanischer Soldat mit gezückter Maschinenpistole. Jacques sprang auf und stürzte auf den GI zu, um ihn zu umarmen und fiel mit den Worten «Frenchie! I am a frenchie», ohnmächtig zu dessen Füßen nieder.

«Nach dieser wundersamen Kette glücklicher Fügungen, die meinen Tod verhindert haben», schliesst Jacques Lutz die Schilderung dieser Szene, «geschah das eigentliche Wunder, dass dieser amerikanische Soldat mich für einen Deutschen hielt, aber gleichwohl nicht abdrückte ... »

XII

Im Schlupfwinkel der deutschen U-Boote

«Kollabo . . . , Kollabo . . . , Kollabo . . . »

Ins Ohr geflüstert, ganz leise gemurmelt, mit erstickter Stimme skandiert, immer dann, wenn keine feldgraue Uniform in Sichtweite war, Tag für Tag, unablässig wiederholt, überallhin begleitete diese schimpfliche Anklage den Ingenieur Jacques Stosskopf.

Wohin er auch ging in Lorient, die drei Silben spritzten auf, beschmutzten ihn, prallten von ihm ab und beschmutzten ihn aufs Neue.

«Dieser Kerl ist ein Werkzeug der Deutschen», so hiess es bei den Arbeitern in der Werft.

Und aus der Stadt schallte das Echo zurück: «Er ist ein Freund der ‚Boches‘. Ein Verräter!»

Er aber ging seinen Weg, sicheren Schritts, mit leicht zusammengekniffenen Lippen, eiskaltem Blick und strengem Ausdruck, ganz so, als höre er das Wispern nicht, das unaufhörlich die gequälte Stadt durch wallte.

Augenscheinlich kümmerte es ihn nicht, was man im Departement Morbihan über ihn sagte. An seinem Panzer von Gleichgültigkeit schien alles spurlos abzurallen.

Eines Tages betrat seine Frau einen Laden, um Einkäufe zu machen. «Nein, Madame, ich lehne es ab, Sie zu bedienen», sprach der Verkäufer in schneidendem Ton.

«Und warum, bitte sehr?»

«Weil Sie die Frau eines Kollaborateurs sind.»

Die Beleidigung liess sie erblassen. Das Ganze endete damit, dass sie die Stadt verliess und nach Quimper zog. Ihr Mann blieb in Lorient, wo sich die Feindseligkeiten gegen ihn verstärkten und im Oktober 1942 ihren Höhepunkt erreichten, als zweihundert-

sechshundertvierzig Werftarbeiter gezwungen wurden, zur Arbeit nach Deutschland zu gehen. Der Ingenieur hatte beschlossen, sie persönlich zu begleiten: In den Augen der Bevölkerung der endgültige Beweis dafür, dass er voll und ganz in den Diensten des Feindes stand.

Auf dem Bahnsteig hatten sich die Familien eingefunden, um einem Sohn, einem Verlobten, einem Bruder oder einem Freund ein letztes Lebewohl zu sagen. Unbekümmert ob des deutschen Ordnungsdienstes, der Gewehr bei Fuss stand, stimmten die Leute aus Lorient die Marseillaise und anschließend die *Internationale* an. Als der Zug anfuhr, erscholl der Ruf: «An die Wand mit Stosskopf!»

Einige Arbeiter hatten ihn im Abteil Erster Klasse erblickt, in dem er zusammen mit einem Offizier der französischen Marine, dem Kapitän zur See Becam, damals vorübergehend Chef des Arrondissements, Platz genommen hatte. Stosskopf tat, als bemerke er weder die auf ihn gerichteten drohenden Fäuste noch das Keifen und den Hagel von Schimpfworten. Er wird die zur Zwangsarbeit Verpflichteten bis nach Wesermünde, dem Bremer Hafen an der Wesermündung, begleiten, wo die Machthaber des Dritten Reiches beschlossen hatten, ihre Schiffswerften zu errichten.

Die Einwohner von Lorient hatten allerdings vergessen, dass die Deutschen ursprünglich sechshundert Arbeiter angefordert hatten. Als diese sich ganz einfach geweigert hatten loszufahren, hatte Becam Stosskopf beauftragt, mit den Deutschen zu verhandeln. Dabei hatte der Ingenieur, in der Überzeugung, dass es gegen diese Art der Requisition kein Mittel gebe, seine Bemühungen darauf beschränkt, deren Wirkungen einzudämmen.

«Wenn Sie», so hatte er seinen deutschen Gesprächspartnern zu bedenken gegeben, «die Arbeitsplätze in der Werft von Arbeitskräften entblößen, wird man hier nicht mehr in der Lage sein, die von Ihnen benötigten Reparaturen durchzuführen. Ganz zu schweigen vom Bau neuer Schiffe, der unter diesen Umständen womöglich ganz und gar eingestellt werden muss. Hinzufügen möchte ich noch, dass Ihre Entscheidung verheerende psychologische Folgen haben kann: Entmutigt durch den Weggang ihrer Kameraden könnten die Arbeiter Streiks inszenieren und sich auch zu Sabotageakten verleiten lassen. Mögen Sie auch glauben, Sie hätten die Partie gewonnen. In Wirklichkeit werden Sie sie

verloren haben. In Ihrem eigenen Interesse also rate ich Ihnen, Ihre Forderungen zurückzustecken.»

Stosskopfs Überzeugungskraft und höfliche Geduld hatten die Deutschen dann endlich zum Nachgeben bewogen. Sie hatten sich bereit erklärt, ihre Forderung um mehr als die Hälfte herabzusetzen. In Brest, wo sie nicht auf derart hartnäckige Verhandlungspartner gestossen waren, hatten sie über fünfhundert Arbeiter mitgenommen.

Für die Bevölkerung von Lorient blieb Ingenieur Stosskopf gleichwohl der Mann, der zweihundertsechundvierzig ihrer ‚Kinder‘ hatte ‚deportieren‘ lassen und in seiner Unverfrorenheit so weit gegangen war, diese auch noch selbst nach Deutschland zu begleiten.

Bei Kriegsende hatten sich die Gemüter immer noch nicht beruhigt. Ganz im Gegenteil! Am Tag nach der Befreiung der ‚Tasche‘ von Lorient, wo die Deutschen erst am 8. Mai 1945 kapituliert hatten, wurde eine Untersuchungskommission gebildet. Doch wer kann die Überraschung der Einwohner von Lorient beschreiben, als sie am 25. Oktober 1945 erfahren mussten, dass die französische Regierung Jacques Stosskopf nachträglich mit Wirkung vom 1. Oktober 1943 an zum Ingenieur-General Zweiter Klasse des Marine-Ingenieurskorps ernannt, ihm das Abzeichen eines Kommandeurs der Ehrenlegion und das Kriegskreuz mit Palmen verliehen hatte.

Noch immer sprachlos las die Bevölkerung den Text der Ernennungsurkunde:

„Stosskopf, Jacques Camille Louis, ein aussergewöhnlicher Ingenieur, mit den besten Gaben ausgestattet, hat niemals aufgehört, die höchsten vaterländischen Gefühle zu bezeugen, und hat auf nachdrückliche Weise zum Sieg beigetragen, indem er in der Zeit der Okkupation wertvolle Informationen über die Seetätigkeit des Feindes und, vor allem, über die Bewegungen der in Lorient stationierten U-Boote geliefert hat“¹.

Wer war dieser Jacques Stosskopf? Ein Elsässer, geboren am 27. November 1898 in Paris, Spross einer sehr deutschfeindlichen Familie, die sich mit der Annexion von 1870 nicht hatte abfinden können.

¹ Zitiert von Jean Rieux in einer Studie über Stosskopf, veröffentlicht in *Lorient hebdo*, Nr. 8 und 9, vom 31. März und 7. April 1973.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, war er gerade sechzehn Jahre alt, musste also noch zwei Jahre warten, bevor er zur Artillerie gehen und sich die Fähnrichslitze verdienen konnte. Gleich nach dem Waffenstillstand ging er auf das Polytechnikum. Er war ein ausserordentlich begabter Student mit einem hervorragenden Gedächtnis, das ihm unter seinen Kommilitonen den Ruf eines ‚wandelnden Lexikons‘ eintrug.

Nach dem Hochschulabschluss, im Jahre 1924, wurde er Marineingenieur. Zunächst wurde er innerhalb der Leitung des Schiffsbau wesens in Cherbourg mit den Kontrollen und Versuchen für die ersten an die Marine gelieferten Torpedoboote betraut. Auf diesem Posten erwarb er sich so gründliche Kenntnisse über diese leichten Schiffe, dass er nach Paris an das Amt für Schiffsbau wesen berufen wurde, um dort die Möglichkeiten für die Konstruktion schnellerer, besser bewaffneter und besser ausgerüsteter Schiffe zu prüfen. So wirkte er an der Entwicklung des Torpedozerstörers *Terrible* mit, der mit 45 Knoten einen Geschwindigkeits Weltrekord für Kriegsschiffe auf stellte. Von Paris aus wurde er dann nach Nantes zur Überwachung der gesamten Industriearbeiten geschickt.

Am 1. Oktober 1939 wurde er nach Lorient versetzt. Bei seiner Ankunft dort war er gerade einundvierzig Jahre alt und wurde als Ingenieur Erster Klasse zum Leiter der Abteilung für Schiffsbau und -reparaturen bei der Werft ernannt. Sein Vorgesetzter war der jetzige Chef des Arrondissements, der damalige Ingenieur-General Antoine.

Gleich bei seiner Ankunft flösste Stosskopf dank seines hohen Wuchses, seines strengen Gesichtsausdrucks, seines durchdringenden Blicks allen Respekt ein. Als unermüdliches Arbeitstier verblüffte er seine Mitarbeiter immer wieder mit seinem nie versagenden Fachwissen. Er verlangte viel von seinen Untergebenen, mehr aber noch von sich selbst. Doch ausserhalb der Dienstzeit, bei Abendgesellschaften oder Versammlungen, erwies er sich als ein sensibler, überaus kultivierter Mensch mit literarischen Neigungen. Sein bevorzugter Autor war Montaigne.

Am 21. Juni 1940 hielten die Deutschen Einzug in Lorient. Der Marine-Präfekt, Admiral de Penfentenyo, hatte im entscheidenden Augenblick alle einigermaßen seetüchtigen Schiffe auslaufen lassen: Torpedozerstörer, Hilfskreuzer, Patrouillenboote, Minen-

suchboote, Fischdampfer, die sich von der bretonischen Küste bzw. aus den Häfen des Nordens bis hierher geflüchtet hatten, und selbst die halbfertigen Schlachtschiffe, von denen einige ins Schlepptau genommen werden mussten. Desgleichen hatte er einen grossen Teil des militärischen Personals, von den Schülern der Mechanikerschule angefangen, evakuieren lassen.

Im Hafen waren die Masutfässer angezündet und die Tore der Trockendocks zerstört worden. Doch die Trockendocks selbst und die Hellingen wie auch die noch im Bau befindlichen Schiffe, darunter die *De Grasse* waren verschont geblieben, weil die dreitausend Werftarbeiter ihren Arbeitsplatz nicht verlieren sollten. Admiral Penfentenyo, entschlossen, eher zu sterben als zu weichen, hatte sich mit einer Gruppe Freiwilliger in einen Hinterhalt gelegt, und zwar an einer Stelle, die man ‚die fünf Wege von Guidel‘ nannte, bewaffnet mit 13,2-Maschinengewehren. Das war alles, was er hatte finden können . . . Für einige Augenblicke gelang es ihm, um der Ehre willen, den Vormarsch der motorisierten deutschen Kolonnen aufzuhalten. Um ihn herum fielen fünfzehn tapfere Leute, tot oder verwundet. Ihn aber wollte der Tod nicht haben . . .

Es war drei Uhr nachmittags, als die Truppen des Majors Reimann das Arsenal erreichten. Der Ingenieur Le Puth und sein Mitarbeiter Clavier beeilten sich, die streng vertraulichen Papiere zu verbrennen, zu deren Vernichtung die Marine keine Zeit mehr gefunden hatte, und ausserdem alle Siegel der Marinepräfektur zu zerstören, bis auf eines, dass es ermöglichen sollte, zahlreiche Matrosen der Kriegsmarine durch Verwandlung in friedliche Seeleute der Handelsmarine der Gefangennahme zu entziehen.

Stosskopf war auf seinem Dienstzimmer. Die Tür öffnete sich. Zwei deutsche Offiziere traten bedeckten Hauptes ein.

«Meine Herren», so sprach er sie in eisigem Ton auf Französisch an, «wenn Sie mich sprechen wollen, so lassen Sie sich bitte vorher anmelden. Im Übrigen wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie bei Betreten meines Dienstzimmers die Mütze abnehmen würden.»

Sprachlos vor Staunen gingen die beiden Offiziere wieder hinaus, schlossen die Tür, klopfen diskret an, warteten, bis sie herangerufen wurden, und erschienen dann wieder – die Mütze in der Hand.

Gleich von den ersten Tagen der deutschen Besetzung an war der

Ingenieur-General und Schiffsbaudirektor Antoine, den die Regierung am 21. Juni 1940, am Tag des Falls von Lorient also, zum Chef des dritten Arrondissements ernannt hatte, mit dem Gedanken beschäftigt, dass man ‚die Niederlage organisieren‘ müsse, ‚um sie erträglicher zu machen und ihre Auswirkungen zu begrenzen‘. Infolgedessen konnte man im Kriegshafen das Wiederaufleben einer scheinbaren Aktivität beobachten. In Wirklichkeit aber setzten die französischen Behörden alles daran, um – wie es Michel de Galzain treffend formuliert^{1 2} – ‚die Untätigkeit, d.h. die wirksamste Form des passiven Widerstandes, zu organisieren‘.

Die Deutschen verlangten, dass im Arsenal die an den verschiedenen Einrichtungen, vor allem in den Trockendocks, verursachten Schäden schnellstens behoben würden, weil sie die Absicht hatten, die Anlage selbst zu benutzen. Ingenieur-General Antoine seinerseits war bestrebt, um jeden Preis zu vermeiden, dass die Deutschen Kommandogewalt über das französische Personal erhielten. Die beste Lösung wäre es zweifellos, die Arbeiter und Spezialisten unter französischer Befehlsgewalt zusammenzuziehen. Die Frage war nur, ob der Feind dies akzeptieren würde. Antoine beauftragte Jacques Stosskopf, der die deutsche Sprache perfekt beherrschte. Der trug der Besatzungsmacht seinen Plan vor.

«Meinen Sie, die Franzosen wären bereit, für uns zu arbeiten?» fragten, schon halb überzeugt, seine Gesprächspartner.

«Das lassen Sie nur meine Sorge sein», erwiderte Stosskopf, ganz auf Beruhigung bedacht. «Falls sie widerspenstig sind, werde ich ihnen schon Beine machen.»

Auf diese Weise entstand eine paradoxe Situation: ‚Im vom Feind besetzten Lorient schickte sich die französische Marine an, das Arsenal zu besetzen‘ – eine Formulierung, die wiederum von Michel de Galzain stammt, der dieser ‚bitteren Zeit‘ mitreissende Seiten gewidmet hat.

«Um Degradierungen und die Wegnahme von Industriegütern zu vermeiden», so berichtet er, «gingen der Ingenieur Antoine

¹ Michel de Galzain, *Figures de proue du Morbihan pittoresque et disparu*, Druckerei St. Michel-en-Priziac, Morbihan, ein von der Akademie für Geistes- und Politische Wissenschaften im Jahre 1960 preisgekröntes Werk, S. 167

² Michel de Galzain, *Coueurs de mer et d'aventures*, mit einem Vorwort von Admiral Wietzel, dem früheren Kommandeur der Marineschule, 1976 von der Marine-Akademie preisgekrönt, S. 136

und seine rechte Hand Stosskopf daran, Feldküchen und Holzkohleöfen bauen zu lassen, um für die Allgemeinheit nützliche Geräte wieder instand zu setzen. Die hierzu benötigten Materialien wurden heimlich den deutschen Beständen entnommen. Bei diesem gefährlichen Tun wurden die beiden Männer paradoxerweise später von den Ingenieuren der Organisation Todt unterstützt, die es, selbst um den Preis von Kompromissen, vorzogen, in Frankreich zu bleiben und den Atlantikwall zu bauen, statt sich irgendwo an der russischen Front wiederzufinden.

Es genügte nicht, den französischen Arbeitern Arbeit zu geben, man musste ausserdem die Deutschen daran hindern, sich der Werftanlagen zur Konstruktion neuer Schiffe zu bedienen. Die Verantwortlichen des Arsenal richteten es so ein, dass die Docks und Hellingen ständig mit halbfertigen Schiffen belegt waren. Unter den Augen der Deutschen machten sich französische Arbeiter mit grossem Getöse daran, das auseinanderzunehmen, was sie eine Woche zuvor gerade zusammengebaut hatten. Die *De Grasse*, deren Bau man lange vor dem Eintreffen des Feindes begonnen hatte, lag 1945 noch immer auf Dock.

Täglich erschien Stosskopf zur Überwachung der Arbeiten. Häufig bemängelte er, dass die Arbeiten nicht schnell genug vorangingen, obgleich er es doch war, der die Hauptverantwortung für die unsichtbare Sabotage trug. Auf den kleinsten Fehler, der einem Arbeiter unterlief, reagierte er in schroffem Ton mit scharfer Zurechtweisung. In schwereren Fällen bestrafte er den Schuldigen mit unerbittlicher Strenge. Die Arbeiter, die nicht ahnten, dass es ihm zu verdanken war, wenn sie mit ihrem Beitrag zur Kriegsrüstung des Dritten Reichs nicht unmittelbar den Deutschen unterstellt waren, hatten nichts übrig für ihren anspruchsvollen Chef.

Die ersten englischen Bomben auf Lorient fielen am 27. September 1940. In der Folgezeit häuften sich die Bombenangriffe, bis es dann zu dem schrecklichen Luftangriff von 1943 kam, in dem die Stadt dem Erdboden gleichgemacht wurde. Eines Abends, als die elektrische Zentrale von Bomben getroffen wurde, schrie ein Techniker in höchster Erregung Stosskopf laut zu, was alle leise murmelten: «Sie bringen es noch fertig, dass wir alle hier umgebracht werden!»

Der Ingenieur gab keine Antwort. Le Puth, sein Kollege, mischte sich ein: «Dummkopf! Begreifen Sie denn gar nicht, dass wir für euch alle hier sind?»

Nein, in Lorient begriff es niemand. Und in Wirklichkeit konnte es auch niemand begreifen: Um seine gefährliche Partie weiterzuspielen, war Jacques Stosskopf gezwungen, das Wohlwollen der Deutschen zu erringen und in den Augen seiner Landsleute als Kollaborateur zu gelten.

In den ersten sieben Monaten der Besetzung blieb die Lage in Lorient nahezu unverändert. Das Arsenal mimte Geschäftigkeit. Der nach dem Ersten Weltkrieg angelegte Handelshafen an der Mündung des Ter zwischen den Landzungen von Keroman und La Perrière döste vor sich hin wie alle französischen Häfen.

Anfang 1941 ergaben sich plötzlich grosse Veränderungen: Die Ingenieure der Organisation Todt erschienen in Keroman, alsbald gefolgt von einem Heer von Arbeitern. Im Februar begann man mit dem Bau eines grossen Stützpunkts für Unterseeboote.

Dieser sollte aus drei riesigen Stahlbetonbauten bestehen, von denen die beiden ersten bei einer Höhe von 18,50 Metern 130 Meter auf jeder Seite massen. Im Inneren waren sie in insgesamt elf Zellen unterteilt, in denen die U-Boote auf Eisenschlitten zur Inspektion, Wartung und Reparatur ins Trockene gehieft wurden. Mit dem Bau des zweiten Blocks begannen die Deutschen im Mai 1941, und im Dezember des gleichen Jahres waren die beiden ersten Komplexe fertiggestellt. Mit dem Bau des dritten, eines 170 Meter langen, 138 Meter breiten und 20 Meter hohen Parallelepipeds aus Stahlbeton, begannen die Deutschen im Oktober 1941. Beendet wurde er erst im Mai 1943, er enthielt sieben Becken, die dreizehn U-Boote aufnehmen konnten.

Zur Durchführung dieses Projekts von pharaonischen Ausmassen wurden fast eine Million Tonnen Beton gegossen – von einem Heer von Sklaven, die man aus allen Teilen des besetzten Europas ihren Familien entrissen und dorthin geschleppt hatte. Die Decke der drei Komplexe bestand jeweils aus einer 7,50 Meter dicken Stahlbetonplatte.

So war Lorient zusammen mit Brest, Saint-Nazaire, La Pallice und Bordeaux eine der fünf deutschen U-Boot-Basen an der Atlantikküste geworden. In jeder von ihnen wurde ein ganz bestimmter U-Boot-Typ gewartet und repariert. In Lorient waren das die IX B- und IX C-740-Tonnen-U-Boote, die der 2. und 10. Flottille angehörten, die allein schon ca. fünfzig Einheiten umfasste.

Ausserdem beherbergte der Hafen von Keroman acht Minen-

suchboote, ein Dutzend Patrouillenboote, französische Fischerboote, die in französischen Häfen aufgebracht und zu Kriegsschiffen umgerüstet worden waren, sowie ‚Blockadebrecher‘, d.h. bewaffnete Frachtschiffe, die mit einer Spezialausrüstung versehen waren, um die Zufahrtsrinnen zum Stützpunkt von den Minen der englischen Bomber zu befreien.

„Die Unterhaltung all dieser Schiffe“, schreibt Michel de Galzain, erforderte viel Arbeit: Nach drei Fahrten mussten die Motoren der U-Boote kontrolliert werden; nach dreitausend Fahrtstunden war eine Generalüberholung erforderlich. Dreitausend Stunden, das bedeutete ungefähr einhundert Tage auf See. Nach diesem Zeitraum kamen die im Geleitzug ausgelaufenen Boote zurück. Dabei waren ihre Nummern getarnt. Gleich wohl trugen sie Erkennungszeichen!

Jacques Stoskopf war sich sofort darüber im Klaren, dass die Bewegung der Kriegsschiffe, vor allem die der U-Boote, von überragendem Interesse für die Engländer sein musste. Unter Ausnutzung seiner freundschaftlichen Verbindungen zu den Deutschen hatte er als einziger Franzose regulären Zutritt zum Inneren des Stützpunkts von Keroman.

Er beobachtete alles und speicherte es sogleich, ohne jemals die kleinste Notiz zu machen, in seinem fabelhaften Gedächtnis. Auf den Kommandotürmen der U-Boote waren Herz-, Pik-, Kreuz- oder Karo-Asse, Tierdarstellungen, Fische, eine Sirene, ja selbst eine dachende Kuh¹ aufgemalt. Mit der Zeit war Stoskopf in der Lage, jedes U-Boot zu identifizieren.

Es fiel ihm auf, dass die deutschen U-Boote bei der Rückkehr zu ihrem Stützpunkt ihre Siege durch das Hissen kleiner bunter Flaggen signalisierten: weiss für ein versenktes alliiertes Frachtschiff; weiss mit rotem Rand für einen Hilfskreuzer; rot für ein Kriegsschiff . . . An Land fragte Stoskopf die U-Boot-Kommandeure unauffällig nach ihren Operationen aus. Hin und wieder gelang es ihm, bei einem Gespräch wichtige Einzelheiten aufzuschneiden. So wie an jenem Tage, an dem er erfahren hatte, dass ein Offizier der Kriegsmarine umfangreiches Kartenmaterial über die Karibische See angefordert hatte. Sogleich entsandte er eine Botschaft, die es mehreren alliierten Tankschiffen ermöglichte,

¹ Michel de Galzain, *Coueurs de mer et d'aventures*, a. a. O., S. 142

sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Andere Unternehmungen allerdings waren weitaus gefährlicher, z. B. als sich Stosskopf von einem jungen Bretonen zu einem Beobachtungsposten führen liess und mit ihm zusammen die in den Zellen versteckten Schiffe fotografierte.

Alle derartigen Unterlagen wurden an die Organisation ‚Alliance‘ weitergegeben, die sich auf die Übermittlung von Nachrichten an den britischen Geheimdienst spezialisiert hatte. Dazu hatte man eine Unterabteilung ‚sea-star‘ (‚Meersterne‘) mit einem Abteilungsleiter in Brest und in Bordeaux gegründet. Die Informationen wurden anfangs nach Vichy und von dort aus per Kurier nach London weitergegeben. Sehr bald aber wurden sie durch Funk übermittelt.

Tag für Tag, geduldig Steinchen um Steinchen zu einem Mosaik zusammenfügend, gelang es Jacques Stosskopf schliesslich, jede Bewegung der deutschen U-Boote zu ermitteln und der britischen Admiralität zu melden.

Von Schloss Kernével am Westufer der Scorffmündung aus, wo er sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, befahl Admiral Dönitz seine U-Boot-Schwärme. Wenn er es erreichen würde, mehr alliierte Schiffe zu versenken, als die englischen und amerikanischen Werften zu produzieren vermochten, so hätte er die Atlantikschlacht gewonnen. Würde aber dieser hagere Mann mit den asketischen Zügen die Atlantikschlacht gewinnen, so hätte Deutschland eine Chance, den Krieg zu gewinnen. Diese Überlegung war es, die die Deutschen veranlasste, immer mehr U-Boote zu bauen und vom Stapel zu lassen.

Unablässig, wieder und wieder zählte Stosskopf die U-Boote. Das knappe Dutzend, das im Oktober 1940 vor Keroman aufgetaucht war, hatte sich Anfang 1942 fast verdoppelt. So konnte er, mit Ein- und Auslaufen, gut fünfzig Bewegungen pro Woche melden.

In dem Bemühen, die tödliche Gefahr abzuwenden, die diese Unterseeboote für ihre eigene Existenz bedeuteten, erhöhten die Alliierten die Wucht ihrer Luftangriffe: Zwanzig im Jahre 1940, sechzehn schwere im Jahre 1941 und zwölf noch massivere im Jahre 1942. Reichlich wahl- und ziellos fielen die Bomben, die Stadt wurde fast völlig zerstört, und die Bevölkerung von Lorient hatte viele Tote zu beklagen.

Erst Ende 1942 begannen die alliierten Luftstreitkräfte mit systematischen Angriffen auf den Stützpunkt. Am 21. Oktober flogen die amerikanischen Bomber, jeweils in Verbänden von fünfzehn Maschinen, den ersten Luftangriff. Weitere folgten am 18. und 22. November sowie am 30. Dezember. Unzählige Arbeiter aller Nationalitäten und viele Zivilisten fielen den Bomben zum Opfer, die ausserdem verschiedene Betriebe stark beschädigten. Doch die riesige Betonfestung blieb unversehrt.

Im August 1942 wurde der Ingenieur-General Antoine zum Zentral-Direktor mit Sitz in Vichy ernannt. Auf den verwaisten Posten des Bezirkschefs berief die Regierung den Admiral de Portzamparc, einen ‚grossartigen Seemann und Krieger, wegen seines explosiven Temperaments gleichermassen berühmt wie wegen seiner Güte‘, der zu diesem Zweck in den aktiven Dienst zurückgeholt wurde. Sofort machte er sich zusammen mit Stosskopf daran, einen Plan zur Evakuierung der Zivilbevölkerung auszuarbeiten. Danach übersiedelte der grösste Teil der Arsenalbelegschaft mit ihren Familienangehörigen in die umliegenden Ortschaften. Für die Fahrten zum Arbeitsplatz und wieder zurück wurden morgens und abends Lkw-Transporte organisiert.

Diese Massnahme war gerade noch zur rechten Zeit gekommen: Sie bedeutete für viele Menschenleben die Rettung, denn gerade im Monat Januar wurden die Angriffe der amerikanischen Luftwaffe auf Lorient immer erbitterter. Durch zwei Grossangriffe am 15. Januar wurde die Stadt durch Spreng- und Brandbomben zum grössten Teil zerstört. In manchen Vierteln zählte man einen Einschlag pro Quadratmeter! Als die letzten Bomber nach England abdrehten, war die Stadt nur noch ein einziges riesiges Flammenmeer.

Die amerikanische Luftwaffe, die sich von nun an immer häufiger, aus grosser Höhe und vielfach mit schlecht geschulten Besatzungen der Taktik des ‚Bombenteppichs‘ bediente, setzte ihre Operationen am 23. Januar mit einem Luftangriff auf die – jeweils vom Arsenal aus gesehen – linke und am 24. mit einem auf die rechte Flussseite fort, um dann am 29. den Vernichtungsschlag gegen Hennebont zu führen. Weitere Luftangriffe auf die umliegenden Ortschaften folgten am 7., 13. und 16. Februar.

Jedesmal starben Franzosen als Opfer dieser stupiden Taktik,

die einfach darin bestand, eine enorme Bombenmenge über einem weitausgedehnten Gebiet abzuwerfen, ohne sich um ‚Nebenefekte‘ zu kümmern oder die damit verbundenen ‚Unannehmlichkeiten‘ zu registrieren. Die Bevölkerung entlud ihre Wut mit Maueraufschriften wie: ‚Befreier: Morden.

Auch die Deutschen hatten Menschen- und Materialverluste zu beklagen. Doch die U-Boot-Basis war noch immer unversehrt geblieben. Im Verlauf ihrer verheerenden Bombardierungen hatten die Amerikaner sechs Tonnen schwere Bomben ‚abgeladen‘, die gewaltigsten, die in der ganzen Welt je hergestellt worden waren. Auch hatten sie es tatsächlich geschafft, mit diesen riesigen Bomben Volltreffer auf dem Dach des Bauwerks zu landen, doch damit dem Beton kaum einen Kratzer zugefügt!

Kein einziges U-Boot war getroffen, nicht ein einziger Tag der Unterbrechung in den Wartungs- und Reparaturarbeiten erreicht worden. Nach jedem Luftangriff sandte Stosskopf neue Botschaften nach London, welche die völlige Nutzlosigkeit der Bombardierungen signalisieren sollten. Ein vergebliches Bemühen . . .

Nach und nach begannen die Deutschen herauszufinden, dass das Arsenal ihnen nicht die erwarteten Dienste leistete: Die Arbeiten zogen sich immer mehr in die Länge; der Papierberg nahm immer üppigere Formen an; die Unlust des Personals wuchs ständig; immer häufiger verschwanden Material, Brennstoff und sogar Werkzeugmaschinen. Man erwog, einen Teil der Arbeiter in seltener bombardierte Häfen zu evakuieren. Nur die unentbehrlichen Leute sollten in Lorient bleiben und Ingenieuren von jenseits des Rheins unterstellt werden. Einmal mehr stiessen die Deutschen mit ihren Plänen auf Stosskopfs Widerstand. Er setzte sich, mit Hilfe des Leutnants zur See Pauchard, der ihm Dolmetscherdienste leistete, weiter für sein Personal ein.

Die Lage verschlechterte sich jedoch im Laufe des Sommers 1943, nachdem Admiral de Portzamparc seinen Kommandoposten am 5. Juli verliess, noch mehr. Stosskopfs ständige Interventionen brachten die Deutschen schliesslich ganz durcheinander, denn zweimal mindestens hatte er seine patriotischen Gefühle nicht verheimlichen können.

Das erste Mal betraf einen Vorfall in Hennebont. Der Arbeiter Bouger hatte einem Offizier der Feldgendarmerie auf die Schuhe gespuhkt. Der Franzose war sofort festgenommen und vor ein

deutsches Militärgericht gestellt worden. Stosskopf protestierte, und als das nichts half, entsandte er den Leutnant zur See Pauchard, um die Verteidigung des Unglücklichen sicherzustellen. Im zweiten Fall hatte der Matrose Pluard einen seiner Kameraden daran gehindert, einem deutschen Soldaten Feuer zu geben, und war dafür zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten verurteilt worden. Stosskopf intervenierte und erreichte eine Herabsetzung der Strafe auf sechs Wochen, schliesslich sogar Strafaussetzung.

Waren den Deutschen schliesslich doch Zweifel an der Rolle gekommen, die Stosskopf spielte? Waren der Gestapo Widerstandskämpfer ins Netz gegangen, die unter Folter geredet hatten? Niemand hat es je erfahren. Fest steht nur, dass Stosskopf seit Anfang des Jahres 1944 überwacht wurde, und zwar nicht nur im Arsenal von Lorient, sondern auch in Quimper, wo seine Familie sich inzwischen niedergelassen hatte – ein Umstand, der es ihm bei seinen regelmässigen Besuchen erlaubte, sich mit einem Verbindungsagenten der Organisation ‚Alliance‘ zu treffen.

In einer Versammlung, an der die Franzosen nicht teilnahmen, führte Major Reimann Klage über Stosskopfs Verhalten. Seine Mitarbeiter pflichteten ihm bei. Hiervon erfuhr der Leutnant zur See Pauchard über zwei Dolmetscher, nämlich den Leutnant zur See von Bernardi, einen gebürtigen Österreicher, sowie den deutschen Zivilisten Brouwers.

«Wir haben den Eindruck gewonnen», berichteten sie ihm, «dass die Dinge für Herrn Stosskopf nicht zum Besten stehen. Alle deutschen Ingenieure beschwerten sich über ihn. Man müsste bald jemanden finden, der ihn ersetzen könnte ...»

Womöglich wollten die beiden Dolmetscher Stosskopf von sich aus über ihren französischen Kollegen eine Warnung zukommen lassen? Auch möglich, dass Major Reimann auf diesem Weg einen Versuch unternahm, dem Ingenieur ein diskretes Zeichen zu geben, dass er sich absetzen solle? Wie dem auch sei, Stosskopf war in grosse Gefahr geraten. Das wusste er zwar, unternahm aber nichts. Als der Ingenieur Le Puth ihn überreden wollte, seinen Posten zu verlassen, geschah es das erste und einzige Mal, dass er sich einem andern anvertraute: «Ich kann meine Arbeit zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht aufgeben. Ich bin das erste Glied in einer Kette, die ohne mich nicht fortbestehen kann. Meine Desertion könnte schwerwiegende Folgen für meine Agenten haben.»

‚Ich bin ganz sicher‘, schreibt später Le Puth, ‚dass er die Gefahr, in der er schwebte, klar erkannte, nur war er nicht der Mann, davor zurückzuweichen‘.

Am 21. Februar 1944 wurde Jacques Stoskopf von der Gestapo festgenommen und bald darauf nach Vannes gebracht, wo er die ersten Verhöre und Folterungen über sich ergehen lassen musste.

Zwei Tage nach seiner Festnahme klopfen zwei deutsche Polizisten an die Tür des Hauses in Quimper, wo Frau Stoskopf ihren Mann erwartete. «Wir haben einen Durchsuchungsbefehl», sagten sie einfach.

Nicht ein einziges Mal hatte der Ingenieur mit seiner Frau über seine heimliche Tätigkeit gesprochen. Doch mit weiblichem Instinkt hatte sie alles erraten. Als sie durch die nächsten Mitarbeiter ihres Mannes im Arsenal von seiner Festnahme erfahren hatte, hatte sie seine Papiere durchsucht. Bedeutsames hatte sie dabei nicht finden können, denn im Vertrauen auf sein ausgezeichnetes Gedächtnis pflegte Stoskopf fast nichts aufzuschreiben. Nachrichten und Codes hatte er allein in seinem Kopf. Gleichwohl hatte sie einige kompromittierende Notizen gefunden und sie schleunigst verbrannt. Die Polizisten stellten das ganze Haus auf den Kopf, ohne irgendetwas zu finden.

Ihren Mann hatte man indessen nach Rennes gebracht. Andere Gestapo-Agenten versuchten nun, die Namen der Mitglieder der Organisation ‚Alliance‘, vor allem der Unterabteilung ‚Sea-Star‘, der Sammelstelle für alle Nachrichten an der französischen Atlantikküste, aus ihm herauszubringen. Stoskopf schwieg. Die Deutschen steckten ihn ins Gefängnis, und zwar in Rennes selbst, um ihn dort anderen Mitgliedern dieser Organisation, die sie systematisch zerschlagen wollten, gegenüberstellen zu können. Sie erreichten gar nichts. Auf alle ihre Fragen antwortete er immer nur: «Ich weiss nichts. Ich weiss gar nichts.» So ging es weiter mit den Folterungen.

Am 31. Juli holte man ihn aus seiner Zelle und brachte ihn ins Durchgangslager von Compiègne. Nach einem Umweg über das Zentralgefängnis von Fresnes transportierten sie ihn in das Konzentrationslager Schirmeck, im Elsass.

In der Nacht vom 1. zum 2. September 1944, in jener Stunde, als

¹ L, Le Puth, *Souvenirs* veröffentlicht in den *Mémoires de L'Académie de Marine*

die Alliierten Reims und Châlons-sur-Marne erreichten, holte man Jacques Stoskopf aus seiner Zelle, ebenso wie einhundertseven weitere Mitglieder der Widerstandsgruppe ‚Alliance‘ (fünfzehn Frauen und zweiundzwanzig Männer aus der Bretagne, zweiundzwanzig Männer aus der Gegend von Bordeaux und La Rochelle, vier aus der Normandie, zehn aus der Gegend von Autun, neun vom Mittelmeer, vier aus dem Norden Frankreichs, dreizehn vom Rundfunk und acht aus dem Generalstab sowie aus der Gegend von Paris). Sie alle wurden nach Struthof, in das schreckliche Vernichtungslager, gebracht, das unter dem Befehl einer der blutrünstigsten Männer des Nazi-Regimes stand, des SS-Obersturmführers Gehrum.

Die Henkersknechte der SS stiessen die einhundertacht Mitglieder der Organisation ‚Alliance‘ auf die Treppe zur Todesbaracke, in der sie kaltblütig durch Genickschuss ermordet wurden, warfen die Leichen durch eine Falltür und dann auf einen Lastenaufzug, der sie in den Verbrennungsofen beförderte. So waren, wie sie meinten, alle Spuren ihres Verbrechens beseitigt.

«Die Arbeit dauerte zwei Tage», gestand Gehrum später.

‚Das Gemetzel war begleitet von unsagbaren Greueln‘, berichtet Marie-Madeleine Fourcade am Ende ihres ergreifenden Buches, das sie ihrer Widerstandsgruppe unter dem Titel ‚Die Arche Noah‘ gewidmet hat.

Ein Zeuge überlebte: Dr. Lacapère, der ‚Dauphin‘ von Lavandou. Er war von seiner Gruppe getrennt worden, in Schirmeck als Lagerarzt geblieben und hatte dort mit angesehen, wie seine Freunde mit Lastwagen abtransportiert worden waren.

Seine Zeugenaussage wurde durch einen Fund bestätigt, die ‚Flasche des Schiffbrüchigen‘: Versteckt unter der festgetretenen Erde der Baracke Nr. 10 des Lagers von Schirmeck, in der die Widerstandskämpfer die letzten Monate verlebt hatten, war sie gefunden worden. Sie enthielt Blätter des Quartier-Arbeitsdienstes, versehen mit Unterschriften, Karikaturen und Glossen, ein schreckliches Puzzle, als Gesamtbild das Ende jeder Hoffnung (...).

Ganze Familien, Ehepaare verschwanden in jenen apokalyptischen Tagen.

Der älteste von ihnen, Albert Legris, war fast achtzig Jahre alt; die älteste, Marguerite Jacob, siebzig Jahre; Gabrielle Renou, die heldenhafte ‚Ariane‘ aus der Gegend von Dünkirchen, war gerade

einundzwanzig Jahre alt; der Benjamin, Robert Babaz, soeben zwanzig.

Alte, Kranke, Verletzte, Kinder, ein Priester, der fast blinde Abbé Bernard Ferrand. Es war unfassbar, entsetzlich! Und doch, die Listen in der Flasche waren da, mit ‚Sioux‘ unterzeichnet, dem Decknamen des Verbindungsagenten Louis Le Meur, der jeden Anwesenden im Lager von Schirmeck vermerkt und jedes Gesicht gezeichnet hatte – die einzige Spur, die von ihnen, wie auch von ihm, der mit ihnen verschwand, zurückgeblieben ist¹.

Acht Monate danach, am 8. Mai 1945, streckten die deutschen Truppen, welche die ‚Tasche‘ von Lorient bis zuletzt gehalten hatten, endlich die Waffen. Das Dritte Reich hatte bedingungslos kapituliert. Der Mann, der dies durch seine Unterschrift besiegelte, war eben jener, der sich im Schloss von Kernéval, in der Gegend von Morbihan, in dem Glauben einquartiert hatte, den Sieg seiner U-Boote aus der Nähe erleben zu können: Admiral Dönitz.

Die Stadt Lorient war dem Erdboden gleichgemacht worden, die U-Boot-Basis jedoch vollkommen intakt geblieben . . .

Heute trägt sie den Namen des Ingenieur-Generals Jacques Stosskopf.

¹ Marie-Madeleine Fourcade, *L'Arche de Noé*, Fayard, 1968, als Taschenbuch, 1971, Band II, S. 427 ff.

XIII

Bericht eines Widerstandskämpfers von Glières

«Ich war ein Partisan unter vielen, ein x-beliebiger Partisan . . .»

So beginnt ‚Pasquier‘ bzw. derjenige, der sich hinter diesem Decknamen aus der damaligen Zeit verbirgt, den er aus der berühmten *Chronik* von Georges Duhamel entliehen hat. Auch heute noch zieht er es, wenn er auf Glières zu sprechen kommt, vor, diese Form der Anonymität zu wahren.

Die Geschichte dieses Bir-Hakeim der Widerstandsbewegung, das erste ernsthafte Gefecht, welches französische Kräfte nach 1940 auf heimischem Boden den Deutschen lieferten, wurde schon oft niedergeschrieben.

‚Pasquiers‘ Bericht jedoch ist von anderer Art: Das Zeugnis eines Kämpfers, der ohne grosse Phrasen von seinen Hoffnungen und Leiden spricht. Eine persönliche Erfahrung, gleichwohl untrennbar mit derjenigen aller seiner Kameraden verwoben.

Ich war fünfundzwanzig Jahre alt und hatte gerade mein Ingenieurstudium abgeschlossen. In den letzten Monaten des Jahres 1943 beschloss ich, mich den Partisanen anzuschliessen. Ich wollte auf ganz konkrete Weise an der Befreiung meines Landes teilnehmen. Das war der Pfadfinder in mir. Von irgendeiner militärischen Begeisterung wurde ich nicht bewegt.

Ich wollte einfach reagieren. Die Haut des Kleinbürgers, der ich war, abstreifen. Ich wollte ein Zeugnis ablegen. Für schlichten Patriotismus. Für ein Ideal . . .

Ich arbeitete in Grenoble, und dort nahm ich auch die Verbindung zur Résistance auf. Von meiner etwaigen Verwendung hatte

¹ Jean-Louis Crémieux-Brilhac, ‚La bataille des Glières et la guerre psychologique‘, *Revue d'histoire de la Deuxième Guerre mondiale*, Nr. 99, Juli 1975, S. 45- 72

ich zunächst keine Vorstellungen. Anfang 1944 wurde ich nach Obersavoyen in Marsch gesetzt.

Im Departement Haute-Savoie waren zu jener Zeit viele junge Männer in den Untergrund gegangen: Arbeitsdienstverweigerer, Juden, die es ablehnten, den gelben Stern zu tragen, Offiziere und Unteroffiziere des 27. Gebirgsjägerbataillons, ‚Francs-tireurs‘ und Partisanen, dazu im Exil lebende spanische Republikaner. Ein bunt gemischter Haufen, der bald zu einer Einheit zusammenwachsen sollte. Denn es gab eine sehr starke Kraft, die sie einte: Die Auflehnung. Da war keiner unter ihnen, der bereit gewesen wäre, den Nacken unter dem Joch der Besatzungsmacht zu beugen.

‚Ein Verbindungsagent führte mich bei Einbruch der Dunkelheit bis zu einem Dorf in der Nähe von Annecy‘, fährt ‚Pasquier‘ in seinem Bericht fort. ‚Wir erreichten ein abgelegenes Gehöft, das ringsherum von Widerstandskämpfern mit Maschinenpistolen abgesichert war. An jenem Abend war auch Henri Romans-Petit, der Chef der ‚Geheimen Armee‘ in Haute-Savoie und Ain bei ihnen, in seiner Gesellschaft ausserdem ein englischer Offizier, der Oberstleutnant Helsop! Man stellte mich den beiden vor und ausserdem einem dritten, der von allen ‚Tom‘ genannt wurde. Sein wahrer Name war Theodore Morel, ein junger Leutnant des 27. Gebirgsjägerbataillons, der später der Chef des ‚Bataillons von Glières‘ werden sollte.

Zum Schlafen fuhren wir zum Schloss von Cruseilles, in Louis Armands Heimat. Romans-Petit steuerte den Wagen. Ich erinnere mich noch, dass er mich in einem bestimmten Augenblick fragte: ‚Wissen Sie, was Tom sagen würde, wenn wir auf eine feindliche Sperre stossen sollten? Durchbrechen, würde er mir sagen. Also: Wenn wir auf solch ein Hindernis stossen sollten, so halten Sie sich fest – ich gebe Gas.‘ Wir stiessen auf keines.

Am nächsten Morgen kam ich in Manigod an, einem Dorf in

¹ Oberstleutnant Helsop, genannt ‚Xavier‘, war im September 1943 mit dem Fallschirm über dieser Gegend abgesprungen, zusammen mit dem französischen Hauptmann Jean Rosenthal, alias ‚Cantinier‘ oder ‚Apothème‘. Dieses auch unter dem Namen ‚Mission Muse‘ bekannte Unternehmen (eine Bezeichnung, die allerdings erst 1944 eingeführt wurde) war mit einem Radiosender und -empfänger ausgerüstet und stand infolgedessen in täglicher Verbindung mit London – ein Umstand, der bei der Geschichte von Glières eine bedeutsame Rolle spielen sollte.

mittlerer Gebirgshöhe, in der Nähe von Thônes, und traf dort auf eine Partisanengruppe . . .'

Sie warteten auf ihre Stunde, wie andere auch, die sich an verschiedenen Orten in der Gegend versteckt hielten: In Boucheten-Serraval, Le Petit-Bornand, Le Grand-Bornand Entremont, Thônes und Thorens.

In den letzten Januartagen teilte Oberstleutnant Helsop den Anführern der savoyardischen Résistance mit, dass London endlich die schon seit dem Herbst zugesagten Fallschirmabwürfe von Waffen und Munition verwirklichen werde. Von den sechs zu diesem Zweck markierten Stellen war eine einzige akzeptiert worden: Die Hochebene von Glières. In Vogelfluglinie zwanzig Kilometer nordöstlich von Annecy gelegen, bildet dieses Plateau eine weitläufige, leicht gewellte, von Harz Waldstreifen durchschnittene Alm, überragt von zwei kleinen Bergketten mit grauen Kalkwänden: Dem Höhenzug von Auges und dem von Frêtes. Der Mangel, um nicht zu sagen das völlige Fehlen von befahrbaren Wegen, die Abgeschiedenheit, die Höhenlage (der Col des Glières liegt 1'425 Meter hoch) liessen diesen Platz als ausserordentlich sicher erscheinen.

Eine kleine Partisanengruppe, circa zwanzig Mann, hatte sich oben im Schnee schon eingenistet. Doch diese Abteilung reichte nicht aus, die umfangreichen Abwürfe, welche die Engländer angekündigt hatten, entgegenzunehmen.

Zu diesem Zweck musste nicht nur das gesamte Gelände markiert, sondern auch die Sicherung in der näheren und weiteren Umgebung, das Sammeln der Behälter, ihr Abtransport und ihre Verteilung besorgt werden. Das erforderte viele Hilfskräfte. Es kam hinzu, dass es in dieser Jahreszeit wegen des starken Schneefalls unmöglich war, die Mannschaften aus der Gegend von Glières zum Empfang in der meist recht knapp bemessenen Frist zwischen der BBC-Ankündigung und den Fallschirmabwürfen an ihre Bestimmungspunkte heranzuführen. Da gab es nur eine Lösung: Das Gelände während der für die Abwürfe vorgesehenen Mondphase durchgehend besetzt halten. Am 29. Januar rang sich Romans-Petit zu dieser Entscheidung durch und berichtete seinen Vorgesetzten:

Ich habe meinen Stellvertreter, Tom Morel, Anführer einer etwa einhundert Mann starken Abteilung, entsandt und ihm den Auf-

trag erteilt, an Ort und Stelle zu bleiben, um – gleichgültig zu welchem Zeitpunkt – die Behälter unverzüglich in Empfang zu nehmen und ihre Verteilung an die Einheiten durchzuführen.

Die Errichtung einer befestigten Stellung, auf die sich eine starke Truppe hätte zurückziehen können, um von dort aus den Deutschen Widerstand zu leisten, stand keinen Augenblick zur Debatte. Von den Generalstäben in London ist ein solcher Vorschlag nie gekommen. Auch ‚Tom‘ Morel oder Romans-Petit hatten dies niemals ernsthaft in Betracht gezogen – noch weniger Albert Chambonnet, genannt ‚Didier‘, der regionale Anführer der Widerstandsbewegungen, der diese Art der Konzentration in besonderem Masse ablehnte. Die einen wie die anderen wussten, dass es im Partisanenkrieg nur zwei wirkungsvolle Strategien gibt: Den Hinterhalt und den Handstreich.

Ungeachtet dessen war Jean Rosenthal, genannt ‚Cantinier‘, der französische Hauptmann des Unternehmens ‚Musc‘, überzeugt, dass die Gegend der Haute-Savoie einen guten Interventionsstützpunkt abgeben könne. Er hatte diese Überzeugung aus der Lektüre eines Berichts gewonnen, den Vallette d’Osia im Sommer 1943 nach London gesandt und in dem er empfohlen hatte, ohne Aufschub in der Gegend von Dent d’oche, nahe der Schweizer Grenze, Lebensmittel- und Materialdepots anzulegen. Dieser Bericht, der auch de Gaulles Interesse weckte, ist sicherlich nicht ohne Einfluss auf den Start des Unternehmens ‚Musc‘ geblieben.

Jean Rosenthal unterrichtete London kurze Zeit später davon, dass in den drei Departements Ain, Savoyen und Obersavoyen 2’350 Männer stünden, ‚bereit zum Kampf und gerüstet mit einer unerschütterlichen Moral‘.

«Von all diesen Problemen», so vermerkt ‚Pasquier‘, «hatte ich natürlich keine Ahnung. Ich wusste nur, dass wir am 30. Januar den Befehl erhielten, in die Glières hinaufzusteigen. Unsere Aufgabe sei es, so hatte man uns gesagt, die Aufnahme von Fallschirmabwürfen vorzubereiten und zu sichern.

So stiegen wir zum tief verschneiten Plateau hinauf.»

Die Partisanen mussten nicht lange warten. In der Nacht vom 13. auf den 14. Februar 1944 kam es auf der Hochebene zu den ersten Abwürfen durch die Engländer: Vier Flugzeuge warfen vierundfünfzig Behälter ab.

Schon am nächsten Tage sprachen sich einige der Verantwortlichen für ein rasches Auseinanderziehen der Verbände aus. Zu ihnen gehörte vor allem Kommandant Clair, genannt ‚Navand‘, der den Oberbefehl der ‚Geheimen Armee‘ in Obersavoyen übernommen hatte, nachdem Romans-Petit das Département verlassen hatte, um sich in besonderem Masse um den bewaffneten Widerstand im Département Ain zu kümmern. In der Tat hatte sich die Kunde von der Besetzung der Hochebene durch die Partisanen in Windeseile in Form der ‚Flüsterpropaganda‘ herumgesprochen. Einzeln und gruppenweise waren Freiwillige erschienen, darunter die jungen Leute von Thorens, F.T.P.F.-Mitglieder der Gruppe ‚Liberté chérie‘ (‚Teure Freiheit‘), und spanische Arbeiter, von denen viele als Holzfäller in dieser Gegend arbeiteten. Dabei waren auch diejenigen, die später die Abteilung ‚Allobroges‘ bilden sollten, wie auch die Widerstandsgruppen aus dem Arvetal unter Führung des Leutnants Talande sowie aus dem Giffretal unter Führung des Leutnants de Griffolet. Die von Romans-Petit vorgesehene Zahl hatte sich auf diese Weise rasch verdoppelt und schliesslich verdreifacht. Bald waren vierhundertfünfundsiebzig Männer auf dem Plateau, was ernsthafte Probleme der Unterbringung, Versorgung, Ausrüstung und Bewaffung für die Führung mit sich brächte . . .

Auseinanderziehen? Davon konnte keine Rede sein. Jean Rosenthal hatte London einen entsprechenden Vorschlag unterbreitet und folgendes Antworttelegramm erhalten:

betrachten Glières als einen Brückenkopf. Werden ein Bataillon mit Fallschirmen abspringen lassen. Gelingt Operation, folgt Massenabsprung

Diese Worte sind der Schlüssel zum Drama. Wen trifft die Verantwortung, sie in den Äther entsandt zu haben? Und warum? Bis heute ist dies ein Geheimnis geblieben . . .

Auf der Hochebene aber hatten die Männer andere Probleme: Ihre Versorgung durch endlose Märsche in die Taldörfer zu sichern; Bäume zu fällen, um Brennholz daraus zu machen; gegen die Kälte dieses Winters anzukämpfen, die noch immer empfindlich war, obwohl die Tage schon länger wurden und die Sonne begonnen hatte, den Schnee zum Schmelzen zu bringen; stundenlang

¹ Zitiert bei Alban Vistel, *La Nuit sans ombre*, Fayard, S. 365

stampfend und die klammen Finger anhauchend Wache zu schieben; sich im Umgang mit den abgeworfenen Waffen zu üben; Nacht für Nacht das Eintreffen weiterer alliierter Flugzeuge zu erwarten.

Nach und nach wuchs der zusammengewürfelte Haufen, der sich auf dem Hochplateau eingefunden hatte, im wahrsten Sinne des Wortes zu einer Einheit zusammen: Diese den verschiedensten politischen und religiösen Richtungen entstammenden Partisanen, aus denen sich schliesslich das ‚Bataillon von Glières‘ formierte, waren von einem gemeinsamen Ideal beseelt. «Wir waren Geächtete, Gesetzlose», merkt einer von ihnen an. «Und plötzlich fühlten wir uns als freie Männer.»

In ‚Tom‘ hatten diese Leute einen aussergewöhnlichen Anführer gefunden.

«Wir sind der erste Zipfel des freien Frankreich», hatte er bei der Besetzung des Plateaus ausgerufen. Das war die reine Wahrheit.

Am 20. Februar scharte er seine Leute um die Fahne und liess sie den Eid nachsprechen, den man später den ‚Glières-Schwur‘ nennen wird: «In Freiheit leben oder sterben.»

Hören wir, was ‚Pasquier‘ über diesen jungen Gebirgsjägerleutnant spricht:

‚Tom‘ war die Seele unseres Bataillons. Trotz seiner Jugend schon gereift; Energie, mitreissende Begeisterung, Reinheit, patriotisches Feuer und christlichen Glauben ausstrahlend. Ein echter Anführer, der vielen von uns zudem noch die Erfahrung voraus hatte: 1940 hatte er sich heldenhaft geschlagen und war noch auf dem Schlachtfeld mit dem Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet worden.

‚Toms‘ Einfluss kam von seiner Art. Noch heute sehe ich ihn vor mir: Klein, leicht nach vorne geneigt, immer in Bewegung. Schonungslos gegen sich selbst, war er überall, kümmerte sich um alles. Er schnallte seine Skier an und ging von Almhütte zu Almhütte. Was er zum Leben hatte, trug er mit sich. Die Löcher in den Socken kümmerten ihn ebenso wenig wie seine durchnässte Jacke.

Der Abend kam, und ‚Tom‘ teilte mit seinen Leuten den stets recht spärlichen Inhalt des riesigen Topfes, in dem man die Suppe kochte. Mit ihnen zusammen um das Feuer hockend, hörte er

¹ An dieser Stelle steht heute das von Gilioli geschaffene und am 3. September 1973 von André Malraux enthüllte Ehrenmal.

BBC. Und dann, wenn die warme Stimme Maurice Schumanns in der Sendung ‚Franzosen sprechen zu Franzosen‘ verstummt war, legte sich der Chef des Bataillons ‚Glières‘ wie alle anderen auf seine Pritsche, rollte sich in seine graue Decke und schlief ein wie ein Kind . . .

In der Nacht vom 4. zum 5. März warfen zwei alliierte Flugzeuge dreissig Behälter ab. London hatte Wort gehalten.

Doch es nahte der Sturm . . . Immer enger zog sich der Ring um die Hochebene von Glières, gebildet von den ‚Sicherheitstruppen‘ der Vichy-Regierung, die nicht nur aus Gendarmen bestanden, die zumeist nur auf die erstbeste Gelegenheit warteten, um sich auf die Seite der Résistance zu schlagen, sondern auch aus Söldnern der mobilen Reservegruppen (G.M.R.) und den unheilkündenden Milizsoldaten von Darnand in ihrer schwarzen Uniform. Sie alle waren dem Oberbefehl des Polizeipräsidenten Georges Lelong unterstellt, dem man das Kommando für alle Operationen zur ‚Aufrechterhaltung der Ordnung‘ in Obersavoien übertragen hatte.

Nachdem fünf Partisanen festgenommen worden waren, unter ihnen der Medizinstudent Michel Fournier, der zur Besorgung von Medikamenten nach Grand-Bornand hinabgestiegen war, entschloss sich ‚Tom‘ zu einer Vergeltungsaktion gegen das Hotel Beauséjour in Saint-Jean-de-Sixt, wo die G.M.R. Quartier bezogen hatte. Dreissig Gefangene machten die Partisanen. Sie sollten gegen Michel Fournier ausgetauscht werden. Der aber blieb trotz des Versprechens, das Oberst Lelong gegeben hatte, weiter in Haft.

Daraufhin entschied sich ‚Tom‘ für einen Schlag gegen das Hauptquartier der G.M.R. in Entremont, der in der Nacht zum 9. März geführt werden sollte – ein bedeutsames Unternehmen, bei dem er ein Viertel seiner Kräfte einsetzte.

‚Pasquier‘, der an dieser Aktion beteiligt war, berichtet: «Den Kern des Unternehmens hatte ‚Tom‘ sich selbst vorbehalten: Den Sturm auf das ‚Hotel de France‘, das Quartier des Generalstabs der Ordnungskräfte. Es war von der G.M.R. in eine Festung verwandelt worden. Nach erbittertem Kampf, der zwei Tote und neun Verletzte kostete, gelang es der Abteilung der Skiaufklärer, in das Innere des Stabsquartiers zu gelangen.

Als die Gebirgsjäger ihre Gefangenen entwaffneten, erhielt Ma-

jor Lefèvre, der Befehlshaber der G.M.R., der dies zur Wahrung seiner Offiziers Ehre verlangt hatte, die Erlaubnis, seinen Revolver zu behalten.

Als ‚Tom‘ ihn stellte und ihm vorwarf, das gegebene Wort nicht gehalten zu haben, zog der angetrunkene Lefèvre seinen Revolver und feuerte aus nächster Nähe auf ‚Tom‘, der, von einer Kugel ins Herz getroffen, zusammensank. Eine Maschinenpistolengarbe streckte Lefèvre nieder, der schon auf den Leutnant ‚Humbert‘, einen von ‚Toms‘ Stellvertretern, angelegt hatte.»

‚Toms‘ Leiche wurde auf einem Schlitten in die Hochebene zurückgebracht und dort in blau-weiss-rote Fallschirme eingehüllt, eine als Lazarett dienende Almhütte in eine Totenkapelle verwandelt. In feierlichem Geleit trug man Tom durch das Treiben der Schneeflocken zu Grabe. Der Pfarrer von Petit-Bornand zelebrierte das Totenamt . . .

Jetzt überstürzten sich die Ereignisse. Im Verlauf des 10. März, ‚Tom‘ war noch nicht begraben, hatte eine andere G.M.R.-Einheit das Plateau von Süden her angegriffen, war zurückgeschlagen worden und in Unordnung geflohen. Am gleichen Abend hörten die Partisanen, die zur Wache eingeteilt waren, über BBC folgendes: «Der kleine Mann liebt Byrrh . . . Der kleine Mann zertrümmert die Flaschenscherben . . . Wir wiederholen: Der kleine Mann liebt Byrrh . . . Der kleine Mann zertrümmert die Flaschenscherben.»

Das war das Signal für weitere Fallschirmabwürfe noch in derselben Nacht. Die Wiederholung der ausgegebenen Parole zeigte eine Mehrzahl von Überflügen an. Die Abteilung ‚d'Artagnan‘, die für den Empfang der Fallschirmabwürfe eingeteilt war, traf so gleich die erforderlichen Vorkehrungen.

Als bald vernahm man das dumpfe Dröhnen: Die Flugzeuge kamen herangeflogen, orteten sorgfältig das Gelände und begannen, sich von ihrem Ballast zu befreien.

«Eine gigantische Fallschirmaktion ausserhalb jeglicher Proportion im Verhältnis zu unseren tatsächlichen Möglichkeiten», bemerkt Oberst Louis JourdanMazu . . . «Der Segen, der da vom Himmel auf uns herunterregnete, war nicht die Vervollständigung der Waffen, der Funkgeräte, der Medikamente, die wir

¹ Der Gründer der Vereinigung der Überlebenden von Glières.

brauchten, sondern ein wahres Waffenarsenal, verstreut auf vierhundertachtzig Punkte. Die Behälter gruben sich in den tiefen Schnee, verloren sich in den Bäumen, verschwanden in Schluchten. Insgesamt neunzig Tonnen Munition – genug, um viertausend Männer zu bewaffnen.»

Kurzum, eine wahrhaft erdrückende Fallschirmaktion!

Diese Waffenlawine war jedoch nicht nur auf dem Plateau niedergegangen. Das Pech wollte es, dass fünfzehn Behälter auf dem Bahnhof von Annecy und elf im Tal von Arly landeten. Sie fielen den Ordnungskräften bzw. den Deutschen in die Hände, die zu der Erkenntnis gelangten, dass aus Glières ein gefährliches Arsenal zu werden drohte, und beschlossen, unverzüglich einzugreifen.

Seit drei Tagen nun schon kurvte ein kleines leichtes Aufklärungsflugzeug vom Typ ‚Fieseler Storch‘, ‚Spitzel‘ genannt, mit den schwarzen Kreuzen auf seinen Tragflächen recht auffällig über der Hochebene herum. Am 12. März flog ein Geschwader ‚Heinkel 111‘ Angriffe auf die Stellungen der Partisanen.

«Im Tiefflug kamen sie heran», erinnert sich ‚Pasquier‘. «Systematisch nahmen sie sich die Almhütten vor und zerstörten sie, eine nach der andern, mit kleinkalibrigen Bomben oder durch Brandbomben. Eine Vielzahl der Hütten sah ich in Flammen aufgehen. Wenn wir nur Flugabwehrwaffen gehabt hätten! Doch die beiden einzigen Maschinengewehre waren derart veraltet, dass wir ihren Einsatz nicht wagten. Wir mussten befürchten, dass sie sofort klemmen würden.»

Von nun an folgte ein Luftangriff auf Glières dem anderen. Der Plan der Deutschen war ebenso einfach wie macchiavellistisch: Sollte es ihnen gelingen, alle Almhütten zu zerstören, so mussten die ihrer Zufluchtstätten beraubten, von der Kälte erschöpften Partisanen eine leichte Beute werden. Doch sie hatten die Rechnung ohne die Widerstandskraft dieser jungen Franzosen gemacht, die beträchtlich gestählt und abgehärtet aus den langen Wochen hervorgegangen waren, die sie im tiefsten Winter in den Bergen zugebracht hatten.

«Immer wenn sie wieder neue Almhütten zerstört hatten, versammelten wir uns in denen, die noch übrig geblieben waren», berichtet ‚Pasquier‘. «Und schliesslich nächtigten wir unter freiem

¹ Hinsichtlich der Zahlen besteht Uneinigkeit. Die Partisanen sprechen von 30 viermotorigen Maschinen und 584 Behältern, die britischen Archive von 17 Maschinen und 200 Behältern.

Himmel. Wir drängten uns unter den Tannen zusammen, um uns einigermassen warm zu halten.»

Nur eine Sache bedauert ‚Pasquier‘: «Bei meiner Ankunft auf der Ebene von Glières besass ich ein Paar robuste Bergschuhe. Doch eines Tages hatte ich sie zum Trocknen zu nahe ans Feuer gestellt. Das Leder war völlig eingeschrumpft und hart geworden. An ihrer Stelle hatte man mir ein Paar von den abgeworfenen englischen Latschen gegeben. Die waren nichts wert im Schnee. So sind mir die Füsse erfroren . . .»

Seit ‚Toms‘ Tod war das Bataillon von Glières ohne designierten Anführer. Hauptmann Jean Rosenthal, der ‚Cantinier‘, hatte sich erboten, das Kommando zu übernehmen. Im Anschluss an seine Flucht aus Frankreich Ende 1942 hatte er als Leutnant in der Kolonne ‚Leclerc‘ in Tripolitanien gedient, war schwer verletzt worden und hatte sich nach seiner Genesung sogleich als Freiwilliger für die Fallschirmaktionen in Obersavoyen gemeldet.

Doch dann war es Hauptmann Anjot, genannt ‚Bayard‘, der den Anspruch erhob, in das Plateau hinaufzusteigen und die Nachfolge anzutreten. Am 18. März zog er den Rock eines Gebirgsjägeroffiziers über, verliess Annecy, überwand die Strassensperren und erreichte die Hochebene. Dort ging er von einer Einheit zur anderen und stellte sich immer mit den gleichen Worten vor: «Die ‚Geheime Armee‘ hat mir das Kommando über das Bataillon von Glières übertragen. Akzeptiert ihr mich als euern Chef?» Die Leute präsentierten das Gewehr.

«Er war ein intelligenter, kaltblütiger, sehr kultivierter Soldat», bemerkt einer, der imstande ist, ihn zu beurteilen! Als ehemaliger Ausbilder von Saint-Cyr beherrschte er sein Metier nach allen Regeln der Kunst. Er war sich vollkommen im klaren darüber, und hat dies auch ausgesprochen, dass die Aufnahme des Kampfes unter militärischen Gesichtspunkten der reine Wahnsinn war und er lebend nicht mehr wieder hinabsteigen würde. Er hatte jedoch begriffen, und auch dies zum Ausdruck gebracht, dass es, psychologisch gesehen, ein Fehler gewesen wäre, wenn er von der noch immer gegebenen Möglichkeit Gebrauch gemacht hätte, sich von der Übernahme des Kommandos loszusagen. In vollem Bewusstsein also hat er sein Opfer gebracht.

¹ General Vallette d’Osia, zitiert bei Jean-Louis Crémieux-Brilhac, a.a.O., S. 65

An eben diesem 18. März war Joseph Darnand zu einer Besprechung mit dem Oberst Lelong und dem Stab der Sicherheitskräfte nach Annecy gekommen und hatte die Gelegenheit benutzt, um seine Truppen – G.M.R. und Miliz-Soldaten –, deren oberster Chef in seiner Eigenschaft als Generalsekretär für die Aufrechterhaltung der Ordnung¹ er war, zu verstärken.

Zwei Tage später, am 20. März, gingen die Milizsoldaten auf Befehl ihres Gründers zum Angriff auf Glières über. Sie wurden zurückgeworfen und liessen zwölf Tote zurück.

Wegen der ständigen Misserfolge der ‚Ordnungskräfte‘ verärgert, beschlossen die Deutschen, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Sie fackelten nicht lange. Am 23. März wurde eine Stabsbesprechung nach Annecy in das Hotel ‚Impérial‘ einberufen. General Karl Pflaum, Chef der 157. Infanteriedivision, welche das Alpengebiet besetzt hielt, hatte schon Pläne zum Eingreifen erarbeitet.

Um die Hochebene von Glières zog er fünf Bataillone Gebirgsinfanterie, zwei Bataillone von Sicherheitseinheiten, eine Gruppe Gebirgsartillerie, zwei Gruppen schwere Artillerie, etwa zehn Panzerwagen mit Maschinengewehren, Flugabwehr- und Panzerabwehrkanonen zusammen, dazu noch etwa viertausend G.M.R.- und Milizsoldaten, zusammen ungefähr zwölftausend Mann!

Am 24. März hatten die Milizsoldaten Berührung mit den Vorposten der ‚Glières‘-Einheiten, die an dieser Stelle aus spanischen Republikanern der Abteilung ‚Ebre‘ bestanden. Obgleich zwei Wachposten überrascht und getötet worden waren, konnte der Angriff abgewiesen werden.

‚Pasquier‘ und alle seine Kameraden wussten, dass nun der Generalangriff bald losbrechen würde.

«Wir waren», so berichtet er, «uns dessen sicher, denn wir bemerkten, wie der Ring sich Tag für Tag enger um uns schloss, die

¹ Dies ist die Zahl, die am häufigsten genannt wird. Doch die Vertretung des dämpfenden Frankreichs in der Schweiz spricht in einem Telegramm vom 23. März von 4'000 Mann ‚G.M.R., Milizsoldaten und Gestapo-Leuten‘. Doch darin ist nur von drei deutschen Infanteriebataillonen und zwei Schutzpolizeibataillonen die Rede. Die Zahl von drei Gebirgsjägerbataillonen des I. Regiments sowie einer Gruppe Gebirgsartillerie wird auch von François Musard in seinem Buch *Les Glières*, erschienen bei Laffont, angegeben.

Luftangriffe immer häufiger wurden und die Zusammenstöße mit den Vorposten am Rande unseres Operationsgebietes ständig zunahmen.»

Am 25. März ging ein wahrer Wolkenbruch von Feuer und Eisen über unserer Hochebene nieder. Bomber, Geschütze der Gebirgsartillerie und der schweren Artillerie nahmen systematisch die Ziele unter Beschuss, die vom ‚Spitzel‘ lange zuvor auf genommen worden waren.

Am 26. März kam es zum Generalangriff. Eröffnet wurde er vom I. bayrischen und österreichischen Gebirgsjägerregiment, das der Oberst Schwehrbefehligte. Der Feind rückte aus zwei Richtungen gleichzeitig vor: Aus Osten, aus Entremont und dem Bornetal kommend sowie von Süden her aus Thônes und dem Nomtal.

«Zunächst kam es nur zu einer Reihe von Scharmützeln mit unseren Vorposten», erinnert sich ‚Pasquier‘. «Es folgten Mörserschüsse, und schliesslich war es Trommelfeuer automatischer Waffen. Von der Position aus, in der ich mich zu diesem Zeitpunkt befand, konnte ich das geordnete Vorrücken des Gegners beobachten. Unsere Posten hielten die Stellung. Doch wie sollte man mit weniger als fünfhundert Mann diese riesige Hochebene gegen einen Feind verteidigen, der mehrere tausend Leute einsetzen konnte? Am Tagesende wären unsere Stellungen überrollt gewesen. Unter diesen Umständen entschloss sich Anjot, den Befehl zu geben, sich im Gelände zu ‚zerstreuen‘.»

Bei Einbruch der Nacht hatte diese Order alle Einheiten erreicht, von denen einige in erbitterte Kämpfe verwickelt waren, die sich zuweilen in Nahkämpfe entwickelt hatten.

‚Pasquier‘ wirft die Frage auf:

«Anjot war mit Recht der Meinung, die Ehre sei gerettet. Er

¹ Man wird den Namen des Oberst Schwehr im Zusammenhang mit dem Angriff auf Vercors am 21. Juli 1944 (vgl. Kapitel XVIII) wiederfinden. Nach der Landung der Alliierten in der Provence, am 15. August, gelang es ihm, sich mit dem grössten Teil seines Regiments auf Albertville zurückzuziehen. Am 21. und 22. August erreichte er Moutiers. Er war es, der den Befehl zur Erschiessung des Hauptmanns Bulle, des Bataillonskommandanten der ‚Geheimen Armee‘ in der Gegend von Beaufortin, gab. Am 23. August tauchte er in Bourg-Saint-Maurice auf. Von dort aus zog er auf italienisches Gebiet hinüber, achtundzwanzig Geiseln mit sich führend. Den zivilen und kirchlichen Behörden hatte er versprochen, das Leben dieser Geiseln zu schonen. Stattdessen liess er sie am 28. August, auf der anderen Seite des Kleinen St. Bernard erschiessen.

dachte, es sei besser, sich die letzte Möglichkeit zu bewahren, die Einheiten neu zu formieren und den Kampf wieder aufzunehmen, als die Vernichtung des Bataillons von Glières zu riskieren.

Ob es eine andere Möglichkeit gegeben hat? Ich weiss es nicht. Ich habe mich oft gefragt, was ‚Tom‘ wohlgetan hätte, wenn er noch am Leben gewesen wäre. Schon möglich, dass er versucht hätte, möglichst viele Kräfte zu sammeln, um dem Gegner einen letzten Kampf zu liefern . . .»

Dann fährt ‚Pasquier‘ fort:

«Es war also am Abend des 26. März, an dem wir die Weisung bekamen, uns in der Gegend zu zerstreuen. Wir, etwa vierundachtzig Mann, machten uns in Staffelformation in Richtung Nordwesten auf den Weg. Ohne Schwierigkeiten erreichten wir den Col de Spée, der sich zwischen zwei Felsbarrieren erhebt und das eigentliche Plateau von Glières mit einem parallel verlaufenden Plateau, dem Champ Laitier, verbindet.

Dort angekommen, überlegte ich. Es war Nacht. Was uns auf der anderen Seite erwartete, wussten wir nicht. War es richtig, weiter zu marschieren? Ich zog es vor, an Ort und Stelle zu bleiben. Mit meinem Kameraden, dem Leutnant Humbert, kletterte ich in den Wald, oberhalb des Col de Spée, hinauf. Eng aneinander gepresst erwarteten wir im Schnee, am Fusse einer Tanne, den Morgen.

Am Morgen des 27. März brachen wir zur Erkundigung in den nahe gelegenen Wald auf. Unsere Kameraden hatten sich schon in Bewegung gesetzt, in der Absicht, la Roche-sur-Foron zu erreichen, wo viele von ihnen zu Hause waren. Sie schafften es dann auch. Es war hauptsächlich im Südwesten der Hochebene, wo es zu einer unbarmherzigen blutigen Menschenjagd kommen sollte. Wir beide, Humbert und ich, waren uns darin einig, dass die beste Taktik in einem Höchstmass der Zerstreung bestehe.

Wir waren in einem von Deutschen umzingelten Wald in die Enge getrieben. Wir hörten, wie sie einander zuriefen. Bisweilen konnten wir sie sogar sehen. Zweimal fanden wir uns ihnen fast von Angesicht zu Angesicht gegenüber. In beiden Fällen geschah dies auf einer jener schmalen Felsterrassen aus Kalkstein, die in diesem Gebirge so häufig vorkommen. Glücklicherweise setzten sie ihren Marsch jeweils auf einem anderen Pfad fort.

Auf der Flucht vor unseren Verfolgern blieben wir vom 27. Bis

zum 29. in den Wäldern. Dann entdeckten wir rein zufällig eine kleine Höhle. Eine Art Bau, vom Wasser in den Kalkfelsen gegraben. Die Eingangsöffnung war sehr schmal und der Raum im Innern sehr beengt. Wir konnten uns nicht einmal aufrichten und mussten uns liegend versteckt halten. Vier Tage und vier Nächte verbrachten wir in diesem Loch. Bei unserem Aufbruch hatten wir in unserem Brotbeutel zwei Dosen Corned-beef mitgenommen. Dieser kärgliche Proviant war längst aufgezehrt. Gewiss, wir waren sehr hungrig. Doch weitaus mehr machte uns der Durst zu schaffen. In einer der Konservendosen sammelten wir das bisschen Wasser, das im hinteren Winkel unserer Höhle von der Decke tropfte. Häufig leckten wir die Felswand ab. Auf diese Weise konnten wir wenigstens unsere Lippen befeuchten. Der Durst quälte mich stärker als die Kälte. Ich spürte meine Füße nicht mehr. Sie begannen zu erfrieren. Ich litt keine Schmerzen. Erst später, als sie wieder auftauten, tat es weh . . .

Ich befürchtete, die Polizeihunde der Deutschen könnten uns aufspüren. Was war dann zu tun? Ich besass nur einen Revolver. Ich hatte Angst, die Verfolger könnten eine Granate in unsere Höhle werfen. Solche Angstgebilde machten sich in unseren verwirrten Hirnen breit.

Endlich beschlossen wir, unseren Bau zu verlassen. Nichts war zu hören. Wir gingen auf eine Hochebene hinauf und in eine Almhütte, unmittelbar über Entremont. Die Deutschen waren abgezogen. Ein Brunnen. Endlich konnten wir trinken. Wir fanden einige Kartoffeln, die wir roh assen.

Von unserem Standort aus konnten wir das ganze Bornetal überblicken. Wir konnten die Strasse gut ausmachen. Alles schien ruhig zu sein. Durch die Wälder stiegen wir hinab und kamen nach Entremont. Das Dorf war wie ausgestorben. Vor einem Eingang stand ein Militärposten. Wir bemerkten ihn nicht, und zum Glück sah er uns ebenfalls nicht. Wir klopfen beim Pfarrer an: ‚Macht, dass ihr fortkommt! Schnell! In die Wälder!‘ riet er uns. ‚Überall Feinde!‘

Wir zogen weiter. Doch bald hatten wir es satt, durch den Wald zu marschieren, und entschieden uns, die Strasse nach Jean-de-Sixt zu nehmen. Wir hatten bemerkt, dass es zwischen den Fahrten der einzelnen motorisierten Patrouillen immer eine lange Pause gab. Wir versuchten unser Glück. Es war verrückt. Wir wussten, dass wir verantwortungslos waren.

Vor der Kreuzung mit der Strasse zum Grand-Bornand klopfen wir an die Tür eines Bauernhauses. ‚Kommen Sie schnell herein‘, sagte der Bauer, der uns die Türe öffnete.

Er tischte uns Kaffee mit Milch und ein Speckomelett auf, was einen unauslöschlichen Eindruck bei mir hinterlassen hat. Nachdem wir uns gestärkt hatten, sagte der Mann: ‚Hier können Sie nicht bleiben!‘

Wir machten uns wieder auf den Weg. Einige Minuten später kam – wie wir später erfahren haben – eine deutsche Patrouille auf den Hof. Wir waren also gerade noch einmal davongekommen. In Saint-Jean-de-Sixt angekommen, nahm uns ein Gastwirt auf. Er versteckte uns in seinem Kuhstall, wo wir einige Nächte verbrachten. Endlich im Warmen . . .

Man versorgte uns mit Papieren und Kleidern. Noch immer trug ich meine englischen Schuhe und meine grüne Windjacke.

Wir wollten Obersavoyen so schnell wie möglich verlassen. So fuhren wir mit einem Lkw nach Annecy, um von dort aus mit dem Zug weiterzufahren. Am Bahnhofsrestaurant standen G.M.R.-Leute Wache. Das Pech wollte es, dass sie zu jenen gehörten, die wir Anfang des Monats in Entremont gefangengenommen hatten. Nach einer Viertelstunde hatten sie uns entdeckt. ‚Humbert‘, bekannter als ich, wurde sofort festgenommen. Doch sollte er nach seiner Inhaftierung die Freiheit bald wiedergewinnen, dank unserer Freunde, die ihm zur Flucht aus dem Gefängnis von Annecy verhalfen. Mir gelang es bei dem allgemeinen Durcheinander, mich hinter dem Tresen, im Abstellraum zu verstecken, wo man die Bier- und Limonadenkästen aufbewahrte.

Kurze Zeit darauf gelangte ich am Arm eines charmanten jungen Mädchens, einer Verbindungsagentin der Résistance, die uns zum Bahnhof begleitet hatte, auf den Bahnsteig. ‚Humberts‘ Festnahme war nicht unbemerkt geblieben. Alle wussten, dass die G.M.R.-Leute noch einen anderen suchten. Kaum hatte ich den abfahrbereiten Zug nach Lyon bestiegen, als ein Mechaniker zu mir in den Gang kam, in dem ich eingekellt zwischen vielen anderen Reisenden stand: ‚Komm mit mir zur Lokomotive‘, schlug er mir vor. Mehr sagte er nicht. ‚Du bist ein feiner Kerl. Doch ich bleibe lieber hier.‘ Ich fühlte mich sicherer in der Menge. Bald darauf fuhr der Zug ab. Ich war gerettet . . .»

In den Abendstunden des 27. März fiel der Hauptmann Anjot, der

niemals zuvor seinem Decknamen ‚Bayard‘ mehr Ehre gemacht hatte, als ‚Ritter ohne Furcht und Tadel‘, mit den Waffen in der Hand auf der Hochebene von Glières. So wie er starben die meisten Offiziere und verdienten sich den ehrenvollen Nachruf eines deutschen Bataillonschefs, der beim Aufzählen der Verluste, die seine Einheit erlitten hatte, bemerkte: «Diese Franzosen haben gekämpft wie die Löwen!»¹

Als man schliesslich die tragische Schlussbilanz ziehen konnte, musste man feststellen, dass von den vierhundertsevenundsechzig Partisanen des Bataillons von Glières fast ein Drittel ihr Leben für das Vaterland gegeben hatten. Einhundertzwanzig Mann waren im Kampf, beim Versuch, die Umzingelung zu durchbrechen, getötet oder aber nach ihrer Verhaftung und nach bestialischen Folterungen erschossen worden. Fünfzehn weitere sind verschollen. Von den einhundertsechzig in der Folgezeit deportierten Gefangenen haben vierzehn die Konzentrationslager nicht überlebt. Insgesamt also bleiben einhundertfünfzig Tote zu beklagen.

Wenn wir heute die Erinnerung an sie heraufbeschwören, von denen die meisten auf dem Friedhof von Morette am Fusse der Hochebene beigesetzt sind, so können wir nur mit André Malraux wiederholen:

«Wanderer, geh und sage Frankreich, dass die Toten hier starben, wie das Herz es befahl . . .»

¹ Der Ausspruch fiel nach der Niederlage von Glières in Hörweite von Franzosen, und findet sich zitiert von Maurice Schumann am Mikrofon des BBC in der Sendung ‚Franzosen sprechen zu Franzosen‘ vom 8. April 1944.

XIV

Das Geheimnis des Mont Mouchet

«Major Philippe!»

«Oberst Gaspard!»

Der Mann, der sich unter dem Decknamen ‚Philippe‘ vorstellte, hiess in Wirklichkeit Maurice Southgate, war Major der britischen Armee und Angehöriger der Abteilung für Sondereinsätze, des berühmten S.O.E.¹

Freundschaftlich die Hand ausstreckend, fügte er hinzu: «Ich freue mich, Sie endlich kennenzulernen, Oberst. Schon seit geraumer Zeit hatte ich den Wunsch, Sie zu treffen.»

Und das entsprach durchaus der Wahrheit: Schon seit mehr als einem Jahr war Maurice Southgate in Frankreich. Am 25. Januar 1943 war er, ausgerüstet mit einem Sender, mit Jacqueline Nierne, seiner Gehilfin, bei Nacht zweiunddreissig Kilometer nordöstlich von Brioude abgesprungen. Die beiden bildeten die Gruppe ‚Stationer‘, was man am treffendsten mit ‚Papierhändler‘ übersetzen würde. Sie hatten den Auftrag, die Verbindung zu den Partisanen der Auvergne herzustellen und aufrechtzuerhalten.

Die beiden Abgesandten Londons waren ‚blind‘ mit dem Fallschirm abgesprungen, d.h. es gab kein Empfangskomitee, das sie bei ihrer Ankunft erwartete. So dauerte es einige Zeit, bis sie zu den Anführern der Résistance Kontakt aufnehmen konnten. Nach und nach hatten sie schliesslich den einen oder anderen kennengelernt. Zu den wenigen, denen Philippe noch nicht begegnet war, gehörte derjenige, der ihn am meisten interessierte: ‚Gaspard‘.

¹ Der S.O.E. (‚Special operations executive‘ war im Jahre 1940 durch den britischen General Gubbins im Auftrag Winston Churchills aufgebaut worden, um (so dessen eigene Worte) «in dem von den Deutschen besetzten Teil Europas Feuer zu legen». Die französische Abteilung wurde von Maurice Buckmaster geleitet.

Nun endlich an jenem 25. April 1944 stand er vor ihm in Montluçon, im Salon von Madame Lhospitalier, einer zuverlässigen Freundin. ‚Gaspard‘, sein wirklicher Name war Emile Coulaudon, war ein grossgewachsener, robuster Mann mit vergissmeinnicht-blauen Augen; Handelsvertreter von Beruf. Seiner militärischen Karriere nach schien er nicht gerade prädestiniert für bedeutsamere Kommandos: Im Juni 1940 bekleidete er den Posten eines Sanitätsfeldwebels des XIII. Bezirks in Clermont-Ferrand. Doch in ihm glühte eine Leidenschaft, die aus grauer Vorzeit zu stammen schien: Er war ein Abkömmling jenes Stammes der Auvergne, der einst sein Blut vergossen hatte, um das Herz Galliens vor dem Eindringen der Legionäre Cäsars zu bewahren.

Vor dem Krieg ein Sozialist, hatte sich Emile Coulaudon nach der Niederlage Frankreichs der Bewegung ‚Combat‘ angeschlossen. Er hatte das ‚Corps-franc d’Auvergne‘ aufgebaut und kontrollierte zusammen mit seinem Adjutanten Robert Huguet, ‚Prince‘ genannt, fast sämtliche Partisanengruppen in der Gegend, angefangen mit derjenigen von Lespinasse, bei der er sein Hauptquartier eingerichtet hatte.

«Über wie viele Leute verfügt die Résistance in der Auvergne?» begann ‚Philippe‘ nun das Gespräch.

«Unser Problem ist nicht die Truppenstärke, sondern die Ausrüstung», entgegnete ‚Gaspard‘ geschickt.

«Gut, ich verstehe. Doch, wenn wir Ihnen nun Waffen und Ausrüstung beschaffen würden, was dann?»

«Dann würde ich antworten, dass wir zur Zeit in der Region viertausend Mann sind, aber bestimmt etwa zehntausend werden könnten.»

Bei dieser Auskunft dachte ‚Gaspard‘ nicht nur an jene, die sich aktiv in der Widerstandsbewegung betätigten oder gar im Partisanenkrieg kämpften, sondern auch an all diejenigen, die nach seiner Überzeugung im entscheidenden Augenblick dazustossen würden.

«Glauben Sie», fragte ‚Philippe‘, «dass diese zehntausend Leute zum Zeitpunkt der Landung der Alliierten imstande wären, sich in einer Art Reduit einzunisten und dieses bei Absperrung aller Zugangswege einige Tage lang zu halten?»

«Ja ...- Unter der Bedingung, dass wir rechtzeitig die erforderliche Ausrüstung erhalten.»

«Gut. Wenn das so ist, werden wir Ihnen das Erforderliche

schicken: Leichte und halbschwere Waffen sowie Ausbilder zur Schulung und Integration Ihrer Leute.»

«Wie gross sollte Ihrer Meinung nach dieses Reduit sein?» fragte ‚Gaspard‘.

«Sagen wir etwa zwanzig Kilometer pro Seite. Erscheint Ihnen das realisierbar?»

‚Gaspard‘ kamen mehrere Winkel in den Sinn, durch die er bei seinen wiederholten Touren häufig hindurchgekommen war.

«Ja, das ist durchaus zu verwirklichen», versicherte er.

«Gut», schloss ‚Philippe‘ die Unterhaltung, «ich werde also das Erforderliche veranlassen.»

‚Gaspard‘ verliess Montluçon in der Überzeugung, ‚Philippe‘ sei von den Alliierten entsandt worden, um ihm bei der Errichtung des Reduits für die Auvergne behilflich zu sein. Schliesslich war es nicht das erste Mal, dass dieser Plan zur Sprache kam. General Revers, der Begründer der O.R.A., der Widerstandsorganisation der Armee, hatte ihn als erster erwogen. Doch dieses Mal war die Sache ernst zu nehmen. ‚Philippe‘, das war ganz klar, stand in direkter Verbindung zum anglo-amerikanischen Hauptquartier.

In der Tat entsandte der Chef der Gruppe ‚Stationen noch am gleichen Abend eine lange Botschaft nach London. Unglücklicherweise geriet ‚Philippe‘ fünfzehn Tage später, am 1. Mai 1944, in Montluçon in eine Falle der Gestapo. Das Reduit in der Auvergne hatte seinen Fürsprecher verloren . . .

In der Zwischenzeit hatte ‚Gaspard‘ schon feststellen können, dass ‚Philippe‘ keine leeren Versprechungen gemacht hatte. In der Nacht vom 28. auf 29. April landeten in der Gegend von Cosned'Allier zwischen Cérilly und Hérisson zwei alliierte Fallschirmspringer: Ein Brite, Hauptmann John Hind Farmer, genannt ‚Hubert‘, und eine Australierin, der Leutnant Nancy Wake, alias ‚Hélène‘. Letztere, seit 1939 mit Henri Fiocca, einem Industriellen aus Marseille, verheiratet, hatte den ersten Fluchtweg für englische Flieger und Soldaten nach Spanien und Gibraltar geschaffen. Von der Gestapo verfolgt, bei der sie als die ‚weisse Maus‘ bekannt war, hatte diese unerschrockene Frau London erreicht und General de Gaulle ihre Dienste angeboten! Am 15. Mai gesellte sich zu ‚Hu-

¹ Russel Braddow, *Nancy Wake, The story of a very brave woman*, Cassell and Co, London, 1956; ferner Gespräch mit Nancy in Sidney, Oktober 1976.

bert' und ‚Hélène‘ der englische Hauptmann Denis Rake, genannt ‚Justin‘, als Funker. Diese drei bildeten die Gruppe ‚Freelance‘.

«Da haben wir den Beweis, dass der Generalstab in London sich für uns interessiert», war ‚Gaspards‘ Schlussfolgerung. «Die Alliierten stimmen also dem Reduit-Projekt in der Auvergne zu, von dem ‚Philippe‘ sie unterrichtet hat. – Waffen und Munition werden nicht mehr lange auf sich warten lassen.»

Das war ‚Gaspards‘ Überzeugung, als er sich am 2. Mai zu dem Treffen begab, das man später die ‚Generalstände‘ der Résistance in der Auvergne genannt hat. Es handelte sich um eine Versammlung des regionalen Befreiungskomitees, der dritten nach dessen Gründung. Sie fand auf dem Bauernhof von Boitout statt, unweit von Paulhaguet, im Département Haute-Loire.

Henri Ingrand, genannt ‚Rouvres‘, Mitglied der Bewegung ‚Combat‘, zukünftiger Bevollmächtigter der Republik in Clermont-Ferrand, leitete die Sitzung. Anwesend waren die Vertreter der Organisation ‚Libération‘, des heimlichen Gewerkschaftsbundes (C.G.T.), der sozialistischen und der kommunistischen Partei. Es fehlten die Vertreter von ‚Franc-tireur‘, der Nationalen Front und der Bauern.

‚Gaspard‘ berichtete in allen Einzelheiten über sein Gespräch mit Major ‚Philippe‘. Als er damit fertig war, entfaltete er die mitgebrachten Generalstabskarten und sagte: «Wir könnten drei Reduits errichten: Am Mont Mouchet, in den Truyère-Schluchten und im Lioran-Massiv.»

«Was meinen Sie dazu?» fragte Ingrand jeden der Anwesenden.

«Einverstanden», lautete die einmütige Antwort.

«Verpflichten Sie sich, auf das vereinbarte Zeichen hin alle Ihre Leute zu den angegebenen Reduits zu beordern?»

«Ja.»

Pierre-Louis Girardot, genannt ‚Roger Vallon‘, der Vertreter der kommunistischen Partei, fügte hinzu:

«Die Leute der F.T.P.F. erklären sich solidarisch mit Ihnen. Sie werden an Ihrer Seite kämpfen.»

Man bildete zwei Stäbe, für die Ingrand die Befehlsgewalt folgendermassen regelte: Der eine, politische, wurde Georges Ganguilhem, genannt ‚Lafont‘, anvertraut, der andere, militärische, ‚Gaspard‘ unterstellt, der somit Chef der F.F.I. für die Gegend von Clermont-Ferrand wurde, der Einheit, die unter dem Zeichen ‚R.

6 bekannt geworden ist* Ohne Zeit zu verlieren erteilte er noch am gleichen Tage seine ersten Weisungen: «Beginnen Sie damit», befahl er, «Ihre Leute zu den Partisanen stossen zu lassen, doch nur die wirklich kampflustigen, nicht diejenigen, die nur auf ein Versteck aus sind.»

Wenn Ingrand und ‚Gaspard‘ noch einer Rechtfertigung für ihr Handeln bedurft hätten, so hätten sie dies drei Tage später, am 5. Mai, in den Richtlinien finden können, die das nationale französische Befreiungskomitee von Algier aus an die Résistance abschickte:

«Sobald die feindliche Besatzungsmacht in bestimmten Gebieten ausreichend geschwächt ist, . . . wird es sich als wünschenswert erweisen, die inländischen Streitkräfte in verstärkter Masse zu einem direkten Vorgehen gegen den Feind zu veranlassen, und zwar im Zusammenwirken mit den Streitkräften ausserhalb des nationalen Gebiets, mit Hilfe von Aktionen, die das Ziel haben, die Streitkräfte der feindlichen Besatzungsmacht durch einen zur gegebenen Stunde ausgelösten allgemeinen Aufstand in Schach zu halten und dadurch folgendes zu erreichen: Befreiung aller dieser Gebiete, Unterstützung des Vormarschs der alliierten Streitkräfte von aussen her und Schaffung neuer Manövriermöglichkeiten für diese Streitkräfte zu Lande und in der Luft.

Derartige Aktionen sind zumindest geeignet, nicht unbeträchtliche gegnerische Kräfte zu binden, zu isolieren und sie schliesslich, bis zum Eingreifen der alliierten Streitkräfte vom Ausland her, einzuschliessen.»

Dies also waren die Worte der höchsten französischen Instanz, des am 3. Juni 1943 von de Gaulle als ‚einzige französische Zentralgewalt‘ geschaffenen nationalen französischen Befreiungskomitees (‚C.F.L.N.‘), deren Hauptaufgabe darin bestand, ‚den französischen Einsatz im Krieg zu lenken‘.

Trotz der Festnahme von ‚Philippe‘ setzte London seine Bemühungen um das Reduit der Auvergne fort. ‚Gaspard‘ erhielt eine neue Bestätigung dafür in der Nacht vom 6. zum 7. Mai, als nach

¹ Deren erster Chef war der spätere General Dejeussieu, genannt ‚Pontcarral‘, der später zum nationalen Generalstabschef der ‚Geheimen Armee‘ in Frankreich ernannt wurde.

² Die ersten Partisanengruppen (‚maquis‘) wurden von Gabriel Montpied, genannt ‚Jean-Monique‘, gebildet und von Oberst Robert Hugué, genannt ‚Prince‘, geschult.

zwei missglückten Versuchen die Gruppe ‚Benjoin‘ mit dem Fallschirm im Margeridemassiv abgesetzt wurde. Ihr Anführer war der britische Major Freddy Cardozo, alias ‚Vecteur‘, der sich vor allem mit der Inspektion der Partisanengruppen zu befassen hatte. Dazu gehörten ausserdem der französische Hauptmann Bernard Gouy, genannt ‚Médiane‘ oder ‚Chouan‘, der als Ausbilder vorgesehen war, ferner der mit der Waffen Verteilung betraute amerikanische Leutnant Jacques Le Baigue, genannt ‚Spirale‘, sowie der französische Unterleutnant Jean Trollet, genannt ‚Somali‘, als Funker.

Die vier Männer brachten drei leichte Radiosender und drei Empfangsgeräte des Typs ‚Broadcast‘ mit, quartierten sich nach ihrer Landung in einer Holzbaracke ein und brachen am nächsten Morgen, dem 8. Mai, sogleich zur Aufklärung in Richtung Mont Mouchet auf. Dort stiessen sie auf die Kompanie des Hauptmanns ‚Hoche‘, mit bürgerlichem Namen Adrien Pommier, der mit grosser Begeisterung seine ersten Waffen aus einem Fallschirmabwurf in Empfang nahm. Am 15. nahmen die Neuankömmlinge Kontakt zu ‚Gaspard‘ auf, wobei man vereinbarte, dass die Gruppe ‚Benjoin‘ für die Bewaffnung der Partisanengruppe im Margeridemassiv zu sorgen hatte.

An eben diesem 15. Mai übergab ‚Farmer‘, von der Gruppe ‚Freelance‘, ‚Gaspard‘ die Summe von einer Million Franc, die dieser dem F.F. 1.-Fonds für soziale Aufgaben zuführte. Es bestand kein Zweifel, das Projekt nahm Konturen an . . .

Die Partisanen hatten zwei Geländeflächen für Fallschirmabwürfe vorbereitet. Die eine lag bei Condat und erhielt den Codenamen ‚Gene Tunney‘. Die andere, weitaus wichtigere, lag in dem weitläufigen Plateau von Gourgueyre, in den Ausläufern des Mont Mouchet, und trug die Bezeichnung ‚Plongeon‘. Zwischen dem 15. und 20. Mai wandten sich ‚Gaspard‘ und seine Helfer mit zahlreichen Bitten um weitere Fallschirmabwürfe an London, doch ohne befriedigende Ergebnisse: Genaugenommen muss man sagen, dass die Fallschirmabwürfe nur sehr ‚spärlich‘ träufelten‘.

«Ach was!» sagte sich ‚Gaspard‘, «es gibt wohl eine kleine Verzögerung. Doch die Sache ist nun angelaufen, also werden die Behälter schliesslich doch irgendwann zu uns gelangen . . .»

Um den 8. Mai war Henri Ingrand zur Inspektion bei den Partisanen eingetroffen, die ihre Stellungen im Mont Mouchet-Massiv

schon bezogen hatten. Sie schlugen ihm vor, bei ihnen zu bleiben. Doch er lehnte dieses Angebot ab, um – wie er später schreiben wird – ‚sich unter Vermeidung kollektiver Lebensformen seine Bewegungsfreiheit und seinen kühlen Kopf zu bewahrend.

Am 16. Mai teilte de Gaulle den führenden Leuten der «französi- schen Streitkräfte im Inland» («F.F.I.»)² seinen berühmten «Caï- man-Plan» mit. Dabei ging es um die Massnahmen, welche die Résistance bei Beginn der grossen, allseits erwarteten alliierten Offensi- ve auf französischem Boden treffen sollte.

Zu Beginn dieser sehr umfangreichen Weisung heisst es wört- lich, dass ‚die Inlandsstreitkräfte nach der Landung der Alliierten sogleich unmittelbar in Verbindung mit den alliierten Streitkräften in den Kampf eingreifen sollen, und zwar durch Aktionen, welche die Befreiung aller Gebiete des Landes zum Ziele haben‘.

Hinsichtlich des Zentralmassivs sah der Caïman-Plan Folgendes vor:

1. Scharmützel, und wenn möglich, Vernichtung der feindlichen Besatzungskräfte in diesem Gebiet;
2. Öffnung der Achse Alès-Clermont-Ferrand für die an der Mit- telmeerküste gelandeten alliierten Streitkräfte zu deren weiterem Vorrücken durch das westliche Rhonetal;
3. Unterbrechung der Bahnlinien Limoges-Clermont-Le-Puy zur Isolierung der Südwest-Zone wie auch zur Unterstützung der Landemanöver im Languedoc oder Limousin³.

In der Überzeugung, dass am 20. Mai 1944 die Stunde geschlagen habe, löste ‚Gaspard‘ die Generalmobilmachung seiner Partisa- nen aus. An alle seine Departements- und Unterbezirkschefs er- ging das folgende als ‚Ordre Nr. I‘ titulierte maschinengeschrie- bene Schreiben:

‚Der Aufbau der Befreiungsarmee im Herzen unserer Auvergne- berge ist nunmehr abgeschlossen

Alle verantwortlichen Führer erinnere ich daran, dass, abgesehen von den Leuten, die einen bestimmten Spezialauftrag (Sabotage, Säuberung, Erkundigungen) erhalten haben, alle Männer aus- nahmslos (die zu Hause Gebliebenen ebenso wie die Partisa- nen) zu uns stossen müssen.

¹ Henry Ingrand, *La libération de l’Auvergne*, Hachette littérature, 1974

² Offizielles Gründungsdatum ist der 1. Februar 1944.

³ Charles de Gaulle, *Mémoires de guerre*, Band II, ‚l’Unité‘, Anhang Seite 689.

Diejenigen, die versagen, werden aus den französischen Befreiungsstreitkräften im Inland¹ ausgeschlossen.

Jeder Mann muss folgende Sachen mitbringen:

Sein bestes Paar Schuhe und Pantinen;

Socken und Unterwäsche;

ein oder zwei warme Decken;

die Waffen, die er bekommen hat;

wenn möglich, ein Zelt oder eine Plane für jeweils zehn Mann.

Der Anführer der Gruppe muss einen Lkw für den Truppentransport stellen.

Eine möglichst rasche Vereinigung, noch ehe die Strassen gesperrt werden und der deutsche Plan (schwarze Listen) anläuft, ist von höchster Wichtigkeit.

An der Partisanenfront,

den 20. Mai 1944

Der regionale Befehlshaber der F.F.I.

Gaspard.

P.S.: Es soll eine Liste mit den Namen jener Männer erstellt werden, deren Abmarsch einen Hilfsantrag zu Gunsten der Familie veranlassen könnten

Dieser Befehl wurde sogleich in den Städten und Dörfern weitergegeben. Es war wie ein Sturmgeläut. Tausende von Männern, die sich bei der Widerstandsbewegung schon eingeschrieben hatten, bislang aber noch daheim geblieben waren, rüsteten ihr Marschgepäck, verabschiedeten sich von ihren Angehörigen, versammelten sich, mitunter mit einigen Freunden, zu kleinen Gruppen und machten sich auf den Weg, in Richtung Gebirge.

„Es war ausgesprochen eindrucksvoll, wie dieser Aufbruch zu den Partisanen aufgenommen wurde“, bemerkt ein Augenzeuge. „die ganze Auvergne war unterrichtet. Man sprach offen darüber, selbst in den Geschäften von Clermont. Es gab regelrechte ‚Abmarschkolonnen‘ mit Geleit der Familien für ihre Söhne, Brüder, Männer . . . – Wie bei einer offiziellen Mobilmachung!“

Zu Fuss, mit dem Fahrrad, Motorrad, in Lastwagen, per Anhalter, bisweilen sogar am Steuer von Fahrzeugen, die sie bei irgend-einer öffentlichen Einrichtung, sprich bei den Deutschen, „entliehen“ hatten, oder auch von den beiden Bahnhöfen von Ruines und

¹ Gilles Levy et Francis Cordet, *A Nous, Auvergne*, Presses de la Cité, 1974, S. 243

Loubaresse aus, die sich in regelrechte Sammellager verwandelt hatten, zogen sie zum Mont Mouchet: Junge und Ältere, vierzehnjährige Jungen ebenso wie vierzigjährige Krieger, Arbeiter und Bauern, Studenten und Beamte. Auf den Strassen oder quer durch die Wälder. Bisweilen singend und Fahnen schwenkend. Einige Gendarmen verliessen ihre Einheiten und schlossen sich, mit ihren Karabinern, diesem Zug an. Lauriat brachte einen Kollegen von der Banque de France mit, und Duverneuil kam mit einem Feuerwehrwagen von Clermont-Ferrand.

Wie viele es waren? Dreitausend mindestens. Möglicherweise viertausend.

Bei ihrer Ankunft nannten sie das Losungswort: «Frankreich!» Vorsichtshalber nahm man ihnen den Personalausweis ab, teilte ihnen dafür eine Matrikelnummer zu, unterzog sie einer Musterrung und verwies sie dann an ihre Kompanie. Deren waren es nun bald fünfzehn, dazu noch drei Freicorps. Eine echte kleine Armee!

Der Mont Mouchet ist mit seinen 1465 Metern nicht die höchste Erhebung des Margeridemassivs. Doch weil er den nördlichen Teil dieses hohen Plateaus beherrscht, begrenzt von der oberen Loire, der Lozère und dem Cantal, bot er sich, so schien es, für die ihm zugedachte Rolle einer Zitadelle geradezu an. Es gab nur wenige Zugangsstrassen, die man leicht abriegeln konnte. Der dichte Wald, der die Abhänge bedeckt, bot ein vortreffliches Versteck für Lager und Anlagen. Die Partisanen bewegten sich ständig unter einem schützenden Dach. So konnten sie kommen und gehen, ohne die Furcht, von Aufklärungsflugzeugen entdeckt zu werden. Es gab zunächst nichts weiter zu tun, als sich zu organisieren, die Ankunft der von den Alliierten versprochenen Verstärkungen und Waffen abzuwarten.

„Gaspard“ hatte sein Hauptquartier im Forsthaus des Mont Mouchet eingerichtet. Dort traf er auch Henri Cordesse, genannt „Robert“, den späteren Präfekten von Lozère.

Eine bestimmte Anzahl von aktiven Offizieren hatte sich auf die Seite der Partisanen geschlagen, unter ihnen Oberst Garcie, vom Generalstab des dreizehnten Militärbezirks in Clermont-Ferrand.

«Ich möchte als Soldat, nicht als Offizier zu euch kommen», sagte er, als er zur Résistance stiess. «Setzt mich ein, wie und wo es euch gerade passt. Ich will hier nur ganz einfach dienen.»

‚Gaspard‘ hatte ihn zu seinem Generalstabschef gemacht, Garde hatte sogleich seinen Freund, den Oberst Mondange, genannt ‚Thomas‘, an seine Seite gerufen. Die beiden hatten alles darangesetzt, vier Ämter zu bilden und die Funktionen nach dem klassischen Aufbau, den sie von der Kriegsschule her kannten, zu gliedern. Die Nachrichtenübermittlung funktionierte, denn das Forsthaus war durch einen Telefonanschluss mit den Ortschaften der Umgebung verbunden. Auch ein Fuhrpark konnte aus den von Robert Janthial, genannt ‚Dumas‘, und Alfred Coutarel, genannt ‚Bartho‘, mit Hilfe ihrer Freunde Valette, genannt ‚Valy‘, und Lallemand, genannt ‚Lamolette‘, requirierten Lastkraftwagen gebildet werden.

Die Fahrzeuge mussten zur Beschaffung des Proviantes für die Partisanen bisweilen lange Strecken zurücklegen. So fuhren sie eines Tages bis Barnassac, um viereinhalb Tonnen Zucker und andere Lebensmittel zu organisieren. Ein anderes Mal wagten sie sich sogar bis Montluçon vor, um eine Lieferung von zehn Tonnen Ölsardinenkonserven abzuholen. Die Alltagsbedürfnisse waren die Garanten für den Erfolg solcher Handstreichs.

«Brot und Fleisch hatten wir gewöhnlich», berichtet ein Partisan, «das andere ergab sich dann von Fall zu Fall. So konnte es geschehen, dass wir zu jeder Mahlzeit ‚Fourme‘ (eine Art Kuhkäse) assen, weil gerade eine ganze Ladung davon angekommen war. Ein anderes Mal waren es Thunfischkonserven oder auch Schokolade . . .»

Was die Kleidung anging, so sah die Situation schon günstiger aus. ‚Gaspard‘ war es gelungen, seinen Leuten ein fast militärisches Aussehen zu verleihen: Er liess Lederblousons austeilten. Diese waren für die Polizei des Vichy-Regimes bestimmt gewesen, aber Laurent hatte sechstausend Stück bei Fabre in La Canourgue ‚besorgt‘. Dazu trug jeder noch eine sorgfältig bedruckte und nummerierte Armbinde in den französischen Farben mit der Aufschrift ‚F.F.I.‘.

Zeltplanen und Decken dagegen waren bei dieser Menge von Leuten Mangelware. Dabei sind Ende Mai die Nächte in mehr als tausend Meter Höhe noch recht kalt. Die Neuankömmlinge mussten sich, so gut es ging, unter den weit herunterhängenden Ästen der Tannen und unter Fallschirmplanen zusammenkauern, die aber leider nicht wasserdicht waren. So standen sie im Morgen-

grauen zähneklappernd und schneifend im reifbedeckten Gras der Waldlichtungen.

Am allerschlimmsten aber war trotz aller Bemühungen von Nancy Wake und Major Caroso der Mangel an Bewaffnung. Zwischen dem 26. Mai und 2. Juni hatten ganze achtundzwanzig englische Flugzeuge ihre Fracht über dem ‚Plongeon‘ (einem vorher bestimmten Gelände in dieser Gegend) abgeladen: Amerikanische Maschinenpistolen, leichte Maschinengewehre und einige Bazookas, sorgfältig verpackt in grossen länglichen Behältern. Völlig unzureichende Sendungen, der Quantität, aber auch der Qualität nach. In einem Funkspruch vom 25. Mai führten die Partisanen des Mont Mouchet bittere Klage:

«Schrottwaffen. Lächerliche Menge. Reicht nicht einmal für zehn Minuten Schusswechsel ... Ist General Koenig über den skandalösen Waffenmangel unterrichtet?»

Als dieser Ruf nicht sogleich den gewünschten Erfolg zeitigte, entsandte Courson de la Villeneuve, der regionale Militärbeauftragte, eine weitere Botschaft: «Truppe in Ordnung, (doch) verfügt nur über hundert Maschinenpistolen . . . sofort Waffen schicken.»

‚Gaspard‘ tat sich also sehr schwer damit, seine fünfzehn Kompanien mit den notwendigsten Waffen auszurüsten. Schliesslich aber, als die Fallschirmabwürfe dann doch zunahmen, konnte er einem jeden von seinen zweitausendsiebenhundert Leuten eine persönliche Waffe, ein Gewehr oder eine Maschinenpistole ‚Sten‘, und Handgranaten zuteilen. Jede Kompanie erhielt ausserdem zwei bis drei automatische Gewehre oder leichte Maschinengewehre. Ein Dutzend Bazookas steigerte die Feuerkraft dieser kampfeslustigen Truppe nicht unerheblich.

Doch die einzig wirklich gut ausgerüsteten und geschulten Einheiten waren die drei Freicorps. Das bekannteste unter ihnen nannte sich ‚Truands‘ ‚Landstreicher‘ und stand unter dem Befehl von Jean Mazuel, der den beziehungsreichen Decknamen ‚Judex‘ angenommen hatte. Sein Leutnant nannte sich ‚Danton‘. Andere hiessen: ‚Fred‘, ‚Spada‘, ‚Victor‘, ‚Milou‘, ‚Sébastien‘, ‚Barberousse‘, ‚Pitche‘ . . . Insgesamt etwa dreissig Mann, mit dem Totenkopf auf ihrem Lederblouson, ein bunt zusammengewürfelter Haufen von Draufgängern, immer bereit mitzumachen, wenn es galt, Schläge auszuteilen.

Diese Truppe von Raufbolden genoss einen Ruf von Nonkon-

formismus, den manche zur Legende steigerten* Die Geschichtsschreibung muss sich darauf beschränken, ihre bewundernswürdige Unerschrockenheit festzuhalten. Die ‚Truands‘ waren es, die dem Beispiel von Camille Leclanché und Raymond Labaune, den Verantwortlichen des ‚Grünen Plans‘ (der die Sabotage von Eisenbahnlinien betraf) in dieser Region, folgend, am 23. April das Signal zu Sabotageakten in der Auvergne setzten, als sie sich an der Zerstörung von einhundertsiebenundvierzig Hochspannungsmasten bei Monistrol, einem Werk von nur wenigen Stunden, beteiligten. Nach zahllosen Attacken auf die deutschen Rückzugskolonnen sind die Überlebenden dieser aussergewöhnlichen Einheit dann, in der Stunde der Befreiung, unter den ersten gewesen, die in Vichy einrückten.

‚Gaspard‘ und Oberst Garde hatten ihre fünfzehn Kompanien und drei Freicorps ringförmig um den Mont Mouchet herum in Stellung gebracht.

Am 2. Juni, vier Tage, bevor die Alliierten in der Normandie landeten, traf ein SS-Bataillon, von Rodez kommend, in Paulhacem-Margeride, im Süden des Mont Mouchet, ein und rückte, nachdem sie sie zunächst ausgiebig mit Mörsern beschossen hatten, gegen die französischen Stellungen vor.

Jean Trollet, der Funker der Gruppe ‚Benjoin‘, alarmierte sofort London:

«Partisanenstellungen angegriffen. Es fehlen Munition, automatische Gewehre, amerikanische MGs, Minen, Bazookas sowie Munition aller Art. Führen Sie Sonderabwürfe durch, womöglich noch heute Abend. Moral hervorragend. Werden es schaffen!»

Das pausenlose Feuer der Partisanen, vor allem der 2. Kompanie und des Freicorps ‚Truands‘, wie auch ein Flankenangriff des Freicorps Laurant und der 12. Kompanie unter Major Samana hielten die Deutschen in Schach. Sie mussten aufgeben und abziehen. Im Reduit herrschte Siegesstimmung. Man hisste Fahnen mit der Aufschrift: ‚Hier beginnt das Land der Freiheit.‘ In Wahrheit hatte man die zur Erkundung entsandte Vorhut zurückgeschlagen, die nur gekommen war, um das Gelände zu sondieren. Die wussten

¹ Robert Aron hat einen Beitrag dazu geleistet in seiner *Histoire de la Libération de la France*, Fayard, 1959, S. 267-282

nun, was sie erfahren wollten: Um die Franzosen vom Mont Mouchet zu vertreiben, müssten sie beträchtliche Mittel einsetzen.

‚Gaspard‘ und sein Stab hatten sofort begriffen: Man beeilte sich, alle Zugangsstrassen mit gefälltten Bäumen zu sperren, Schutzgräben auszuheben, Maschinengewehrnerster einzurichten, Stege und Brücken zu sprengen. Die unablässig neu hinzuströmenden Freiwilligen dirigierte man zu den anderen Partisanenstellungen: Zum Reduit von La Truyère, in dem sich unter dem Befehl des Oberst Mondange, genannt ‚Thomas‘, bald eintausendfünfhundert Mann versammelten; in das Reduit von Saint-Genès, wo schon zweitausend Leute unter dem Befehl des Majors Mabrut versammelt waren – eine Zahl, die schon bald auf sechstausend an wachsen sollte. Insgesamt waren es an die zehntausend Franzosen, die der Aufstand in jenem Teil des Zentralmassivs mobilisiert hatte. ‚Gaspard‘ hatte mit seinen Voraussagen also richtig gelegen.

In der Nacht vom 5. auf 6. Juni versetzte Radio London ganz Frankreich in Flammen, indem es die Texte sendete, die nach und nach im gesamten französischen Gebiet alle Partisanen- und Sabotage-Gruppen aktiv werden liessen. In der Auvergne wurde diese Mobilmachung durch folgenden kurzen Satz ausgelöst: «Anstoss ist um fünfzehn Uhr.»

Nun waren fast zwei Monate vergangen, und ‚Gaspard‘ hatte noch nicht einmal den Anfang der verstärkten Fallschirmabwürfe mitbekommen, die Oberst ‚Philippe‘ ihm zugesagt hatte. Doch wusste er immerhin, dass London ihn nicht ganz vergessen hatte, denn im Morgengrauen des 10. Juni nahmen die Engländer als Antwort auf seine dringenden Aufforderungen sogar das Risiko von Fallschirmabwürfen bei Tage auf sich. Kaum hatten die Empfangsmannschaften die Behälter eingeholt und ihren Inhalt auf die Einheiten verteilt, schlugen die am Rand des Massivs auf gestellten Wachposten Alarm: «Die Deutschen kommen!»

General Kurt Jesser, der die Operationen leitete, hatte sein Hauptquartier in Royat aufgeschlagen und seine Truppen in drei Kolonnen aufgeteilt:

Die erste, von Osten kommend, rückte von Puy aus auf Sangues vor. Sie bestand aus einer Kompanie des 958. Flakbataillons und drei Kompanien Wolga-Tataren, welche die Deutschen an der Ostfront aufgesammelt und in Spezialeinheiten der Wehrmacht

eingegliedert hatten. Insgesamt sechshundert Mann unter dem Befehl von Hauptmann Coelle.

Die zweite Kolonne stiess, von Norden kommend, in Richtung Langeac und Pinols vor. Sie bestand aus zwei Kompanien eines Sicherheitspolizeibataillons sowie einer Kompanie des 958. Flakbataillons, vierhundertfünfzig Mann unter dem Befehl des Oberstleutnants Abel.

Die dritte Kolonne schliesslich befand sich, von Nordwesten kommend, auf dem Marsch von Saint-Flour nach Paulhac-en-Margeride, war etwa eintausend Mann stark und stand unter dem Befehl von Major Enss. Es handelte sich um zwei Kompanien des 95. Sicherheitsregiments, drei Kompanien der Ostlegion, alles Leute aus Aserbaidshan, sowie um die Aufklärungsabteilung Nr. 1000 ohne ihr Wachbataillon.

Insgesamt also waren es zweitausend bis zweitausendzweihundert Mann, darunter neunhundert Wolga-Tataren und Leute aus Aserbaidshan, die gegen den Mont Mouchet vorrückten. Sie führten Feldmörser und einige mit Maschinengewehren ausgestattete Panzerwagen mit sich, doch weder schwere Kampfswagen noch Artilleriebatterien.

Die Partisanen sahen dem Angriff mit Ruhe entgegen. Sie wussten Entschlossenheit, Begeisterung und Vertrautheit mit dem Terrain auf ihrer Seite. Möglicherweise allerdings war ihre Ausbildung unzureichend und ihre Bewaffnung ebenso leicht wie verschiedenartig.

Ungeachtet ihrer Unterlegenheit hielten sie dem ersten feindlichen Ansturm stand. Doch nach dem ersten Schrecken schwärmten die Deutschen aus, tarnten sich und überschütteten die französischen Stellungen mit einem Kugel- und Granathagel, um dann erneut zum Angriff vorzugehen.

Die Partisanen schlugen sich mutig auf der ganzen Linie. An manchen Stellen kämpften sie mit einem wahren Heldenmut. Bei Pinols, im Norden des Mont Mouchet, opferte sich das Freicorps ‚Truands‘, unter dem Befehl von ‚Danton‘, um die Deutschen aufzuhalten. Als diese sich schliesslich aus dem Kampf, der zuletzt Mann gegen Mann geführt wurde, zurückzogen, hatten die ‚Truands‘ zweiundzwanzig von ihren neunundzwanzig Leuten, darunter den Leutnant ‚Fred‘, auf dem Schlachtfeld zurückgelassen. Das bewusste Opfer dieser Handvoll tapferer Leute ermöglichte es der 10. und der 14. Kompanie, bis zum Abend durchzuhalten. In

Monistrol, etwa dreissig Kilometer östlich des Mont Mouchet, wurde der Feind zurückgeworfen. Einen leichten Panzerwagen und zwei kleinkalibrige Kanonen musste er auf dem Feld zurücklassen. Im westlichen Teil der ‚Zitadelle‘, in der Nähe von Ruynes und Clavières, gelang es den deutschen Schützenpanzerwagen, die Strassensperren zu durchbrechen. Doch dabei kippte der Leitwagen um. Die Partisanen gingen zum Gegenangriff über und konnten schliesslich, nach erbittertem Kampf, die Angreifer zurückwerfen.

An allen Stellen setzten die Franzosen dem übermächtig bewaffneten Feind in imponierender Weise Mut, Ausdauer und Gelassenheit entgegen. Doch als der Abend kam, war klar, dass die ‚Zitadelle‘ des Mont Mouchet nicht mehr lange würde gehalten werden können. Klugerweise fassten ‚Gaspard‘ und sein Generalstab die Möglichkeit eines Rückzugs ins Auge. Noch waren sie zum Glück nicht vollkommen eingekesselt. Eine Strasse war noch offengeblieben: Die nach Süden, in Richtung Malzieu. Über Nacht starteten ‚Barthos‘ Lastkraftwagen, beladen mit Lebensmitteln und Kleidern.

Am nächsten Morgen, dem n. Juni, um acht Uhr, empfing der Funker der Gruppe ‚Benjoin‘ folgende Nachricht aus London: «Befehl von General Koenig. Guerillaaktivität soweit wie möglich stoppen. Waffen- und Munitionsnachschub zur Zeit unmöglich. Feindberührung so weit wie möglich beenden, um Neuaufbau zu ermöglichen.»

Nancy Wake selbst brachte die Botschaft zum Generalstab von ‚Gaspard‘. «Du hast doch sicher Zeit, einen ‚Pastis‘ mit uns zu trinken», hiess es dort.

«Nein, das geht nicht. Ich muss sofort los.»

Es war wohl das erste Mal, dass die junge Australierin es ablehnte, mit ihren französischen Freunden anzustossen.

«Das war mein Glück an jenem Morgen», erzählte sie mir eines Abends, lange Zeit später, in ihrer Wohnung in Sydney. «Wenige Augenblick später bombardierte ein deutsches Flugzeug das Forsthaus.»

Im Laufe des Vormittags lebten die Kämpfe überall rund um den Mont Mouchet wieder auf. Die Deutschen hatten Verstärkung angefordert. General Kurt Jesser rief das Sicherheitsregiment Nr. 1000, das sogleich seine Quartiere verliess. Die Partisanen wurden bald dadurch gewarnt, dass sich eine lange Lkw-Kolonne von

Clermont-Ferrand aus in Marsch setzte. Diese allerdings verspätete sich unterwegs, so dass diese Einheit erst gegen Abend an Ort und Stelle eintraf, zu spät, um in die Kämpfe einzugreifen.

Am späten Nachmittag gab Oberst Garcie seinen Kompanien Order, die Stellung bis zur Nacht zu halten, um auf diese Weise einen ungeschützten Rückzug zu vermeiden.

Um zweiundzwanzig Uhr verliessen ‚Gaspard‘, Garcie und ‚Jude‘ als letzte das brennende Hauptquartier. Die Einheiten begannen eine nach der anderen sich im Schutze der Dunkelheit in die Schluchten von Truyère zurückzuziehen.

Vollständig erschöpft bewahrten die Leute jedoch gute Haltung. Sie fühlten sich nicht als Geschlagene. Sie hatten, solange es nur irgend möglich war, dieses kleine Fleckchen Auvergne verteidigt. Und nun entwischten sie durch die Maschen des Netzes . . .

Im übrigen hatten sie das Gefühl, dass dem Feind dieser falsche Sieg teuer zu stehen gekommen war. Sie meinten, sie hätten mehrere hundert Deutsche getötet und ebenso viele verletzt. Jahre später verringert sich dann die angegebene Zahl getöteter Feinde auf zweihundert, und auch die stimmt nicht mit den deutschen Archiven überein, denen zufolge es zwanzig bis fünfundzwanzig Tote und sechzig Verwundete gewesen sind. Wo liegt nun die Wahrheit?

Weitaus leichter lassen sich die französischen Verluste feststellen: Die Kreuze zeigen sie an, am Rand der Strassen und Wege. Diese beiden Tage haben die Partisanen einhundertsechzig Tote und an die zweihundert Verletzte gekostet.

Die Schluchten von La Truyère hatte man aus einem sehr einfachen Grund heraus für den Rückzug gewählt: Der Zugang zu ihnen war überaus schwierig, so dass sich die Partisanen dort einigermassen sicher vor den Deutschen fühlen konnten.

‚Gaspard‘ schlug sein Hauptquartier in der Schule von Saint-Marial auf, einem kleinen Dorf im Süden der Schluchten. Mit Unterstützung seines Stabes reorganisierte er seine Truppen, deren Stärke unablässig weiter wuchs, vor allem dank der Verstärkungen, die aus Allier kamen. Bald vereinigte er dreissig Kompanien in einer Gesamtstärke von fast viertausend Mann unter seinem Kommando. Ausserdem verfügte er über vier Panzerfahrzeuge.

Da die Funkverbindung zu London nicht abgerissen war, wurden auch die Fallschirmabwürfe fortgesetzt. Doch spärlicher,

weitaus spärlicher, als es nach Meinung ‚Gaspards‘ erforderlich gewesen wäre, der weiterhin überzeugt davon war, dass der Partisanenkampf in der Auvergne dazu bestimmt sei, eine ausschlaggebende strategische Rolle zu spielen. Am 18. Juni, anlässlich der vierten Wiederkehr des Aufrufs von General de Gaulle, wurde in Saint-Martial eine grosse Parade veranstaltet. ‚Gaspard‘ hielt eine flammende Rede:

«Bald werden wir in die Städte hinabsteigen, den Tod unserer Kameraden durch die Befreiung unseres Vaterlandes und die endgültige Niederlage der deutschen Truppen rächen.»

Doch es waren die Deutschen, die erneut angriffen, und zwar am 20. Juni. Für dieses zweite Unternehmen hatte General Kurt Jesser drei Kompanien Wolga-Tataren, drei Kompanien Aserbaidshaner, zwei Kompanien des 95. Sicherheitsregiments und zwei Bataillone des 1000. Sicherheitsregiments zusammengezogen. Insgesamt etwas mehr als zweitausend Mann! Unterstützt wurden diese Einheiten durch Artillerie, Schützenpanzer und einige Flugzeuge, denen die Partisanen nichts als ihre leichten Waffen entgegenzusetzen hatten.

Von Norden her auf der Strasse des berühmten Viädüks von Garabit und von Süden her von Fournels aus vorrückend, sprengten die Deutschen die drei Sperren von Pont-Rouge; von Deux Verges und Saint-Juéry. Den Hauptschlag führten sie gegen die 7. Kompanie des Hauptmanns Paul Coupât bei Anterriejix, die den ganzen Tag in bravouröser Weise widerstand. Erst am Abend musste sie das Feld räumen. Nun drangen die Deutschen in Richtung Fridefont und Saint-Martial vor, auf die beiden Punkte zu, die den Kern der Verteidigungsanlagen bildeten.

Um zweiundzwanzig Uhr unterschrieb ‚Gaspard‘ in seinem von einer Messerschmitt zerschossenen Hauptquartier im Schein eines Windlichts die Rückzugsbefehle, die dann durch Verbindungsleute zu den verschiedenen Einheiten weitergegeben wurden. Nachts, nach einer Wiederauflage des schwierigen Manövers vom Mont Mouchet, gelang es dem Gros der Partisanen, durch die deutschen Linien hindurchzusickern und Zuflucht im Lioranmassiv sowie in den verschiedenen, den Kompanien einzeln zugewiesenen Guerilla-Zonen im Puy-de-Dôme, an der Oberen Loire und

¹ Die Zahl geht aus den deutschen Archiven hervor. Einige Memoirenschreiber sprechen von zwanzigtausend Mann, was mir allerdings reichlich zu hoch gegriffen scheint.

in Allier zu finden. Dort erwarteten sie schon die ‚Dreissiger‘, gebildet aus Leuten, die zu Hause geblieben waren und sich auf Befehl ‚Gaspards‘ um die Anführer des Gebiets geschart hatten.

Dieser Tag hatte die ‚F.F.I.‘ der Auvergne etwa hundert Tote und ebenso viele Verwundete gekostet. Von letzteren sind dann noch fünfzehn zusammen mit ihren Pflegern in Saint-Just ermordet worden. Die anderen brachte man ins Krankenhaus von Saint-Alban.

Die Leiden der Zivilbevölkerung aber waren noch nicht zu Ende. Schon nach der Einnahme des Mont Mouchet hatten die deutschen Polizeieinheiten und die Hilfstruppen mehrere Dörfer zerstört und die Bevölkerung gepeinigt: Dièges, Paulhac, wo achtundzwanzig Zivilisten, darunter ein fünfzehnjähriger Junge, hingerichtet worden waren, Clavières, wo Unschuldige erschossen und die Verletzten im Krankenhaus lebendig verbrannt worden waren – trotz des mutigen Eingreifens des Bürgermeisters François Broncy, der, mit seiner Amtsschärpe angetan, die Deutschen aufgesucht hatte und nicht mehr gesehen worden ist.

Nach dem Gefecht von La Truyère entwickelte der Feind abermals unglaubliche Grausamkeit: In Neuvèglise und in Maurines kam es zu Zivilistenerschiessungen; in Murat zu einer systematischen Razzia, woraufhin einhundertfünfzehn Einwohner in Deportationslager gesteckt wurden* willkürliche Erschiessungen an Ort und Stelle – am Strassenrand, in einem Waldwinkel . . .

«Der Rückzug vom Mont Mouchet und danach von La Truyère, bedeutet dies nicht eine Verurteilung der Reduit-Taktik?», so habe ich später einmal ‚Gaspard‘ gefragt.

«Nein», antwortete er, ohne zu zögern. «Wenn Fehler gemacht worden sind, so sind sie von jenen begangen worden, die uns versprochen hatten, durch Fallschirmabwürfe für Nachschub und schweres Material zu sorgen, und die diese Versprechen dann nicht gehalten haben ... Im Übrigen war uns, den Leuten der F.F.I., eine Aufgabe anvertraut worden: Zum Zeitpunkt der Landung und in den folgenden Wochen möglichst viele deutsche Einheiten im Zentralmassiv zu binden. Diese Aufgabe haben wir erfüllt. Schliesslich haben unsere Aktionen letztlich die Kapitulation von mehr als 18000 Deutschen in Decize herbeigeführt.»

Wie dem auch sei, die Partisanen der Auvergne waren so klug,

aus diesen Gefechten ihre Lehren zu ziehen. Sie zerstreuten sich und nahmen ihre ureigene Art der Kriegsführung wieder auf: Den Kampf aus dem Hinterhalt – unvorhersehbar, heftig und rasch.

Genau zu diesem Zeitpunkt holte der französische Generalstab in Algier aus seinen Schubladen einen ehrgeizigen, allerdings nicht gerade neuen Plan hervor, demzufolge den Partisanen der Auvergne eine bedeutsame Rolle hätte zufallen können: Den sogenannten Plan ‚Force C‘.

Warum ‚C‘? Aus einem sehr einfachen Grund: Eine ‚Force A‘, bestehend aus Fallschirmjägern der ‚France libre‘, war am Vorabend der Landung der Alliierten in der Normandie in der Bretagne abgesprungen. Eine ‚Force B‘, französische Divisionen, die von der Italienfront zurückgeführt wurden, und andere in Nordafrika formierte Einheiten, schickte sich an, unter dem Oberbefehl des Generals Lattre de Tassigny in der Provence zu landen. Die ‚Force C‘ schliesslich sollte im Herzen Frankreichs in Verbindung mit der Résistance eine grossangelegte Luftlandeoperation durchführen.

Die Idee, so hat man gesagt, stamme ursprünglich von General Revers. Die Pläne hierfür wurden im Frühjahr 1944 von Pierre Guillain de Bénouville und Maurice Chevance-Bertin den Dienststellen des Oberst Passy in London unterbreitet. Sie haben dann schliesslich ihren Weg bis nach Algier genommen, wo sie vom militärischen Aktionskomitee (‚COMAC‘) wieder aufgegriffen wurden.

Jacques Soustelle, der Generaldirektor des Spezialdienstes und Sekretär des Aktionskomitees in Frankreich, zeigte persönliches Interesse an ihnen. Oberst Pierre Billotte, der dazu ausersehen war, die Operation zu leiten, schreibt dazu folgendes:

Es war ein ehrgeiziger Plan. Er zielte darauf ab, Frankreich die Mittel zu verschaffen, einen grossen Teil seines Territoriums aus eigener Kraft zu befreien, und zwar durch massiven Einsatz des gesamten Résistance-Potentials. Der Kern des Unternehmens, Luftlandetruppen und mehrere hundert mit ihnen abspringende Offiziere, die zur militärischen Schulung der Widerstandskämpfer bestimmt waren, sollte, zunächst von einem sorgfältig ausgesuchten Gebiet ausgehend, der Résistance zu einer maximalen Ausnutzung ihrer Wirkungsmöglichkeiten verhelfen, und zwar im Verlaufe eines Prozesses, der, beginnend mit der Befreiung einer

vom Feind nur schwach besetzten Zone, über die Verdoppelung bzw. Verdreifachung der Fallschirmjägereinheiten und mit Hilfe der Eingliederung der Partisanen zur Auslösung unterschiedlicher Aktionen gegen den Feind führen und schliesslich in einer allgemeinen Erhebung der Bevölkerung gipfeln sollte. Auf militärischem Gebiet sollten von Forez und Velay aus, die in den Widerstandsbezirken R 5 und R 6 als Ausgangszonen für die Operation vorgesehen waren, Aktionen gegen das weitläufige Hinterland im Rücken der deutschen Hauptlinien starten, sei es ins Rhonetal, sei es in Richtung auf die Widerstandsstützpunkte am Atlantik, sei es auch zur Begegnung mit den alliierten Streitkräften im Norden, oder zur Loire, nach Orléans oder nach Tours hin.

Von derartigen Operationen versprach man sich die Befreiung von mindestens einem Dutzend französischer Departements, eine ernsthafte Störung der Nachrichtenverbindung zwischen den drei deutschen Heeresgruppen im Norden, Westen und Süden sowie infolgedessen eine beträchtliche Beschleunigung zur Rückzugsbewegung zum Rhein und auf das Territorium des Dritten Reiches hin?

Dies war die Manöveridee, welche de Gaulle am 2. Juli Oberst Billotte gegenüber entwickelte. Letzterer begriff, als er das Dienstzimmer seines Generals verliess, dass er keine Zeit mehr zu verlieren hatte: Die Alliierten waren bereit, die Operation ‚Anvil‘ zu starten, die Landung im Süden Frankreichs. Sogleich wurde ein kleiner Stab unter dem Befehl des Oberst Lassalle gebildet. Die Planungsarbeiten wurden derart zügig vorangetrieben, dass Pierre Billotte schon am 5. Juli dem britischen General Sir Henry Maitland Wilson, dem alliierten Oberbefehlshaber im Mittelmeerraum, einen vorläufigen Plan vorlegen konnte.

«Welche Truppen brauchen Sie?» fragte Wilson.

«Eine leichte französische Division, eine englische Brigade und, wenn möglich, eine amerikanische Brigade», erwiderte Billotte?

«Wissen Sie, was man an Flugzeugen für den Transport dieser Truppen benötigen wird?»

¹ Pierre Billotte, ‚Qui a abandonné les maquisards d’Auvergne? L’opération Caïman n’aura pas lieu‘, *Historama*, Nr. 262, September 1973.

² Die von Pierre Billotte vorgesehene leichte französische Division sollte folgende Einheiten umfassen: Ein auf Sizilien stationiertes Fallschirmjägerregiment, ein Stosstruppataillon, die in Staoueli in Algerien formierte Kommandogruppe, die in Grossbritannien stationierten Bataillone Bourgoïn und Conan, das 4. Zuavenregiment, ein Gebirgsartillerieregiment und eine Schwadron leichter Kampfswagen.

«Ja, Herr General. Wir haben ausgerechnet, dass wir mit C 47-Flugzeugen achthundertzweiundvierzig Flüge brauchen. Wenn wir über Gleitflugzeuge verfügen können, selbstverständlich entsprechend weniger.»

Von diesem Tage an stellten sich General Wilson und sein amerikanischer Stellvertreter General Jacob L. Devers gegen die ‚Force C‘. Sie waren der Meinung, dass sie alle ihre Flugzeuge für die Operation ‚Anvil‘ benötigten und waren nicht bereit, eine bestimmte Anzahl von ihnen umzudirigieren, um im Zusammenwirken mit der französischen Résistance die Luftlandeunternehmen durchzuführen.

Am 15. Juli rief General Wilson alle mit der ‚Force C‘ befassten alliierten Offiziere in Caserta bei Neapel zusammen – mit Ausnahme der Franzosen. Kühn entschlossen bestieg Billotte ein Flugzeug, erreichte das alliierte Stabsquartier und meldete sich für das Beratungszimmer an, wo man ihm den Zutritt nicht zu verwehren wagte. Er erläuterte seinen Plan mit einer solchen Überzeugungskraft, dass seine angelsächsischen Gesprächspartner schwankend wurden. General Devers verliess die Versammlung mit den Worten: «Sie haben mich vollständig überzeugt. Wir verfügen über alle erforderlichen Mittel. Ein Mangel an Elastizität in der Vorbereitung und Ausführung unserer Kriegspläne wäre undenkbar.»

Wilson, weniger überzeugt als sein unmittelbarer Stellvertreter, beschloss, den Plan erneut zu prüfen. Einige Tage später bat er, von de Gaulle in Algier empfangen zu werden. Das Treffen fand am 20. Juli in Gegenwart von Billotte statt. Der alliierte Oberkommandierende im Mittelmeerraum ging zwar nicht so weit, das Unternehmen für undurchführbar zu erklären. Doch er erhob alle nur erdenklichen Einwände: Die Jugend des Obersten, trotz seines zweifellos grossen Sachverstandes; sein für ein derart wichtiges Unternehmen unzureichender Dienstgrad; die Kürze der Zwischenfrist bis zur Südlandung; die Schwierigkeit, in solch kurzer Zeit die Truppen und Flugzeuge zusammenzubekommen; das Verlangen, die alliierten Streitkräfte nicht von ihrem Hauptziel, nämlich dem Unternehmen ‚Anvil‘ abzulenken.

De Gaulle hörte sich diesen langen Monolog mit einem leichten, ungläubigen Lächeln an.

«Muss ich dies so verstehen», fragte er schliesslich, «dass Sie gekommen sind, um mir eine Absage zu erteilen?»

In ausserordentliche Verlegenheit gebracht, suchte Wilson nach

Ausflüchten: «Nein, durchaus nicht, Herr General, das habe ich damit nicht sagen wollen. Wir brauchen eben nur noch einige Tage Bedenkzeit.»

Die Unterredung war beendet. Nach Caserta zurückgekehrt, erstattete Wilson in London und Washington Bericht. Die Antwort stand schon von vornherein fest. Sie lautete ‚nein‘ und kam vom Präsidenten der Vereinigten Staaten selbst.

‚Roosevelt‘, behauptet Pierre Billotte, ‚meinte in Wirklichkeit, eine solche Operation könne, im Falle des Erfolges, die Machtübernahme durch de Gaulle allzu sehr erleichtern. Ein bedauerliches Ende des Planes – bedauerlich wegen der militärischen Unterstützung, die er zweifellos für die Kämpfe der Alliierten in der Normandie und im Süden Frankreichs mit sich gebracht haben würde*

Noch sehr viel später, als ich ‚Gaspard‘, inzwischen wieder Emile Coulaudon und Handelsvertreter, in Clermont-Ferrand traf, zeigte sich, dass die Erinnerung an jene verpassten Gelegenheiten in ihm noch immer eine gewisse Nostalgie zurücklassen.

«Wenn man uns die Fallschirmjägerbrigaden geschickt hätte», sagte er, «hätten wir eine Invasionsarmee im Herzen Frankreichs besessen . . .»

* Pierre Billotte a.a.O.

Die Vier, die das Blutbad von Valréas überlebten

«Ein zuverlässiger Freund für den Grafen von Montségur» ... Es war eine unter vielen esoterischen Botschaften, die der Londoner Rundfunk in der Nacht vom 5. auf 6. Juni 1944 ausstrahlte. Als die Anführer der Résistance in der Gegend von Valréas sie vernahmen, sprangen sie vor Freude in die Luft. Dieser unbedeutende kleine Satz war nämlich nichts anderes als der Befehl an sie, alle verfügbaren Kräfte zu mobilisieren und mit der Verwirklichung der schon seit Langem vorbereiteten Pläne zu beginnen.

Im Verlauf der gleichen Sendung weckten ähnlich sibyllinische Sätze auch andere Patrioten auf, die schon seit Wochen auf ihre Stunde warteten. «Die Gemse in den Alpen springt», sendete BBC, und viertausend Männer versammelten sich alsbald, zumeist ohne Waffen, auf dem Plateau von Vercors; die Worte «Im grünen Wald steht ein grosser Baum» mobilisierten alle Wehrtüchtigen und entschlossenen Männer in der Gegend von Drôme; «Der erste Biss kostet zweihundert Francs» war das Signal, an ganz bestimmten schon lange im Voraus festgelegten Stellen in der Gegend von Drôme und von Ardèche die Bahngleise zu unterbrechen. Die Frage «Befindet sich Napoléons Hut in Perros-Guirec?» veranlasste die bretonische Widerstandsbewegung, in Aktion zu treten; «Ich suche ein vierblättriges Kleeblatt» liess den ‚Grünen Plan‘ anlaufen, d.h. die Sabotageaktion gegen das Eisenbahnnetz im gesamten französischen Gebiet. «Die Tomaten müssen geerntet werden» galt der Ausführung des ‚Violetten Planes‘ zur Unterbrechung der telefonischen Fernleitung.

Auf diese Weise wurden in jener fieberhaften Nacht, die der Landung der alliierten Truppen an den Stränden der Normandie vorausging, alle Partisanen in Frankreich, alle Organisationen der

Résistance, alle Bewegungen, Gruppierungen, die nur unter grossen Schwierigkeiten zu einer scheinbaren Einheit zusammengefügt waren, in den Kampf gerufen.

«War es denn wirklich notwendig, alle Leute, im gesamten nationalen Territorium vergeblich in Alarmbereitschaft zu setzen?» fragte ich viele Jahre später den General Pierre-Marie Koenig (1898-1970), der wenige Tage vor dem Tag J von de Gaulle zum Oberbefehlshaber der französischen Inlandstreitkräfte ernannt worden war.

Der General antwortete mir, dass dies aus Gründen militärischer Geheimhaltung notwendig war, um den Feind so lange wie möglich im Ungewissen über das Landeunternehmen in der Normandie zu halten. Nachdem dieser Zweck erreicht war, folgten dann für alle sehr rasch die Stoppkommandos, ausser für die Gebiete, die von der Schlacht in der Normandie unmittelbar betroffen waren. Nur haben, nachdem das Signal einmal gegeben war, diese Bremsmassnahmen kaum ‚gegriffen‘; sie sind fast ausnahmslos auf absolutes Unverständnis bei den Adressaten gestossen.

Sie können sich vorstellen, welche enormen Schwierigkeiten es für die Kommandeure gab, ihre Befehle aus der Ferne zu geben. Dies ist auch einer der vielen Gründe dafür, dass ich es sehr bedauert habe, erst im letzten Augenblick, nämlich fünf Wochen vor der Landung in der Normandie, nach London entsandt worden zu sein. Hätte ich, wie das anfangs vorgesehen war, meinen Posten an der Seite von General Eisenhower schon im September 1943 einnehmen können, so hätte ich ohne Zweifel die Zeit gehabt, zahlreiche Mängel in der Ausführung der Operationspläne in Frankreich abzustellen.¹

Die persönliche Botschaft, die der BBC in jener Frühjahrsnacht an den ‚Grafen von Montségur‘² übergeben wurde, galt, wie gesagt, in Wahrheit den Partisanen von Valréas. Dieses malerische alte Städtchen mit seinen damals viertausend Einwohnern ist eine einzigartige Erscheinung in der französischen Verwaltungsgeographie: Eine Enklave des Départements Vaucluse mitten im Département Drôme, eines der Überbleibsel der Grafschaft Venaissin,

¹ Auszug aus einem langen Schreiben des Generals Koenig an mich vom 12. Juni 1967.

² Montségur ist ein kleines Dorf in Tricastin, in der Gegend von Saint-Paul-Trois Châteaux, im Département Drôme.

die von 1274 bis 1791 unter der Herrschaft des Papstes gestanden hatte, bis sie dann auf einen entsprechenden Antrag ihrer Einwohner durch ein Dekret der Nationalversammlung Frankreich eingegliedert wurde.

In dieser Gegend hielten die Hauptverantwortlichen der Résistance im Laufe des 6. Juni eine geheime Versammlung ab, und zwar in Comps, einem entlegenen Dorf im Voralpengebiet, etwa dreissig Kilometer östlich von Montélimar. In ihrer optimistischen Stimmung waren die Versammelten dadurch bestätigt worden, dass im Laufe der vorangegangenen Nacht, unmittelbar nach Ausstrahlung der Rundfunkbotschaft, ein wichtiger Mann mit dem Fallschirm bei ihnen abgesprungen war: Ein Major der britischen Armee, ‚Crock‘ genannt. Dies bestätigte ihnen, dass nun hier, bei ihnen, die Stunde der Tat geschlagen habe.

So beschlossen sie, alle Freiwilligen, die sich melden würden, einzuziehen, sich aller Waffen zu bemächtigen, die sich im Besitz der Gendarmeriebrigaden befanden, in deren Reihen sie seit langem schon zahlreiche Helfershelfer hatten; alle alten Armeewagen aus den Garagen und Scheunen hervorzuholen, wo man sie zwei Jahre zuvor, nach der Besetzung der Südzone, versteckt hatte. In diesem Stückchen Frankreich, abseits der grossen Heerstrassen, schien die Stunde der Befreiung geschlagen zu haben.

In Valréas selbst wollte man eine regelrechte Operationsbasis schaffen. Am 8. Juni stiegen die Partisanen von den umliegenden Bergen hinab und drangen gegen sechs Uhr morgens in das Städtchen ein, besetzten die Post, unterbrachen die telefonischen und telegrafischen Verbindungsleitungen, brachten das Rathaus in ihre Gewalt und stürmten die Gendarmerie, deren Leute sich ohne Gegenwehr entwaffnen liessen.

Die Streitkräfte der Résistance wuchsen durch den Zustrom junger Freiwilliger rasch an. Strassensperren wurden errichtet. Einige Ausbilder, Veteranen des Partisanenkrieges, begannen die jungen Rekruten im Umgang mit den Waffen vertraut zu machen, die per Fallschirm von viermotorigen amerikanischen und englischen Maschinen abgeworfen worden waren.

Die militärische Befehlsgewalt wurde Hauptmann ‚Alain‘, mit bürgerlichem Namen Pierre Raynaud, und Leutnant Rigaud, bekannter unter dem Decknamen ‚Georges‘, übertragen – die zivilen Befugnisse an Marius Gras, Clarice, genannt ‚Prudent‘, und Amédée Tena, drei Anführer der örtlichen Widerstandsbewegung.

Erst am 11. Juni überliessen die Partisanen das Rathaus wieder der Gemeinde und quartierten sich im Gymnasium ein.

All dies versetzte einen Teil der Bevölkerung in Unruhe. Man befürchtete die Rückkehr feindlicher Truppen. In den Augen der Wagemutigen erschienen diese vorsichtigen Leute in dieser Atmosphäre allgemeiner Erregung als ausgemachte Angsthasen. In Wahrheit aber waren sie nur vernünftig. Die Begeisterung des Augenblicks hatte sie nicht vergessen lassen, was sich kaum drei Monate zuvor ereignet hatte.

Anfang des Jahres war es infolge der Festnahmen, Deportationen und Exekutionen, welche die Deutschen in der Gegend von Valréas vorgenommen hatten, zur Bildung einer Gruppe von Freischärlern gekommen, und die hatte sich an verschiedenen Sabotageakten beteiligt. Doch dann im April war sie im Verlauf einer gemeinsamen Operation von Wehrmacht und Miliz in Allan, im Departement Drôme, aufgerieben, Leutnant Quinaud, genannt ‚Daniel‘, und zehn Partisanen waren gefangengenommen und erschossen worden.

. . . Die Tage vergingen und der Eindruck verstärkte sich, dass diesmal kein Gegenschlag drohte. Fröhlich flatterten die französischen Fahnen über den alten Dächern von Valréas. Die Gendarmen hatten sich ausnahmslos der Befehlsgewalt des Hauptmanns ‚Alain‘ unterstellt. Die örtlichen Milizsoldaten sassen in ihrem Amtsgebäude an der Stasse nach Nyons wie Ratten in der Falle und waren schliesslich mit unbekanntem Ziel abgeführt worden. Von der Front in der Normandie kamen ermutigende Nachrichten. Es war also nun erwiesen, dass die Deutschen nicht in der Lage waren, die Alliierten ins Meer zurückzuwerfen. Nur ein wenig Geduld noch, und dann würde ganz Frankreich frei sein, so, wie jetzt Valréas . . .

Welche grausame Illusion! Aufmerksam verfolgte der Feind das ganze Hin und Her. Er war durchaus nicht gewillt, dieses kleine ärgerliche Geschwür in seiner Flanke länger zu ertragen. Tag für Tag hatte eine leichte einmotorige Fieseier Storch die Gegend überflogen, die Bewegungen der F.F.I. beobachtet und Luftaufnahmen gemacht.

Plötzlich, am Sonntag, dem 11. Juni, vormittags, rasten zwei Jagdmaschinen der Luftwaffe mehrmals mit Maschinengewehrfeuer über die Stadt. Dabei konnten die Partisanen eine von ihnen zum Absturz bringen.

Doch sehr viel Zeit, sich dieses Erfolges zu freuen, blieb ihnen nicht. Gegen Abend kam auf dem Motorrad ein Oberst aus Vichy, bekannt unter dem Decknamen ‚Don José‘, in der Stadt an. Er hatte erfahren, dass die Deutschen einen Angriff auf Valréas vorbereiteten und hatte sich, da er aus der Gegend stammte, bis zu der ‚Enklave der Päpste‘ durchgeschlagen, um seine Freunde in der Résistance zu warnen.

Die begannen noch in der Nacht einen Teil des Materials, der Munition und des Proviantes wegzuschaffen und in das 649 Meter hoch im oberen Roubiontal gelegene Bouvières zu bringen.

Doch dann erschien eine F.T.P.F.-Abteilung unter Führung des Leutnants ‚Emile‘ und eines gewissen ‚Roger‘, Roger Chaifre mit wirklichem Namen, und die erwiesen sich als Gegner jeglichen Rückzuggedankens. Sie waren der Meinung, man müsse Valréas, koste es, was es wolle, verteidigen. Es kam zu einer erbitterten Diskussion mit den Anführern der ‚Geheimen Armee‘, die für Vorsicht plädierten.

Tags darauf, am Montag, dem 12. Juni, gegen fünf Uhr morgens, rückte der Feind auf Valréas vor. Die Operation wurde von einer der gefürchtetsten Einheiten der deutschen Armee ausgeführt, der Panzerdivision ‚Brandenburg‘ der Waffen-SS. Sie war im Süden Frankreichs in Alarmbereitschaft versetzt worden und hatte Befehl erhalten, in grösster Eile die Normandie zu erreichen. Valréas lag auf ihrem Weg, genauer gesagt am Rande desselben. Eine der Kampfgruppen dieser Division hatte die Weisung erhalten: «Schnell, schnell! Befreit uns von dieser Warze!»

An die zweihundert Fahrzeuge, darunter Panzer und Schützenpanzer, befanden sich nun auf dem Weg nach Valréas. Da begriffen die Verantwortlichen der Résistance, dass der Versuch, die Stadt zu halten, Wahnsinn gewesen wäre. Gegen elf Uhr liessen sie den Bürgermeister wissen, dass sie sich im Falle eines deutschen Angriffs kampfflos zurückziehen würden, um ein Blutvergiessen zu vermeiden. Sie hatten schliesslich eingesehen, dass ihr Heil in der Flucht lag, teilten ihre schwachen Kräfte in drei Kolonnen ein und liessen sie in Richtung Nyons, Taulignan und Dieulefit abziehen. An der Spitze des letztgenannten Zuges befand sich der Stab mit dem Material. Diese Einheiten konnten sich ohne grosse Verluste in Sicherheit bringen.

Im Städtchen und in der Umgebung blieben nur zwei

F.T.P.F.-Gruppen, zu denen sich ein paar F.F.L.-Leute und einige Freiwillige gesellten.

Um die Stadt herum zog sich das Netz immer enger zusammen. Die Waffen-SS verteilte ihre Panzer auf die vier Hauptstrassen und auf die neun Nebenstrassen, die strahlenförmig vom alten Stadtkern ausgingen, und die letzten Partisanen sassen in der Falle.

Émile Bouchet, ein blonder, grossgewachsener, kräftiger Bursche von neunzehn Jahren, von Radio London her unter dem Decknamen ‚Zèbre de Valréas‘ bekannt, hatte auf der Strasse La Beaumede-Transit eine Sperre errichtet. Bei ihm waren fünfundzwanzig Mann, alles F.F.I.-Leute, die von den Partisanengruppen im Lance-Gebirge gekommen waren, einem Kalkmassiv etwa zehn Kilometer nordöstlich von Valréas, das eine Höhe von 1340 Metern erreicht. Den schweren Kampfwagen und der motorisierten Artillerie der Division Brandenburg hatten sie nur Karabiner, Maschinepistolen, ein paar in aller Eile zusammengebastelte ‚Gamon-Plastikgranaten‘ und schliesslich ein einziges Maschinengewehr entgegensetzen – jenes, mit dem sie das deutsche Jagdflugzeug heruntergeholt hatten. Das war ihre ganze Bewaffnung . . .

Gegen Mittag kam es zur Berührung mit dem Feind. Émile Bouchet und seine Männer hielten drei Stunden lang stand. Zwei wurden getötet, drei weitere verletzt. Dann endlich waren diese leidenschaftlichen Patrioten, der feindlichen Übermacht an Zahl, Ausbildung, Material und Bewaffnung hoffnungslos unterlegen, auf dem Punkt angelangt, sich für den Rückzug zu entscheiden, um nicht überrollt zu werden. Einzeln oder in kleinen Gruppen versuchten sie, die Berge zu erreichen, die sie ja wie ihre Westentasche kannten. Doch der Versuch schlug fehl. In den Weinbergen zwischen den Strassen nach Orange und Vinsobres wurden sie allesamt gefangengenommen.

Die Männer von der Waffen-SS liessen die Gefangenen im Kreis antreten und banden sie mit Stricken und Gürteln bei den Handgelenken aneinander fest. Um sechzehn Uhr trieben sie, die Hand am Abzug ihrer Waffen, die jämmerliche kleine Schar in Fesseln vor sich her zurück in die Stadt. Dort brachten sie die Partisanen mit kreuzweise hinter dem Kopf zusammengebundenen Händen an einen Ort namens Portalon, wo man auch mehrere Geiseln zusammengetrieben hatte. Von dort aus führten sie die beiden Gruppen zu einem Ehrenmal am Anfang der Strasse nach Orange,

wo eine dritte Gefangenengruppe wartete: Weitere Partisanen, die sie mit den Waffen in der Hand gefangen, andere Geiseln, die sie sich blindlings in der Stadt gegriffen hatten. Unter ihnen friedliche Greise. Insgesamt sechzig Mann.

Im Stadtzentrum hatte inzwischen die Waffen-SS an allen Zugängen zum Rathausplatz Wachen aufgestellt, wo man unterdessen die gesamte Bevölkerung auf Anordnung der die Operation leitenden Nazi-Offiziere versammelt hatte.

Jules Niel, der siebenundfünfzigjährige Bürgermeister von Valréas, hatte gerade noch Zeit gehabt, in sein Dienstzimmer zu laufen und seine Amtsschärpe anzulegen. Als dann schliesslich alle versammelt waren, unterbrach ein Offizier, ein Major mit geflochtenen silbernen Epauletten das fürchterliche Schweigen mit den Worten: «Ebenso wie Marschall Pétain, führen auch wir einen gnadenlosen Kampf gegen Terroristen.»

Ein Dolmetscher übersetzte Wort für Wort. Sein Dialekt verriet seine Herkunft: Er kam aus Belleville (einem Stadtteil von Paris), ein Franzose im Dienste der Waffen-SS! Traurigerweise nicht der einzige unter den eintausendzweihundert Mann der Division Brandenburg, die der deutsche General gegen Valréas entsandt hatte.

In jenem Jahre 1944 gab es in der Waffen-SS neben 410'000 Deutschen und 300'000 Leuten deutscher Abkunft (das heisst Ausländern, die als deutschstämmig galten) rund 55'000 Holländer, 23'000 Flamen, 20'000 Franzosen, 20'000 Wallonen, 6000 Norweger, 6'000 Dänen, 600 Schweizer, 80 Liechtensteiner, 200 ‚Verschiedene‘, darunter Engländer, Schweden und Spanier. Zu diesen regulären Streitkräften muss man noch 31'000 Letten, 20'000 Esten, 20'000 Ukrainer, 8'000 Turkmenen, 25'000 Kaukasier und 14'000 Balkan-Muselmanen hinzuzählen. Insgesamt waren es über 950'000 Mann!

Als der SS-Major zu Ende gesprochen hatte, wandte sich der Bürgermeister an seine Mitbürger mit den Worten: «Meine Freunde! Wir wollen Ruhe und Disziplin bewahren, um Repressalien zu vermeiden. Valrésianer und vor allem Franzosen wollen wir bleiben!»

Beifall von allen. Jules Niel sagte sich, dass das Schlimmste nun

¹ Lothar von Greelen, *Les Waffen S.S. au combat*, France-Empire, Paris, 1965.

vorüber sei. In diesem Augenblick dachte er nur noch an die Kanonen, die auf die Stadt gerichtet waren, und an die fürchterliche Drohung, die ihm der deutsche Major bei der ersten Begegnung entgegengeschleudert hatte:

«Herr Bürgermeister. Wir haben Befehl, Valréas, wenn notwendig, dem Erdboden gleichzumachen.»

Noch wusste Jules Niel nicht, was sich beim Ehrenmal zusammenbraute, als eine Frau, sich den Weg durch die Menge bahndend, auf ihn zustürzte und keuchend, völlig verstört hervorstiess: «Herr Bürgermeister, sie haben Geiseln genommen. Auf der Strasse nach Orange bereiten sie ihre Erschiessung vor. Mein Mann ist dabei. Retten Sie sie. Ich flehe Sie an!»

Jules Niel erlebte. Er lief bis zur Strasse nach Orange, erblickte die Gefangenen, die Gesichter zur Mauer gewandt, rannte auf den SS-Leutnant zu und schrie, völlig ausser Atem: «Ich bin der Bürgermeister dieser Stadt. Halten Sie ein! Sie können so etwas nicht tun!»

«Diese Leute sind Terroristen!» erwiderte der Leutnant.

Und um deutlich zu machen, dass er nicht die Absicht habe, sich auf Diskussionen einzulassen, gab der Offizier ein Zeichen. Die Waffen wurden schussbereit in Anschlag gebracht.

«Terroristen!» rief der Bürgermeister aus. «Das ist doch ausgeschlossen!»

Mit diesen Worten zeigte er auf einen Mann, rein zufällig, zweifellos ganz einfach deshalb, weil dieser am Anfang der Reihe stand:

«Sie werden doch nicht behaupten wollen, dass Victor Ministral ein Terrorist ist!»

Als er seinen Namen hörte, drehte Victor Ministral sich um und war mit einigen Schritten an der Seite des Bürgermeisters. Mit dem Leutnant verhandelnd, schirmte Jules Niel Victor Ministral mit seinem Körper ab. Der nahm seine Chance wahr, machte auf dem Absatz kehrt und entfernte sich in aller Ruhe. Der Offizier hatte nichts bemerkt. Weil er nicht reagierte, meinten die Soldaten, er sei mit der Freigabe dieses Gefangenen einverstanden und liessen ihn passieren. Nach ihm konnten noch zwei weitere Geiseln auf gleiche Weise gerettet werden: Louis Diage, ein pensionierter Lehrer, und Antoine Macelon, ein Hilfsarbeiter.

Es waren noch immer siebenundfünfzig, und für die konnte Ju-

les Niel nichts mehr ausrichten. Da warf er sich vor die Gewehrläufe mit dem Schrei: «Ihr seid Feiglinge!»

Er wollte sterben. Man verschonte ihn. Man zwang ihn, sich zu entfernen. Die Gefangenen stimmten die Marseillaise an. Nach dem ersten Vers und dem Refrain verstummten sie. Zwei Kommunisten sangen die Internationale. Die Gläubigen beteten.

Plötzlich peitschten die ersten Schüsse über den Platz und trafen die ersten Unglücklichen in den Rücken. Von einem regelrechten Exekutionskommando konnte man gar nicht sprechen. SS-Leute hatten sich auf der anderen Strassenseite in ca. sieben Meter Entfernung bei einer Platanenreihe aufgestellt und lösten sich bei ihrem blutigen Geschäft ab. Mit ihren ‚Mauser‘-Maschinenpistolen streckten sie ihre Opfer, eines nach dem anderen, immer am Anfang einer Reihe beginnend, nieder. Für die ersten war alles schnell vorbei. Für die anderen begann eine schreckliche, von Schüssen unterbrochene Wartezeit.

Von der Partisanengruppe war Joseph Coutton als erster an der Reihe. Als der Schuss ihn erreichte, fiel er hin und verlor das Bewusstsein. Die Kugel war am Hals rechts, unterhalb des Unterkiefers, eingedrungen, hatte den Gaumen durchschlagen und war unter dem linken Auge wieder herausgekommen.

Emile Bouchet war unter den letzten zehn, angebunden an einen Baum von Kerl, Jean Veyrenc mit Namen. Als der von einem Genickschuss getroffen zu Boden stürzte, war Bouchet dadurch schon leicht aus dem Gleichgewicht geraten, als die SS auf ihn abdrückte. So traf die Kugel sein Schulterblatt und trat am Hals unten rechts wieder aus, eine vierzehn Zentimeter lange Wunde reisend, ohne aber Wirbelsäule, Luftröhre, Kehlkopf oder Halsschlagader zu berühren.

«Mir war_y als hätte ich eine fürchterliche Ohrfeige bekommen», berichtet er. «Von dem Schlag wurde ich gegen die Wand geworfen. Dann bin ich neben Veyrence zu Boden gestürzt.

Ich merkte, dass ich noch am Leben war. Ich sah noch den Lehrer zu Boden gehen, den sie nach mir erschossen haben. Dann sind zwanzig Minuten, vielleicht sogar eine halbe Stunde vergangen. Schwer zu sagen. Unter solchen Umständen verliert man leicht das Zeitgefühl. Anfänglich blutete meine Wunde stark. Dann fühlte ich, dass bei sehr vorsichtigem Atmen das Blut zu spritzen aufhörte. Sicherlich hatte sich ein Blutgerinnsel gebildet . . .

Da ich das Bewusstsein nicht verloren hatte, stellte ich mir die Frage, wie man sich wohl am überzeugendsten totstellt, mit geöffneten oder mit geschlossenen Augen? Schliesslich entschied ich mich dafür, sie halb geöffnet zu lassen und die Mauer anzustarren, krampfhaft bemüht, dabei nicht mit den Wimpern zu zucken.

Als ich schon gar nicht mehr damit rechnete, traf mich ein zweites Geschoss. Diesmal aus einem 9-mm-Revolver. Ein Querschläger, der von der Mauer zurückprallte? Ich frage mich das, weil zu diesem Zeitpunkt kein SS-Mann mehr in meiner Nähe war. Dieses Geschoss ist unterhalb der linken Brust eingedrungen und stecken geblieben.

Veyrenc neben mir röchelte noch immer. Ein Deutscher trat heran und jagte ihm ein Geschoss in den Kopf. Die Schädeldecke brach auseinander, und, weil ich direkt neben ihm lag, wurde ich vom Blut und von der Hirnmasse bespritzt.

Mein ganzes Gesicht war voll davon. Wahrscheinlich war das meine Rettung. Die SS-Leute haben sich sicher gesagt: «Der da ist hinüber.» Den Gnadenschuss haben sie mir nicht gegeben.

Ich habe mich natürlich weiter totgestellt. Meine Wunden schmerzten zum Glück nicht allzu sehr. Ich fühlte nur ein starkes Brennen. Die Wunde am Hals hatte aufgehört zu bluten. Die in der Brust blutete noch, denn ich fühlte eine warme Flüssigkeit. Dann hörte es auf. Sicher hatte sich auch dort ein Gerinnsel gebildet. Es war schon so, ich musste sehr gutes Blut haben, das so prächtig gerann!

Nach einer ganzen Weile hörte ich Motorengeräusch. Ich glaubte, die Deutschen kämen, um die Leichen auf Lastkraftwagen zu laden und dann zu einem Massengrab zu transportieren. ‚Was machst du nur?‘, fragte ich mich. ‚Wenn du weiter den Toten spielst, wirst du verscharrt. Versuchst du zu fliehen, werden sie dich wie einen Hasen abknallen. Wie auch sollte dir die Flucht gelingen? Du bist doch immer noch mit dem Handgelenk an den Körper von Veyrence gefesselt!‘

Dann entfernte sich das Motorengeräusch. Es wurde still. Die SS war abgezogen . . .»

Vor ihrem Aufbruch hatten die SS-Leute noch, unter dem Vorwand, nach Terroristen zu suchen, Häuser geplündert, Silber, Schmuck und Vorräte weggeschleift, mehrere Häuser angezündet und mit Kanonenkugeln und Brandbomben das Gut Bonar in Cinq-Cantons, auf der Strasse nach Vinsobres zerstört.

Inzwischen ging die Sonne unter.

«Mein Hirn arbeitete fieberhaft», fährt Émile Bouchet seinen Bericht fort. «Die Frage beschäftigte mich weiter, wie ich da nur wegkommen könnte. Wenn es mir gelänge, mich loszubinden, so könnte ich die Nacht benutzen, um zu entkommen. Es gelang mir, den Strick, der mir das Handgelenk fesselte, zu lockern und schliesslich zu lösen. Unweit der Stelle, an der wir gefallen waren, begann eine kleine Gasse. Durch die werde ich mich davonmachen, sagte ich mir. Ich zählte die Platanen, die mich von ihr trennten. Wieder und wieder zählte ich die Schritte, die ich bis dorthin zu tun haben würde.

Allmählich brach die Nacht herein. Ohne es zu merken, hatte ich meine Position verändert. Mein Gesichtsfeld war ein wenig weiter geworden. Ich nahm dunkelblaue Uniformen wahr. ‚Milizsoldaten‘, durchfuhr es mich. ‚Die werden mich erledigen . . .‘ Dann hörte ich Frauen weinen. Es waren zwei Rote-Kreuz-Schwestern. Die Uniformierten, die ich für Milizsoldaten gehalten hatte, waren Feuerwehrleute. Ich versuchte mich hochzuziehen. Die beiden Krankenschwestern erschrakten: Einer der Toten bewegte sich wieder! . . . Ich hörte, wie einer der Feuerwehrleute mir ins Ohr flüsterte: ‚Rühre dich nicht. Es sind noch Deutsche in der Stadt. Wir kümmern uns um dich.‘

Nach einer halben Stunde kam er wieder.

‚Vielleicht sind noch andere ausser mir am Leben geblieben‘, sagte ich zu ihm. ‚Ich habe leises Stöhnen und Rufen gehört.‘

Über den Berg von Leibern gebeugt, entdeckten die Retter vier weitere Männer unter den Leichen, die am Leben geblieben waren. Joseph Coutton, Bouchets Kampfgefährte, war von der Kugel, die seinen Kopf durchbohrt und eine klaffende Wunde in seinen Gaumen gerissen hatte, nicht getötet worden. Gratien Soureillat, ein Holz- und Kohlenhändler, den sie als Geisel genommen hatten, war von drei Schüssen (einem in den Bauch und zweien in die Brust) getroffen, aber nicht getötet worden. Auguste Mary, ein Altmetall- und Lumpensammler, eine Geisel wie Soureillat, war den Kugeln entronnen. Sein Bruder Gabriel, mit dem er zusammengebunden war, war auf der Stelle getötet worden und hatte ihn im Fallen mit sich gerissen. Auguste Mary hatte das Bewusstsein verloren. Als man ihn unter der Leiche seines Bruders

entdeckte, wies er nicht einmal eine Schramme auf! Alfred Buey, ein Drucker, hatte einen Schuss in den Oberschenkel erhalten. Die Kugel hatte dort die Schlagader getroffen, so dass er allmählich sein ganzes Blut verloren hatte. Als man ihn fand, atmete er noch schwach.

In grösster Hast und mit tausend Vorsichtsmassnahmen transportierte man die fünf Überlebenden in eine Garage, die Barthélemy gehörte. Plötzlich fiel den Rettern ein, dass die Deutschen ihre Opfer sicher gezählt hatten. Und wenn sie nun wiederkämen und fünf Leichen fehlten, so könnte es zu neuen Bluttaten kommen. So eilte man an den Platz, wo der Kampf an diesem Unglückstag stattgefunden hatte, sammelte fünf Leichen ein und legte sie an die leergewordenen Stellen auf das blutüberströmte Trottoir.

Die Zahl stimmte nun wieder. So konnte man die fünf Unglücklichen in das Krankenhaus bringen* Es kümmerte sich ein Arzt um sie. Für Buey war es bedauerlicherweise zu spät. Doch er starb, ohne zu leiden. Die anderen vier aber wurden gerettet.

Acht Tage danach konnte Émile Bouchet das Krankenhaus verlassen. Bis zum Ende des Monats hielt er sich auf Gaston Armands Bauernhof in Vinsobres versteckt. Am 1. Juli ging er wieder zu den Partisanen.

Wenn er auf diesen Schreckensnachmittag des Sommers 1944 zu sprechen kommt, den längsten seines Lebens, versucht Émile Bouchet, seine innersten Gedanken wieder wachzurufen:

«Im Augenblick der Hinrichtung», berichtet er, «dachte ich, wie alle meine Kameraden, an alles, was ich zurückliess, und vor allem an all das, was ich noch nicht gelebt hatte. Ich war erst neunzehn Jahre alt. Doch gleichzeitig fühlte ich mich gerettet. Ich war überzeugt, ich würde es überstehen. Selbst dann noch, als ich von der SS-Kugel gegen die Wand geschleudert wurde . . .»

* Diese Einzelheiten habe ich einem Büchlein des Lehrers Edmond Lamy entnommen mit dem Titel *La Fusillade du 12 juin 1944 à Valréas*, Druckerei Coste Frères, Valréas, 1946.

Jenseits der Wand

Die vier Überlebenden des Blutbades von Valréas waren nicht die einzigen in Frankreich, die auf wundersame Weise ihre Hinrichtung überlebt haben. Émile Bouchet hat das nach der Befreiung herausgebracht und mit sehr viel Ausdauer schwierige Nachforschungen darüber angestellt. Diese haben viele Jahre später zur Gründung des ‚Bundes hingerichteter, überlebender Partisanen und Geiseln aus dem Krieg 1939-1945‘ geführt. Die sehr spät zusammengestellte Liste enthält einundzwanzig Namen. Doch sie ist höchstwahrscheinlich unvollständig.

Jeder dieser einundzwanzig Überlebenden hat, ebenso wie die vier von Valréas, eine ausserordentlich abenteuerliche Geschichte hinter sich. Die bekannteste davon ist die von Lucien Neuwirth, heute Deputierter des Departements Loire!

Lucien Neuwirth, 1924 in Saint-Étienne geboren, war noch ein Junge, als er am 18. Juni 1940 den Aufruf General de Gaulles vernahm. Durch Zufall traf er auf dessen Schwester, die im Département Loire Zuflucht gefunden hatte. Trotz seines jugendlichen Alters gründete ‚Lulu‘ eine erste Widerstandsgruppe, brachte ein Foto de Gaulles in Obristenuniform in Umlauf, sicherlich das erste, das in Frankreich zirkulierte, begegnete dem Journalisten Jean Nocher, einem jener Männer, die den Waffenstillstand ablehnten, und fand trotz alledem noch Zeit, sich auf die Wirtschaftshochschule (H.E.C.) vorzubereiten. An einem Samstag, im März 1942, wurde er von der französischen Sicherheitspolizei festgenommen

¹ Diese Geschichte bildet ein Kapitel in dem lesenswerten Buch, das Paul Bonnicarère unter dem Titel *Qui ose vaincre*, Arthème Fayard 1971, den Fallschirmjägern der ‚France Libre‘ gewidmet hat.

und, ‚weil die Zentrale unbesetzt war‘, von zwei Polizisten zu sich nach Hause gebracht, die sich mit den Worten verabschiedeten: «Am Montag kommen wir wieder!» Er zog es daraufhin vor, das Weite zu suchen, ging über die Pyrenäen, erreichte Salou und wurde dort von der ‚Guardia Civil‘ aufgegriffen, zunächst in Lérida, dann in Saragossa ins Gefängnis gesteckt und schliesslich, wie so viele französische Flüchtlinge, im Lager von Miranda interniert. Endlich in Freiheit gelangt, erreichte er Gibraltar, später London und trat in das 4. Luftinfanteriebataillon ein, das bald dem ‚Special Air Services dem berühmten S. A. S., eingegliedert wurde und darin eine selbständige französische Einheit bildete.

Im Morgengrauen des kalten und regnerischen 8. April 1945 sprang der Unteroffizier Lucien Neuwirth, zwanzig Jahre und sechs Monate alt, zusammen mit sechshundertundsechundsiebzig Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten der ‚Forces Françaises Libres‘ (F.F.L.) mit dem Fallschirm über Holland ab. Die Operation, die den Codenamen ‚Amherst‘ trug, war, der Zahl der eingesetzten Kräfte nach, die bedeutsamste, die bis dahin von französischen Fallschirmjägern unternommen worden war. Der Auftrag ging dahin, ‚maximale Unruhe in die feindlichen Linien zu bringen‘.

Obgleich mit weitaus weniger Kräften durchgeführt, hatte dieses Unternehmen eine gewisse Ähnlichkeit mit dem, was alliierte Fallschirmjäger im September 1944 in der Gegend von Arnheim in den Niederlanden durchgeführt hatten. Diese von Montgomery gestartete Operation, die zur Besetzung der Rheinbrücken führen sollte, hatte in einem Desaster geendet. Die Franzosen hofften, dass es diesmal anders ausgehen würde. Ihr Einsatz sollte in einiger Entfernung vor den Positionen stattfinden, welche die ersten Panzer der kanadischen Armee unter dem Oberbefehl des Generals Crerar eingenommen hatten. Gleich nach der Landung hatten sie eine schwierige Aufgabe zu erfüllen: Eine bestimmte Anzahl von Brücken, die den Weg nach Deutschland beherrschten, zu sichern, oder, wenn möglich, sie im Sturm zu nehmen und zu besetzen – das alles in einem Gebiet, welches das Gros der alliierten Landstreitkräfte bei planmässigem Vormarsch achtundvierzig Stunden später erreichen sollte.

Die Sicht war derart schlecht, dass die Fallschirmjäger fast blind abspringen mussten. Infolgedessen erreichten sie in sehr weit auseinandergezogener Formation den holländischen Boden. Lucien

und seine Gefährten hatten das Pech, dass sie ausgerechnet unter den Augen deutscher Beobachtungsposten am Rand des Zwolle-Forstes herunterkamen. Der von dort aus verständigte deutsche Generalstab ordnete ein sofortiges Eingreifen der in Groningen stationierten Fallschirmjägerschule an. In jener Kriegsphase mobilisierte das in den letzten Zügen liegende Hitler-Regime alle Kräfte, die es mobilisieren konnte: So befanden sich in jener Groninger Schule ausschliesslich halbwüchsige Jungen der Hitler-Jugend, von denen der älteste noch nicht sechzehneinhalb Jahre alt war . . .

Im wahrsten Sinne des Wortes fanatisiert durch ihren Vorgesetzten, den fünfundvierzig Jahre alten Leutnant Kurt Roeder, der in der Schlacht um Kreta und an der russischen Front derart schwer verletzt worden war, dass er sich nur mit Hilfe einer Prothese auf den Beinen halten konnte, warteten diese ‚Kinder‘ verzückt auf ihren ersten Kriegseinsatz und warfen sich mit ‚Heil-Hitler-Rufen‘ in den Angriff.

Lucien Neuwirth und vier seiner Kameraden, Judet, Olivier, Legras und Le Berrigot, sahen sich am Waldrand abgeschnitten. Ausser ihren persönlichen Waffen verfügten sie nur noch über zwei Maschinengewehre. Gut getarnt verteidigten sich die fünf Männer hartnäckig, bis sie keine Munition mehr hatten. Mit dem letzten Geschoss zerstörten sie den Sender ‚Heureka‘. Vollständig umzingelt, beschlossen sie, sich zu ergeben.

Als sie mit hoherhobenen Händen aus dem Graben stiegen, der ihnen als lächerliche Festung gedient hatte, sahen sich Lucien Neuwirth und seine Kameraden von behelmteten und gestiefelten Kindern umstellt, die ihre Gewehre auf sie richteten. Ungefähr hundert waren es an der Zahl, unter der Führung von zwei invaliden Unteroffizieren, den einzigen Erwachsenen in dieser schrecklichen Meute junger Wölfe.

Lucien Neuwirth begleitete verwundet, hinkend, seine vier Kameraden, die von den Fallschirmjägerschülern bis zu einer Waldlichtung geführt wurden. Dort mussten sich die fünf Franzosen in Reih und Glied aufstellen. Dann erscholl nach einer kurzen Unterhaltung auf deutsch plötzlich das kurze Kommando des einen Unteroffiziers: «Feuer!»

Aus allernächster Nähe drückte ein Dutzend der Halbwüchsigen ab. Die fünf Gefangenen stürzten zu Boden. Die Knaben luden ihre Waffen wieder, kehrten zum Gros ihrer Einheit zurück

und kehrten dann allesamt im Gleichschritt, ein flottes Marschlied intonierend, in ihre Schule nach Groningen zurück . . .

Kaum hatte Lucien Neuwirth das Feuerkommando des Unteroffiziers vernommen, da verspürte er auch schon in Höhe des Herzens einen heftigen Schlag gegen die Brust, geriet aus dem Gleichgewicht, fiel und verlor das Bewusstsein . . .

Als er wieder zu sich kam, stellte er sich tot: Die Augen geschlossen, den Mund halb geöffnet.

Er wartete, bis sich die Gesänge in der Ferne verloren und er endlich nichts weiter als das Rauschen des Windes in den Bäumen vernahm. Dann öffnete er die Augen: Niemand zu sehen! Langsam drehte er den Kopf zur Seite: Kein Deutscher mehr da!

Mühsam zog er sich hoch und schleppte sich auf allen Vieren zu seinen Freunden: Sie waren alle tot. Behutsam schloss er ihnen die Augen.

Nachdem er es schliesslich geschafft hatte, sich ganz aufzurichten, versuchte er davonzuhinken. Doch dann liessen ihn seine Nerven plötzlich im Stich. Schluchzend sackte er am Wegesrand zusammen. Wie lange er da zusammengerollt, den Kopf zwischen den Armen, gelegen hat? Er weiss es nicht mehr. Plötzlich hörte er eine Stimme: «You have lost your mother, sonny?» («Hast Du Deine Mutter verloren, Kleiner?»)

Er öffnete die Augen und bemerkte zwei deutsche Intendanturoffiziere mit gezückten Revolvern. Sie hielten ihn offenbar für einen englischen Fallschirmjäger.

«Murderers!» brüllte er. («Mörder!»)

Die beiden Offiziere antworteten nur:

«Well, get up!» («Los, aufstehen!»)

Der eine fügte noch hinzu: «You are my prisoner. Prisoner of war . . . And now, go ahead!» («Sie sind mein Gefangener. Kriegsgefangener . . . Nun, vorwärts!»)

Die beiden Deutschen – ebenso gutmütig, wie die vorhergehenden verbohrte gewesen waren – führten Lucien Neuwirth, der sich kaum vorwärtsbewegen konnte, in ein glücklicherweise nahegelegenes Dorf. Dort liessen sie ihn in ein schmuckes, beschlagnahmtes Haus eintreten und öffneten die Tür zu einem behaglichen Salon mit einem Kamin, in dem ein Holzfeuer brannte.

Sie liessen den Verletzten in einem Sessel Platz nehmen, entkorkten eine Flasche Cognac und boten ihm ein Glas an.

Aus Furcht, als lästiger Zeuge beseitigt zu werden, sprach er

kein Wort von der Exekution, die er soeben überlebt hatte, sondern sprach nur von dem Scharmützel, aus dem er sich habe ‚davonmachen‘ können.

«Ich bin im Kampf verwundet worden», erklärte er ihnen. Er zeigte ihnen die drei Verwundungen, die er sich zugezogen hatte. In allen drei Fällen hatten die Kugeln ihn durchdrungen, ohne schwere Verletzungen anzurichten.

Während er seinen Cognac schlürfte, kam es Lucien Neuwirth plötzlich zu Bewusstsein, dass er sein Leben einem unfasslichen Wunder verdankte.

Viele Jahre nach dem Krieg hörte ich mir in einem Zimmer des Parlamentsgebäudes Lucien Neuwirths Erzählung an:

In diesem Augenblick vergegenwärtigte ich mir, was geschehen war, als das Exekutionskommando das Feuer eröffnet hatte. Ich erinnerte mich an den heftigen Schmerz, den ich am Oberkörper, auf der linken Seite, verspürt und der meine Ohnmacht ausgelöst hatte.

Ich griff mit der Hand in die Brusttasche meiner Windjacke und zog meine Brieftasche hervor. Das Leder – ich habe die Reste übrigens aufgehoben – war zerfetzt und eine Handvoll englische Münzen rollte auf den Teppich.

Einer der Offiziere kniete sich nieder, sammelte sie wieder ein und musterte aufmerksam die grösste von ihnen, die die Spuren des Aufpralls deutlich erkennen liess. Diese Münze war mir im wahrsten Sinne des Wortes zum Schild geworden.

Da kam mir ein Kamerad in den Sinn, den sie den ‚Granatkopf‘ nannten, und der uns beim Besteigen des Flugzeugs in England zugerufen hatte: «Lasst euer Geld hier, Jungens. Dort wo ihr hinkommt, braucht ihr es nicht. Ihr werdet alle krepieren.»

Ich nahm einen Schluck Cognac und . . . fiel in Ohnmacht.

Als ich wieder zu mir kam, behandelte man kurz meine Wunden, tupfte sie mit Alkohol ab und stopfte mich mit Sulfonamiden voll.

Dann übergab man mich einem Soldaten und beauftragte ihn, mich in das nächste Kriegsgefangenenlager zu bringen. Während der Reise, die mehrere Tage dauerte, kamen wir ins Gespräch. Er sprach sehr gut Französisch, denn er hatte, wie er mir erzählte, an der Sorbonne studiert. Er machte keinen Hehl daraus, dass er ein Gegner des Hitler-Regimes war. Zwischen diesem Deutschen, der mein Wächter war, und mir, seinem Gefangenen, entstand, so

unwahrscheinlich dies auch klingen mag, eine Art Sympathie. Es gibt Blicke, die nicht täuschen. Wir beide, der eine wie der andere, waren der Meinung, dass wir alles, was es in Europa zu tun geben würde, eines Tages gemeinsam in die Hand nehmen müssten.

Endlich erreichten wir das ‚Stralag 10 B‘, südlich von Bremen. Es unterstand einem britischen Major, einem überaus harten Burschen, der den Deutschen die Stirn bot. Als die Front näherkam, verbot er ihnen unter Berufung auf die Genfer Konvention, ihre Panzer um das Lager herum auffahren zu lassen. Und sie gehorchten!

Am 5. Mai, mitten im deutschen Zusammenbruch, taten wir uns zu mehreren Gefangenen zusammen und zerschnitten den Stacheldraht, der das Lager umgab. Wir entkamen in fünfzehn Gruppen zu je zwei Mann. Ich schlug mich zu einem britischen Regiment durch, dem 32. ‚Welshguard‘.

Meine Mutter in Saint-Étienne hatte die Nachricht erhalten, ich sei vermisst. Man hatte die Leichen meiner vier Kameraden gefunden. Eine von ihnen war vollkommen entstellt. Man hatte sie nicht identifizieren können und angenommen, dass es sich um mich gehandelt habe. Man hat mich zur Beerdigung hergerichtet, mir sogar die Fingernägel geschnitten . . .

In Brüssel angekommen, schickte ich meinen Eltern folgendes Telegramm: *‚Ich bin nicht tot. Ich komme.‘*

Am 8. Mai traf ich in Saint-Étienne ein. Es war der Tag, an dem die deutsche Kapitulation in Berlin unterzeichnet wurde . . . Ich liess mich fürchterlich vollaufen . . .

Und nach kurzer Pause beschloss Lucien Neuwirth seine Erzählung: «Und da glaubte ich dann wirklich zu sterben!»

Weniger bekannt ist die Geschichte von Louis Barsu. Sechzehn Jahre war er alt, als die Wehrmacht seine Heimat, die Franche-Comté, evakuierte. Am 8. Juli zog auf der Strasse von Dole nach Lons-le-Saunier eine lange deutsche Reiterkolonne auf kleinen ukrainischen Beutepferden. In dem Augenblick, als die Spitze des Zuges das Dorf Deschaux erreichte, peitschten Schüsse aus dem Gebüsch. Mehrere Reiter sanken zu Boden.

Statt die Partisanen zu verfolgen, die nach dieser Beunruhigung des Feindes schleunigst das Weite gesucht hatten, liessen die Deutschen ihre Wut an dem Dorf aus: Vergewaltigungen, Plünderungen, Fressgelage. Danach, bevor sie das Dorf verliessen, trieben sie

alle Männer zwischen sechzehn und siebzig Jahren zusammen, insgesamt achtundfünfzig an der Zahl.

Endlich zog der Feind ab, diese Unschuldigen mit sich führend, die er am Ende seiner Kolonne zum Trab seiner Pferde laufen liess. Tags darauf befahl der Offizier, der diesen Haufen – man scheut sich, ihn eine Einheit zu nennen – befehligte, sechs der Geiseln zu erschliessen. Unter den nach purem Zufall Ausgewählten befand sich ein Greis. Im letzten Augenblick schickte ein Soldat ihn zu den anderen zurück und liess Louis Barsu an seine Stelle treten.

«Die Horde setzte sich wieder in Marsch», berichtet er. «Wir sechs blieben mit zwölf Deutschen zurück. Von da an machten wir uns keine Illusionen mehr über das Schicksal, das man uns zuge-dacht hatte. Ich sann auf Flucht. Doch dann ging alles sehr schnell. An einem Waldrand wurden wir in Reih und Glied aufgestellt, wenige Meter von der Strasse entfernt. Ich war der dritte von rechts. Die zwölf Deutschen waren abgesehen und bauten sich wortlos uns gegenüber auf. Der Unteroffizier, der sie befehligte, gab mit seinem Revolver einen Schuss in die Luft ab. Sechs Gewehre richteten sich auf die Brust des ersten von rechts. Elf Schüsse fielen. Unser Kamerad fiel. Die zweite Salve, und ein weiterer Mann, mein Nachbar, war niedergestreckt. Im gleichen Augenblick, instinktiv, ohne zu bedenken, was ich tat, nur wissend, dass ich verloren war, drehte ich mich um und floh in den Wald.

Hinter mir Schreie, fast zugleich gefolgt von Schüssen. Ich verspürte einen brennenden Schmerz am linken Arm und dann an der rechten Schulter. Ohne mich weiter um den Schmerz zu kümmern, ohne zu denken, floh ich verzweifelt weiter. An Zweigen und Dornen riss ich mir die nackten Füsse auf – wir hatten nämlich bei dem zermürenden Lauf hinter den Pferden her, zu dem uns die Deutschen am Vortag gezwungen hatten, fast alle unsere Holzpantinen verloren.

Ich verlor ziemlich viel Blut. Schliesslich stürzte ich, am Ende meiner Kräfte, dem erstbesten Menschen vor die Füsse, dem ich im Wald begegnete: Es war ein Partisan! Er hob mich auf, brachte mich zunächst in ein befreundetes Haus und danach nach Lombard, wo seine Gruppe ihr Standquartier hatte. Ein eilig herbeigeholter Arzt versorgte mich. Ich war schwer verwundet. Die eine Kugel hatte vier Sehnen des linken Armes durchtrennt. Die andere war in meinen Rücken, einige Zentimeter neben der Wirbelsäule eingedrungen, hatte die Lunge gestreift und war unterhalb

der linken Brust wieder ausgetreten. Gleich wohl konnte ich, nachdem man mich verbunden hatte, heimlich auf den Bauernhof meiner Eltern zurückkehren. Auf einem Karren, unter Strohhallen versteckt.»

Doktor Léon Dupré, Bürgermeister von Vinay, im Département Isère, von der Vichy-Regierung im Jahre 1940 abgesetzt, ein Widerstandskämpfer der ersten Stunde, war an jenem eiskalten Abend des 14. November 1943 bei sich zu Hause, als es an der Tür klingelte. Er öffnete. Zwei Männer standen vor ihm und fragten: «Könnten Sie vielleicht mitkommen und einen Freund von uns, einen verletzten Partisanen, pflegen?»

«Ja, ich hole nur meine Tasche», antwortete er.

Die beiden Männer liessen ihn in einen Citroën mit Vorderradantrieb einsteigen. Kaum hatten sie die kleine Stadt verlassen, betäubten sie ihren Mitfahrer mit Chloroform. Die angeblichen Widerstandskämpfer waren in Wirklichkeit französische Milizsoldaten im Sold der Gestapo.

Sie hielten den Wagen an, zogen den unglücklichen, in tiefen Schlaf gesunkenen Arzt heraus, zogen den Revolver und streckten ihn mit einem Genickschuss nieder.

Am nächsten Morgen erwachte Doktor Léon Dupré zu seinem grossen Erstaunen in einem verschneiten Strassengraben. Die Kugel hatte einen glücklichen Weg genommen: Zwischen Bulbus, Kopfschlagader und Halsader war sie hindurchgerutscht und links, unterhalb des Unterkiefers, wieder hinausgedrungen. Zwar hatte der Arzt sehr viel Blut verloren. Dennoch gelang es ihm, seine Wohnung wieder zu erreichen. Doch seine Besucher liessen ihn wissen, dass sie ihn das nächste Mal nicht verfehlen würden. So floh er, zunächst nach Tèche, dann in die Gegend von Isère, dann nach Ecully und schliesslich ins Département Rhône, wo er in der Klinik eines Kriegs- und Widerstandskameraden gepflegt werden konnte.

Am Nachmittag des 14. August 1944 überfielen die Partisanen einen deutschen Konvoi auf der Nationalstrasse von Chambéry nach Albertville, in Höhe des Dörfchens Vizeron, in der Gemeinde Gilly-sur-Isère, in Savoyen. Der Anführer der Kolonne forderte Artillerieverstärkung in Albertville an. Als bald eröffnete ein Geschütz das Feuer auf das Dorf Tournon und setzte einen Teil davon in

Brand. Die Feuerwehrleute der Gemeinde, die zum Löschen ausgerückt waren, wurden festgenommen und nach Albertville gebracht.

In der Zwischenzeit hatten die Deutschen Vizeron umzingelt, von wo aus die ersten Schüsse abgegeben worden waren. Eine vergebliche Operation: Die Partisanen hatten sich zurückgezogen. In seiner Wut über die Verluste, die er bei dem Treffen erlitten hatte, nahm der Feind vier junge Männer als Geiseln fest, die mit der Sache absolut nichts zu tun hatten: Die Brüder Émile und Laurent Rey sowie die Brüder Henri und Emmanuel Deville-Cavellin, die friedlich auf dem Feld ihrer Arbeit nachgegangen waren. Sie wurden zu den gefangenen Feuerwehrleuten gebracht.

Gegen Abend entschied das deutsche Hauptquartier in Albertville, die Feuerwehrleute freizulassen, die vier Geiseln dagegen weiterhin gefangenzuhalten.

So etwa gegen zweiundzwanzig Uhr wurden die vier Geiseln von ungefähr zehn Soldaten abgeholt. Die liessen sie den Exerzierplatz, anschliessend die Albertin-Brücke überqueren und dann auf dem Damm am Ufer der Isère anhalten.

«Wir springen in den Fluss», flüsterte Émile Rey dem Gefährten zu, mit dem er zusammengebunden war.

Doch in diesem Moment erhielt er einen gewaltigen Schlag und ging mit seinem Freund zusammen zu Boden. Die Feuergarbe hatte drei der vier Geiseln getötet bzw. tödlich verletzt. Émile selbst war nur von einem einzigen Geschoss getroffen worden, das ihm den Oberarmknochen zerschmettert und den Nervus radialis durch trennt hatte. Schmerzen verspürte er merkwürdigerweise nicht.

Émile Rey stellte sich tot. Die Deutschen warfen ihn in den Fluss, ohne den Gnadenschuss, den sie seinen Kameraden noch hinterhersandten, bevor sie sie losbaden und zum dunklen Wasser hinunterwarfen. Doch an einem Felsblock blieben die vier Körper hängen. Die Soldaten stiegen bis zu dieser Stelle hinab und warfen ihre Opfer in die Strömung.

Trotz seiner Verletzung gelang es Émile Rey, ans Ufer zu kommen. Dort schlich er leise ein Stück am Fluss entlang und versteckte sich in einiger Entfernung in einem Strauch. Gegen Mitternacht kam er hervor und suchte Hilfe im nächstgelegenen Bauernhof.

Am 16. Mai 1944 wurde auf der Place Bellecour in Lyon der noch

nicht zwanzigjährige Jacques Thoinet von der deutschen Polizei festgenommen. Er war Verbindungsagent beim regionalen Stab des Hauptmanns Marey, alias ‚Hervé‘, dem Départements-Chef der ‚Geheimen Armee‘ im Département Loire. Er wurde sogleich zum Sitz der Gestapo gebracht und, nachdem man ihn zwei Tage lang auf unvorstellbare Art und Weise gefoltert hatte, in die Zelle Nr. 61, im ersten Stock der Festung Montluc gesperrt.

«Am 13. Juni 1944», so berichtet er, «kam dann der ‚Aufbruch ohne Gepäck‘. Neunzehn Mann waren wir, darunter René Leynaud, Redakteur beim *Progrès de Lyon*, den sie am gleichen Tag arretiert hatten wie mich. Nach diversen Zwischenfällen mussten wir unter der Bewachung von zwölf Soldaten der Wehrmacht einen Lkw besteigen. Unser Fahrzeug fuhr inmitten eines Konvois von acht Lastwagen, die mit bis an die Zähne bewaffneten Deutschen besetzt waren. Nach fünf Stunden Fahrt mit Zwischenaufenthalten hielt die Kolonne an, auf der Strasse von Villeneuve nach Saint-Trivier, in der Gegend von Ain.

Man liess uns aussteigen und im Gänsemarsch Aufstellung nehmen. Die zwölf Soldaten zogen in den Pappelwald, der auf beiden Seiten die Strasse säumte. Der Leutnant führte die ersten sechs Gefangenen, darunter mich, hinterher.

In einer Waldlichtung mussten wir in gerader Linie nebeneinander Aufstellung nehmen. Die Soldaten postierten sich im Halbkreis um uns herum. Es waren junge Leute. Höchstens achtzehn bis zwanzig Jahre alt. Ungefähr in meinem Alter. Der Leutnant gab ein Zeichen mit der linken Hand und rief: ‚Los!‘ Sie eröffneten das Feuer.

Von allen Seiten hagelten die Geschosse auf uns zu. Ich rannte, so schnell ich konnte. René Leynaud rief mir zu: ‚Jetzt ist alles aus!‘ Ich lief weiter und warf mich nach etwa zwanzig Metern flach auf die Erde.

Wie viele Kugeln mich getroffen hatten, wusste ich nicht. Ich kam mir vor wie ein Sieb. In Wahrheit waren es nur vier gewesen, doch meine Kleider waren von sehr vielen Geschossen durchlöchert.

Ich war bei vollem Bewusstsein. So nutzte ich eine kurze Feuerpause, um mit meinem Kopf hinter einem Baum in Deckung zu gehen . . . Dann wartete ich, wartete betend auf den Tod. Denn, was sonst gab es in solcher Lage zu hoffen?

Die Deutschen waren inzwischen dabei, fünf weitere Leute aus

unserer Gruppe zu erschliessen. Ich vernahm die Schüsse, einige Angstschreie. Dann, Schuss auf Schuss . . . Gnadenschüsse. Ich machte mich aufs Sterben gefasst. Unmöglich, dass dem Leutnant meine Flucht verborgen geblieben sein konnte.

Ich hörte Schritte näherkommen. Es waren zwei Soldaten. Der eine meinte zu mir hin: ‚Kaputt!‘ Der andere schoss eine MP-Garbe auf mich ab.

Nichts . . . Ich war nicht getroffen worden . . . Nicht von einer einzigen Kugel! Ich war noch immer am Leben. Am liebsten wäre ich aufgefahren und hätte vor Freude losgeschrien. Der Selbsterhaltungstrieb nagelte mich weiter am Boden fest. Etwas weiter weg hörte ich wieder Feuergarben und Schüsse.

Dann fuhren die Lastkraftwagen ab. Die Vögel fingen wieder an zu singen. Eine Eule liess sich vernehmen. Es war elf Uhr vormittags. Ich war gerettet.»

Seither besuchte Jacques Thoinet an jedem 13. Juni zusammen mit seiner Familie das Denkmal, das die Erinnerung an jenes Massaker für die späteren Generationen verewigt.

Ein Mahnmal unter vielen an Frankreichs Strassen.

«Schau Dir die Sonne an! In zwei Minuten werden wir sie nicht mehr wiedersehen!»

So sprach Max Cyprien in den Morgenstunden des 15. Juni 1944 zu seinem in Handschellen gefesselten Gefährten. Zusammen mit acht anderen Partisanen hatten die Deutschen sie am Rande eines Wäldchens an einer Stelle, die den Namen ‚Lachat‘ trug, in der Gemeinde Pérignat-ès-Allier, etwa fünfzehn Kilometer von Clermont-Ferrand entfernt, von einem Lkw steigen lassen. Zwei Tage zuvor hatte man sie in Saint-Pardoux, im Puy-de-Dôme, nach einem Gefecht, in dem drei Deutsche getötet worden waren, gefangen genommen.

Kaum hatte Max Cyprien diese Worte gesagt, als die Deutschen, ein Soldat in Uniform und fünf Zivilisten, darunter der berühmte Gestapo-Mann Roth, die Gefangenen antreten liessen. Dann mussten sie sich hinsetzen. Die Deutschen bauten sich im Halbkreis um sie auf und lösten die Handschellen.

«Aufstehen!» brüllte Roth.

Doch da bemerkte er einen Bauern, der sie beobachten konnte.

«Nein», schrie er daraufhin, «hinlegen, mit dem Gesicht zum Boden!» Gleich darauf krachte die Salve.

«Ich wurde sofort von zwei Kugeln erwischt», berichtet Max Cyprien, «von einer in die Wade und von einer anderen im Oberschenkel. Ich schrie auf, hob den Kopf ein wenig und liess ihn wieder, die rechte Hand leicht in die Luft gestreckt, in meinen linken Arm fallen.

Sie schossen aus einer Entfernung von ungefähr drei Metern auf uns, mit vier Maschinenpistolen und zwei Revolvern. Als die Magazine zum ersten Mal leergeschossen waren, röchelten meine Kameraden. Doch die Deutschen luden wieder, und die Schieserei begann von neuem. Nachdem sie acht Maschinenpistolen- und Revolvermagazine geleert hatten, hörten sie auf.

Totenstille um uns herum. Plötzlich ein Schuss, ein zweiter. ‚Das ist der Gnadenschuss‘, durchfuhr es mich. Acht hatte ich schliesslich gezählt und sagte mir: ‚Nun bist du an der Reihe.‘

Ein Deutscher ging an mir vorbei und gab dem Kameraden links neben mir den Gnadenschuss. Ich atmete nicht mehr. Ich rührte mich nicht mehr. Die leere Patronenhülse fiel aus dem Revolver in meine rechte Hand. Ich liess sie ohne die geringste Bewegung an meiner Hand entlanggleiten.

Dann plötzlich vernahm ich Motorengeräusch: Die Fahrzeuge drehten um. Dazu mussten sie ein halbes Wendemanöver ausführen. Ich regte mich noch immer nicht. Ich hatte Angst, ein Deutscher sei bei uns geblieben um nachzusehen, ob wir tot seien. Doch sie fuhren alle weg.

Als ich kein Geräusch mehr hörte, hob ich ganz langsam, Stück für Stück, den Kopf. Ich schaute mich um und erblickte ein fürchterliches Gemetzel. Blutüberströmt lagen meine Kameraden da. Sie alle hatten eine Kugel in die Schläfe bekommen. Keiner hatte überlebt, nicht einmal mein Nachbar, dessen Bruder versucht hatte, ihn mit seinem Körper zu schützen, indem er sich auf ihn gelegt hatte.»

Max Cyprien, den die Deutschen bei ihren Gnadenschüssen einfach vergessen hatten, war nicht allzu schwer verwundet. Doch er hatte sehr viel Blut verloren. Er rief den Bauern, der in der Nähe dabei war, Heu aufzuladen. Der hörte ihn und rief zurück: «Ihr seid wohl nicht ganz dicht, am hellichten Tag Waffen auszuprobieren!»

«Das war eine Exekution der Deutschen!» schrie der Verwundete zurück.

Da kam der Bauer näher und gewahrte das Bild des Schreckens.

Er rief seinen Sohn herbei. Sie legten Max Cyprien auf den Wagen und brachten ihn in ihre Scheune. Noch am gleichen Abend wurde er vom Arzt behandelt und an einen fernen Ort gebracht.

«Gegen vier Uhr nachmittags», berichtet Max Cyprien, «kamen einige Partisanen zu mir in den Wald, wo ich unter einem Busch versteckt lag. Ich erklärte ihnen, was geschehen war. Sie gaben mir einen Revolver.

Der Bürgermeister von Pérignat rief die Präfektur an und meldete den Fund von Leichen auf dem Gebiet seiner Gemeinde. Er hütete sich wohl, die Anzahl zu nennen, denn er wusste, dass einer der Exekutierten gerettet war. Er erhielt zur Antwort, es solle nichts angerührt werden, man solle die Ankunft der Polizei abwarten, die dann die Ermittlungen einleiten werde.

Als die Polizisten an Ort und Stelle erschienen, stiessen sie auf die Partisanen. Mit Revolvern und Maschinenpistolen in der Hand, standen sich beide Gruppen gegenüber. Doch es flogen nur Schimpfworte hin und her.

Die Polizisten fotografierten die Leichen und zogen sich so schnell wie möglich zurück. Dass eine fehlte, hatten sie nicht bemerkt. Bei ihrer Rückkehr nach Clermont-Ferrand telefonierte sie mit der Kommandantur: ‚Wir haben neun Leichen gefundene ‚Wie‘, wunderten sich die Deutschen. ‚Das waren aber zehn!‘ Am gleichen Abend kehrten die Deutschen an den Ort ihres Verbrechens zurück, um die zehnte Leiche zu suchen. Am folgenden Tag liessen sie sogar einen Aufruf in die Zeitung setzen, in dem sie für das Wiederauf finden des ‚verschwundenen, gefährlichen Terroristen‘ eine Belohnung aussetzten . . .»

Auch die Geschichte des Auguste Sebastianelli ist erzählenswert. Er wurde zusammen mit einem F.F.I.-Kameraden am 4. September 1944 in der Nähe von Audun-le-Roman im Département Meurthe-et-Moselle von den Deutschen gefangengenommen. Die beiden hatten einen bei der Besatzungsmacht gestohlenen und umfrisierten Renault ‚Celtaquatré‘ benutzt. Der Wagen wurde unglücklicherweise aufgefunden und identifiziert. Auf dem Rücksitz waren Spuren von getrocknetem Blut zu sehen, das von einem Bahnwärter stammte, den die Deutschen verwundet und den die beiden Franzosen in ein Krankenhaus transportiert hatten. Die Deutschen allerdings behaupteten, das Blut stamme von einem ihrer Leute, den sie vermissten.

Sebastianelli und sein Gefährte wurden an die Wand des Schulgebäudes gestellt und sollten erschossen werden. Das Exekutionskommando stand bereit. Der Befehlshaber der Einheit hatte seinen Revolver schon gezückt . . .

In diesem Augenblick kam ein Bauer daher und bat darum, passieren zu dürfen, um seine Felder zu erreichen. Den Augenblick der Unaufmerksamkeit, der dadurch bei den Soldaten entstand, nutzte Sebastianelli aus und rannte Hals über Kopf davon. Eine Kugel traf ihn in die rechte Hand. Er rannte weiter. Eine zweite durchbohrte seinen rechten Arm. Eine dritte den linken und eine vierte endlich streifte ihn am Schulterblatt. Sein Blutverlust war gross. Zum Glück erhielt er sehr rasch ärztliche Hilfe. Bald darauf gelang es ihm, in den Wäldern zu verschwinden, wo F.F.I.-Leute ihn aufgabelten und in einem Lkw, zwischen Milchkannen versteckt, in das Bergwerkskrankenhaus von Briey transportieren liessen.

Sebastianellis Gefährten hatte man indessen erschossen . . .

Am aussergewöhnlichsten ist vermutlich die Geschichte von René Roux.

Der Schweisser und Reparaturmechaniker für landwirtschaftliche Maschinen in Valence wurde am 8. Juni 1944 von Milizsoldaten festgenommen, als er gerade mit dem Motorrad eine Kurierfahrt für die Résistance unternahm, der er sich achtzehn Monate zuvor angeschlossen hatte. Man folterte ihn mit unvorstellbarer Grausamkeit. Zwei Tage später nahmen ihn seine Folterknechte im Wagen mit, angeblich, um ihn nach Lyon zu überführen.

«Dort», sagten sie zu ihm, «haben wir Spezialisten, die dich schon zum Reden bringen werden.»

Am Ortseingang von Saint-Symphorien-d'Ozon, im Département Isère, hielten sie an einer Stelle mit dem Namen ‚Les Sablières‘ an und trieben ihren vom Fieber geschüttelten Gefangenen, mit seinem geschwollenen Gesicht und dem von blauen Flecken übersäten Körper, in ein Wäldchen. Dort angekommen, entsicherten sie ihre Pistolen und feuerten alle gleichzeitig auf ihn ab. René Roux wurde von neun Kugeln getroffen: Eine zerschmetterte ihm den rechten Arm, eine drang in die Leistengegend, eine in die Schulter und eine in den Rücken, die anderen fünf ins Gesicht, so dass der Unterkiefer und die Backenknochen zertrümmert wurden.

Zum Schluss trat ein Milizsoldat heran und gab ihm den Gna-

denschuss. Diese zehnte Kugel riss dem Unglücklichen ein Auge aus. Im Fallen hatte René Roux als letztes das Bild der kleinen blühenden Akazien, die an den Felsen emporwuchsen, in sich aufgenommen.

Und dann, auf einmal, nach einer Zeitspanne, deren Dauer er nicht fassen konnte, unterschied er wiederum irgend etwas Gelbes. Es waren wieder die Akazienblüten. Er war also nicht tot . . . Der Regen hatte ihn aus seiner Ohnmacht geweckt.

Es gelang ihm, sich bis zu einer Lichtung zu schleppen. Dort vernahm eine Frau sein Röcheln und entdeckte ihn. Sie schlug Alarm. Zwei Bauern halfen ihr dabei, den Sterbenden zum Arzt des Ortes zu bringen, der ihn notdürftig versorgte. Der Pfarrer eilte herbei und erteilte ihm die Sterbesakramente.

Ohne grosse Hoffnung brachte man dieses menschliche Wrack zunächst in das Krankenhaus von Vienne. Von dort aus wurde er später in das Sainte-Anne-Hospital in Lyon verlegt. Eine Woche lang lag René Roux im Koma, bis er dann schliesslich doch noch aus diesem langen Schlaf, dem ‚Bruder des Todes‘ erwachte.

Er war gerettet . . .

Diese tragischen Geschichten haben mir die auf solch wunderbare Weise Geretteten mündlich oder brieflich erzählt. Doch, man muss sich vergegenwärtigen, dass – wie gesagt – nicht alle in dem schmalen Register des ‚Bundes der Überlebenden, Hingerichteten, Widerstandskämpfer oder Geiseln des Krieges 1939 bis 1945‘ verzeichnet sind. Manche haben sich niemals zu erkennen gegeben. Hinzu kommen noch alle diejenigen, die aus verständlichen Gründen meine drängenden Fragen nicht beantwortet haben: Solche schreckliche Stunden ins Gedächtnis zurückzurufen, bedeutet für sie, ein zweites Mal den Leidensweg zu gehen . . .

So muss also an dieser Stelle eine der seltsamsten und tragischsten Seiten in der Geschichte Frankreichs unvollendet abgeschlossen werden.

XVII

... und das Depot von Jonzac ging in die Luft

Tapferkeit im Dienste des Vaterlands schien erblich in der Familie Ruibet: Henri, der Grossvater, war 1870 in Reichshoffen verwundet und gefangengenommen worden; Ferdinand, der Vater, hatte sich in Artois, an der Somme und im Elsass bravourös geschlagen, bevor er am 1. März 1916 schwer verwundet wurde; Aimé, der Onkel, war sechzehn Tage zuvor bei Verdun gefallen.

Der junge Pierre, 1925 in Grenoble geboren, und sein Bruder Maurice ahnten nicht, dass auch ihre Generation den Blutzoll entrichten sollte. Die Nachfolge des Vaters antreten, der zunächst Handelsvertreter gewesen war und sich dann in Voiron, im Département Isère, als Metzger niedergelassen hatte? Das reizte Pierre Ruibet wirklich nicht. Er zog es vor, auf die ‚Ecole des enfants de troupe‘¹ zu gehen. 1942 war diese Schule nicht mehr in Épinal, sondern in Audinac bei Saint-Girons, im Département Ariège. Pierre war gerade siebzehn Jahre alt, als er auf diese Schule kam. Er kannte nur ein Ziel: Die Offiziersschule von Cherchell, in der Nähe von Algier, die an die Stelle des in Auflösung begriffenen Saint-Cyr getreten war.

Als er es satt hatte, jeden Morgen *Maréchal, nous voila* («Marschall, hier stehen wir») zu singen, verliess Pierre Anfang 1943 die Schule, die nach seinem Empfinden zu sehr auf die Vichy-Regierung ausgerichtet war. Zusammen mit einigen Freunden versuchte er, die Pyrenäen zu überqueren, wurde dabei aber festgenommen. Dickköpfig, wie er war, probierte er es noch einmal und wurde wieder festgenommen. Diesmal musste er für einige Wo-

¹ Anmerkung des Übersetzers: In der ‚Kinder-Militärschule‘ wurden und werden Kinder auf Staatskosten auf den Soldatenberuf vorbereitet, eine Art Kadettenanstalt.

chen ins Gefängnis. Kaum auf freiem Fuss, kehrte er zu seinen Eltern nach Voiron zurück. Durch die kärgliche Gefängniskost ausgehungert, schlang er die Mahlzeiten nur so in sich hinein. Doch dieser grosse, braunhaarige Junge hungerte auch nach anderen Dingen. Man sah es am leidenschaftlichen Aufleuchten seiner dunklen Augen, wenn die Familie am Abend um den Radioapparat sass und versuchte, trotz der ständigen Störaktionen BBC herinzubekommen, und wenn sie anschliessend die Lage besprachen. Pierre brannte drauf zu handeln. Es fehlte ihm nur noch die Gelegenheit.

Die meinte er gefunden zu haben, als er sich bei einem Unternehmen anstellen liess, das im Auftrag des P.T.T., des staatlichen Post- und Telegrafenamts, Telefonkabel verlegte. Es war eine Scheinfirma, die vielen Wehrdienstverweigerern und Widerstandskämpfern aus der alten Armee einen diskreten Deckmantel abgab. Jedesmal, wenn einer dieser Kabelverlegertrupps in ein Dorf kam, zog er als erstes zum dortigen Gefallenendenkmal und erwies dort seine Reverenz: eine Gedenkminute. Niemand in der Bevölkerung war sich über die wahre Identität dieser seltsamen Postarbeiter im Zweifel, die vor der Statue eines Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg Front machten und im Gleichschritt durch die Strassen marschierten . . .

Ende 1943 wurde das Unternehmen aufgelöst. Zusammen mit Michel Robert, einem Mitschüler aus der ‚Kadettenanstalt‘, begab sich Pierre Ruibet nach Jonzac in der Charente.

«Ihr werdet sehen», hatte ihnen ein Freund aus Jonzac gesagt, «in meiner Gegend ist es leicht, Arbeit zu finden.»

Der Einziehung zum Arbeitsdienst hatte sich Michel Robert, wie so viele andere, entzogen. Für einen ‚Arbeitsdienstverweigerer‘ aber gab es nur eine Möglichkeit: Untertauchen.

Sein Freund, Charles Albert, wurde von den Deutschen gesucht.

«Hör zu», schlug ihm Pierre Ruibet vor, «du verschwindest und gehst nach Voiron. Dort wird dir die Résistance helfen. Ich lasse mich in Jonzac nieder.»

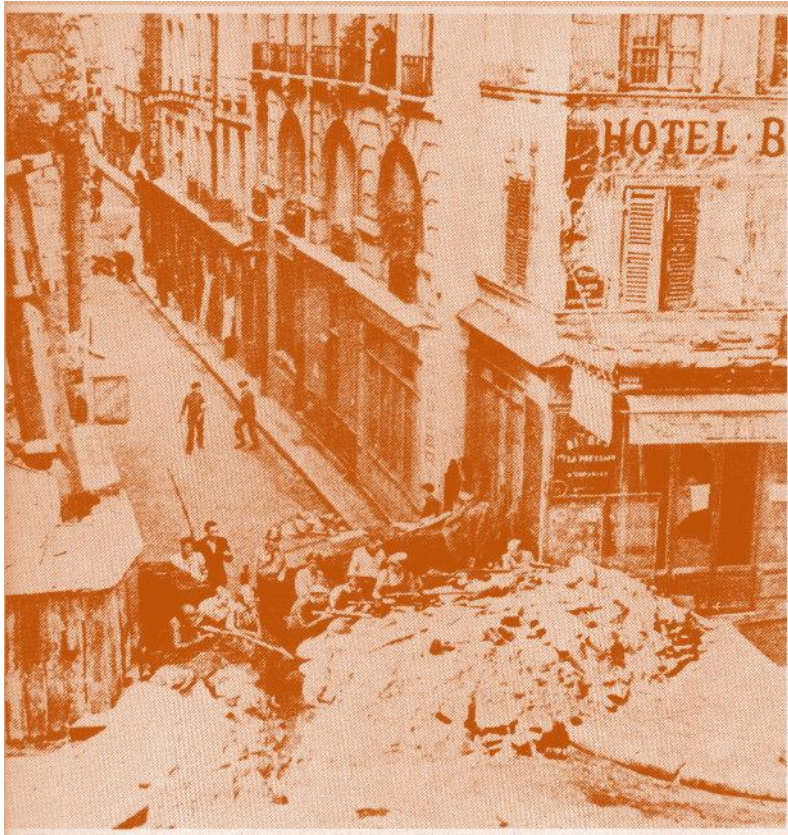
«Guter Einfall. In der Dauphiné werden mich die ‚Boches‘ sicher nicht finden.»

Zu jener Zeit hatte Pierre den Chef von ‚Alerte‘, der Widerstandsbewegung von Bordeaux, kennengelernt.

«Möchtest du uns helfen?»



*Eine Truppe der Resistance
beim Einzug in einen von den
Deutschen befreiten Ort.*



Als sich die alliierten Truppen Paris bereits näherten, begann die Bevölkerung mit der Errichtung von Strassensperren und Angriffen auf die noch in der Stadt stationierten Truppen. Auf dem Bild ist eine mit Resistance-Angehörigen besetzte Strassensperre auf dem Montmartre zu sehen.



THE SPIRIT OF YOUNG FRANCE; A Patriot girl who came out to welcome the British armed forces with her rifle: She is a member of the Remittance Movement, now everywhere showing itself as towns and villages are being liberated from the Germans

*Ein Mädchen –
Mitglied der Resistance –
will nach der Befreiung von den
Deutschen die britische Armee
begrüssen.*





Die Befreiung von Paris.

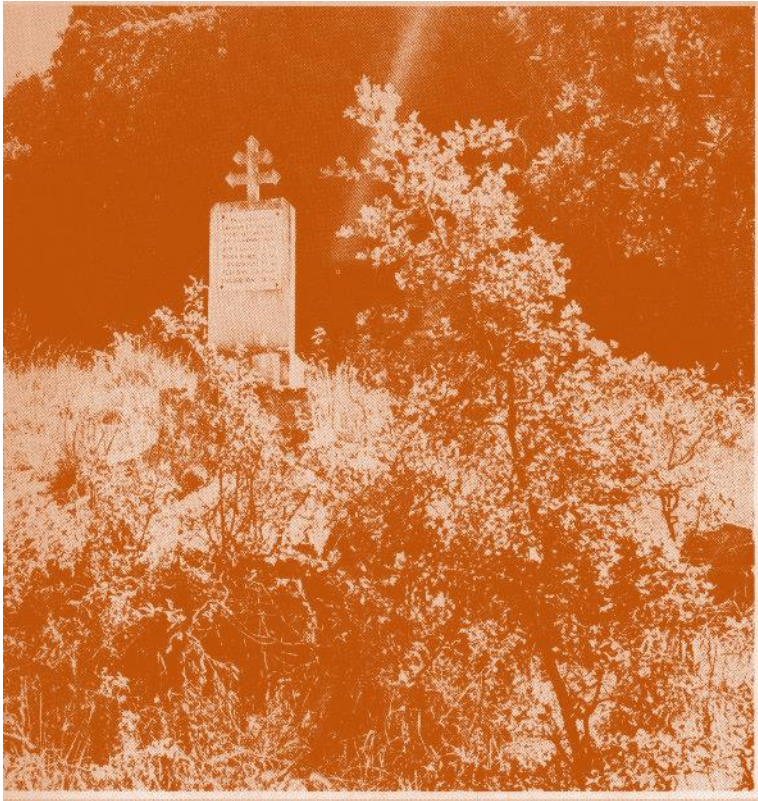
*Eine junge Frau aus Cannes
als Widerstandskämpferin.*



*Deutsche Gefangene werden nach der
Befreiung von Paris unter Bewachung
französischer Soldaten über den Place
de l'Hotel de Ville geführt.*



*Soldaten der Forces Françaises Intérieures
(F. F. I.-Resistance) nach den
Befreiungskämpfen in Paris am Grab
des Unbekannten Soldaten.*



*Noch heute finden sich überall in Frankreich
die kleinen Denkmäler mit dem Lothringer Kreuz,
die an erschossene Resistance-Kämpfer
aus der Besatzungszeit erinnern.*

«Sicher», erwiderte Pierre, seiner Untätigkeit überdrüssig.

«Ich hab' da vielleicht etwas für dich. Es ist aber kein Zuckerlecken.»

«Los, nun sag schon.»

«Kennst du das Munitionsdepot von Jonzac?»

«In dem Steinbruch von Heurtebise? Ja, gewiss doch . . . Drinnen war ich allerdings noch nicht.»

«Das ist es ja gerade! Wenn du es schaffen würdest, dorthin zu kommen . . .»

An diesem Tage sagte er nichts weiter zu Pierre. Der Anstoss war gegeben.

Weihnachten 1943 kam der junge Mann mit seinem Freund Michel Robert für die Feiertage nach Voiron.

Ein Schriftsetzer aus Voiron, Jules Saulce, fabrizierte einen falschen Personalausweis und eine falsche Arbeitsgenehmigung für Michel Robert, der nun unter dem Namen Trébor, dem Anagramm seines wirklichen Namens, als Aufsichtsperson für die Internatsschüler der Nationalen Berufsschule¹ eingestellt wurde, selbstverständlich mit Wissen des Direktors und des Hauptaufsehers. Anfang Januar brach Pierre wieder in Richtung Jonzac auf.

Bei seiner Abfahrt nahm er eine komplette Sammlung falscher Ausweise mit, denn, so sagte er sich, die würden seinen Freunden in der Résistance sicher nützlich sein können. Einige Zeit später führte er dann den Plan aus, den er seiner Familie verschwiegen hatte, um sie nicht zu ängstigen: Er schaffte es tatsächlich, eine Stelle als Lagerverwalter im Munitionslager von Jonzac zu bekommen . . . Nun war er genau am richtigen Ort . . .

Das Munitionsdepot lag circa einen Kilometer vom Stadtzentrum entfernt, am Rande der Eisenbahnlinie Bordeaux-Nantes, unweit der Stelle, an der das friedliche Flüsschen la Seugne in die Charente mündet. Am Fusse eines einsamen Hügels lag der Zugang zu den Steinbrüchen von Heurtebise. Diese sind seit Jahrhunderten bei den Unternehmern der Umgebung bekannt für das gute Material, das sie liefern und das sich wie Holz zersägen lässt. Schon zur Zeit der Religionskriege waren die unterirdischen Stollen derart weit vorangetrieben, dass sie den Protestanten als Versteck dienen konnten. Nun hatten die Deutschen hier eines der

¹ Heute Staatliches Technisches Gymnasium.

grössten Munitionsdepots Frankreichs angelegt. Auf einer eigens zu diesem Zweck verlegten Strecke konnte die Munition in Zügen in den Steinbruch gebracht werden, wurde dort auf kleine Loren umgeladen, weiter bis zu den unterirdischen Stollen gerollt, dort sorgfältig sortiert, etikettiert und gelagert. Pierre Ruibet war sprachlos vor Staunen. Dass die Steinbrüche von Heurtebise einen sehr bedeutsamen Munitionsstock bargen, hatte er gewusst, doch an derart gigantische Mengen hatte er nicht gedacht.

Als erstes machte er sich daran, wenigstens annäherungsweise ein Inventar zu errichten. Dazu aber galt es zunächst, das Misstrauen der Deutschen abzubauen. Da er etwas Deutsch radebrechen konnte, liess er keine Gelegenheit zu einer freundlichen Unterhaltung mit Unteroffizieren und Soldaten ungenutzt. Er dolmetschte für sie, erwies ihnen kleine Dienste und brachte ihnen so unverhohlene Sympathie entgegen, dass er bei seinen Arbeitskameraden bald als Deutschenfreund galt. Doch das kümmerte ihn nicht. Sein einziges Ziel war es, das Vertrauen seiner neuen Arbeitgeber zu finden. Und er hatte Erfolg damit. Die Aufseher hielten ihn für so eifrig, dass er kommen und gehen konnte, wann er wollte. Die Wachposten, die er morgens wie abends freundlich grüsste, grüssten zurück. Ja schliesslich kamen sie sogar von der vorgeschriebenen Übung ab, ihn beim Betreten und Verlassen des Geländes zu ‚filzen‘. Wie auch sollte man ihm misstrauen? Einem solch netten Jungen!

Pierre steckte seine Nase überall hinein, musterte, wog in Gedanken, schätzte die Mengen und rechnete sie im Kopf zusammen. Eines Tages war er dann imstande, seinem Chef bei der Résistance eine Botschaft für London zu übergeben: Nach seiner Schätzung lagerten in den Steinbrüchen von Heurtebise fünfzehntausend Güterwagenladungen. Diese gewaltige unterirdische Reserve umfasste 37er Flakgranaten, 77er und 88er Granaten, die von der deutschen Artillerie am häufigsten verwendeten Kaliber. Ferner 105er, 150er, 155er und 220er Granaten, Kisten mit Handgranaten, magnetische Unterwasserminen, Landminen zur Bekämpfung von Panzern und Personen, Dynamit, Melinit . . .

Diesem Inventar, das sich noch immer in irgendeinem britischen Archiv befinden muss, war ein Lageplan der Steinbrüche von Jonzac beigefügt.

London liess anfragen, ob es möglich sei, dieses infernalische Pulvermagazin durch eine Bombardierung in die Luft zu jagen.

Pierre Ruibets Antwort: «Ganz und gar ausgeschlossen. Die gesamte Munition lagert zwanzig Meter und mehr unter der Erde.»

London liess einen anderen Vorschlag folgen: «Wie wäre es mit einem Fallschirmjägerüberfall?»

Pierres Antwort: «Minimale Erfolgsaussichten. Depot viel zu stark gesichert.»

Er wusste genau, was er sagte: Tag für Tag prüfte er die deutschen Verteidigungsanlagen. Von der Spitze des Hügels aus konnte man das gesamte Umland überschauen: Vier Hauptstellungen mit Betonschutz hatte man errichtet. Sie waren mit 37er, 77er und 105er Kanonen bestückt. Zwanzig schwere Maschinengewehre standen bereit, auf das erste Signal hin ihre Geschosse gegen den Himmel zu speien oder flach über den Boden zu peitschen. Sechs weitere MG-Nester sicherten in kreuzweisem Feuerbereich die unvermeidlichen Zugänge. Und schliesslich war das gesamte Depot von einem Stacheldrahtverhau eingezäunt, von Minenfeldern umgeben und mit Flammenwerfern bespickt . . .

Neue Botschaft aus London: «Halten die Vernichtung des Depots von Jonzac für ausserordentlich wichtig. Was schlagen Sie denn vor?»

Pierres Antwort: «Einzige Lösung: Zerstörung von innen.»

Rückfrage aus London: «Für wann könnten Sie die Operation ins Auge fassen?»

Antwort: «Für Mai.»

Order aus London: «Warten Sie auf unsere Instruktionen.»

Pierre, der sich völlig frei bewegen konnte, nutzte die Gelegenheit, um einige ‚Kleinigkeiten‘ aus dem Depot herauszuschaffen, von denen er annehmen konnte, dass sie – wie damals seine Ausweispapiere aus Voiron – seinen Freunden in der Résistance von Nutzen seien. Er brachte diese Sachen zu seiner Wirtin, Madame Robert, der Mutter seines Freundes Michel, die als Hausmeisterin im Justizpalast arbeitete. Mit der allergrössten Ruhe und Gelassenheit verwahrte die gute Frau Waffen und Sprengstoff unter der Estrade des Stellvertretenden Staatsanwalts. Als der dies nach der Befreiung erfuhr, veranlasste ihn das zu dem historischen Ausspruch: «Ich habe auf einem Vulkan gegessen!»

Der eigentliche Vulkan aber schlummerte in den unterirdischen Gängen von Heurtebise. Den Befehl, seinen Ausbruch vorzube-

reiten, erhielt Pierre aus London Anfang Juni, kurz nach der Landung in der Normandie. Zur Durchführung brauchte er einen zum ‚Schmiere stehen‘. Claude Gatineau, einen seiner Arbeitskollegen, dessen Einstellung er kannte, hatte er ins Vertrauen gezogen.

«Bald ist es soweit, Claude! Bist du bereit?»

«Wann immer du willst!»

Eines Abends entschied Pierre, nun sei der Zeitpunkt gekommen, zu dem kolossalen Schlag auszuholen, von dem er schon seit Monaten träumte. Er installierte ein aus Behelfsmaterial selbst zusammengebasteltes Zeitzündersystem. Es kam darauf an, dass das Depot lange Zeit nach dem Feierabend der französischen Arbeiter in die Luft ging. In seinem Zimmer wartete er die ganze Nacht hindurch. Die Explosion blieb aus. Kaum war er am nächsten Morgen in den Steinbrüchen angekommen, beeilte er sich, sein Zündsystem wieder abzubauen, die Drähte verschwinden zu lassen und alle Spuren seines Tuns zu beseitigen.

Wütend über seinen Misserfolg begab er sich nach Bordeaux zum Treffen mit dem ‚Alerte‘-Chef.

«Das Ding ist danebengegangen», meldete er. «Ich hatte nicht das richtige Material. Ich brauche gut funktionierende Zündstifte mit einem langen Verzögerungsmoment.»

«Bedauerlicherweise habe ich zur Zeit nicht einen einzigen von dieser Sorte.»

Reichlich entmutigt kehrte Pierre nach Jonzac zurück. Er fragte sich, ob er seinen Auftrag je werde erfüllen können. Da plötzlich, einige Tage später, kam sein Résistance-Chef mit einem Koffer daher: Er enthielt alles, was er brauchte.

Am Abend schrieb Pierre an seine Mutter:

„Meine geliebte Mama!

Dieser Brief wird Dir sehr weh tun. Man hat mich dazu bestimmt, den Steinbruch in die Luft zu sprengen. Ich hatte Minen gelegt, die ihren Zweck nicht erfüllten. Ich wartete auf jemanden, der nicht gekommen ist. Es ist meine Pflicht, alles zu zerstören.

Es hilft nichts, ich muss dort Feuer legen. Ich bin fest dazu entschlossen. Es ist allerdings sehr wahrscheinlich, dass ich von dort nicht zurückkehre.

Zwar habe ich das Leben geliebt. Doch mein Vaterland steht höher als mein Glück.

Ich umarme Euch alle. Adieu. Es lebe Frankreichs

Am Morgen danach, am 30. Juni, vertraute Pierre diesen Brief seiner Zimmerwirtin an und sagte dazu nur einfach: «Wenn mir etwas zustösst, sorgen Sie dafür, dass er meine Eltern erreicht.»

Er umarmte Madame Robert ebenso wie ihre Tochter, mit der er verlobt war. Lächelnd ging er zur Arbeit wie immer. Nur trug er diesmal einen Revolver und das Sabotagematerial mit sich, das er am Vorabend erhalten hatte.

Kaum war er im Depot angekommen, drang er tief in die unterirdischen Stollen vor, bis zu der Stelle, die er sich für sein Unternehmen ausgesucht hatte. Claude Gatineau begleitete ihn. Er stand ‚Schmiere‘, während Pierre seine Zündkapseln anbrachte und seine ‚Bickford‘-Züandschnüre verlegte.

Er war fast fertig. Da hörte er plötzlich Schritte in dem langen unterirdischen Gang widerhallen. Es war der Feldwebel, der das Amt eines Personalchefs innehatte. Er machte einen Rundgang. Als er Claude Gatineau bemerkte, dessen Anwesenheit an diesem Ort ihn überraschen musste, fragte er: «Was machen Sie hier?»

Claude stammelte irgendeine verworrene Antwort und sah zu, dass er unauffällig weiterkam. Misstrauisch geworden, ging der Unteroffizier weiter vorwärts. Als er Pierre zwischen den Munitionskisten hockend entdeckte, begriff er sofort: «Ach so, Sabotage. Sie auch, Ruibet . . .»

Und bei diesen Worten fuhr seine Hand auch schon zum Revolver. Aber Pierre war schneller als er. Er legte den seinen an und gab fünf Schüsse auf den Feldwebel ab, die dessen Brust durchbohrten. Doch dem Verwundeten gelang es, sich bis zum Ausgang zu schleppen und dort Alarm zu schlagen: «Sabotage . . . Ruibet . . . Gatineau . . .»

Eine Patrouille nahm Pierres Verfolgung auf, der seine Zündkapseln liegen lassen musste. Vielleicht wäre ihm die Flucht durch einen ins Freie führenden Lüftungsschacht noch gelungen. Die Öffnung war zwar bewacht, doch hätte er den Wachposten überumpeln und ausschalten können. An diese Möglichkeiten aber verwandte er nicht einmal einen Gedanken. Er hatte einen Auftrag übernommen, den wollte er ausführen.

Er schrie so laut er konnte: «Rettet euch! Die Steinbrüche fliegen gleich in die Luft!»

Nachdem er auf diese Weise seine französischen Arbeitskameraden noch hatte warnen können, so dass diese Zeit hatten, sich in

Sicherheit zu bringen, drang er immer tiefer in die Stollen ein, deren Labyrinth ihm durch und durch vertraut war. Wie die Sache dann weiterging, weiss man nicht mehr genau. Man kann nur Folgendes vermuten:

Pierre lief bis zu der Stelle, wo die Pulverfässer lagerten, zerstörte eines davon und führte ein Stück Bickford-Züandschnur ein.

Als er hinter sich das Rufen und Laufen der Deutschen vernahm, die ihm auf der Spur waren, versteckte er sich hinter einem Stapel Pulverfässer und wartete ab, bis die Verfolger vorbei waren. Dann entzündete er ein Streichholz. Die Züandschnur war sehr kurz. In wenigen Sekunden musste sie abgebrannt sein. Es stand fest, dass er keinerlei Chancen mehr hatte, sich zu retten. Doch ebenso klar war auch, dass man ihn verurteilen würde.

Ohne Zögern steckte er die Züandschnur in Brand . . . Sogleich brach die Hölle los. Eine Welle gewaltiger Explosionen zerfetzte die Luft, riesige goldgelbe Flammen schlugen aus dem Boden empor, während ein unablässig weiter anschwellender schwarzer Rauchpilz den Tag zur Nacht machte. Im Epizentrum dieses Erdbebens öffnete sich der Erdboden. Im Umkreis von mehreren Kilometern erschütterte eine Serie von Erdstössen die Häuser. Selbst in Jonzac zerbrachen die Fensterscheiben.

Drei Tage und drei Nächte hindurch folgte Explosion auf Explosion, während im Inneren der Stollen das Feuer weiter wütete. Weil die Deutschen es nicht löschen konnten, setzten sie stärkere Mittel ein, gruben einen Kanal bis zur Seugne und leiteten einen Teil des Flusswassers in die Steinbrüche um.

Claude Gatineau, dem mit einigen französischen Arbeitern die Flucht gelungen war, ging nach Hause. Nicht ahnend, dass der verwundete deutsche Feldwebel am Leben geblieben war und die Namen der Saboteure hatte angeben können, kehrte er mit den Feuerwehrleuten von Jonzac an den Ort des Geschehens zurück. Er wurde ebenso festgenommen wie alle seine Kameraden.

Die Deutschen hatten entschieden, alle Gefangenen öffentlich aufzuhängen, und liessen mehrere Galgen errichten. Der Bürgermeister von Jonzac, Herr Gautheret, und der Dekan, der Domherr Chauvin, ein Invalide des Ersten Weltkriegs, intervenierten mit leidenschaftlicher Eindringlichkeit. Der Kommandant liess sich erweichen. Nur Claude Gatineau sollte hängen, denn es war erwiesen, dass er ‚Schmiere‘ gestanden hatte. Er hatte das übrige

bei seinem Verhör auch gestanden und ausserdem mit allem Nachdruck klargemacht, dass seine Kameraden keinerlei Mitverantwortung an dem Anschlag treffe.

Der Dekan erbot sich, an Claudes Stelle an den Galgen zu gehen: «Verschont ihn. Er ist ein junger Mann. Ich aber bin alt und verbraucht.»

Der deutsche Kommandant war beeindruckt von dem Auftreten dieses weisshaarigen Priesters und reagierte mit einer Geste: Claude sollte nicht hängen, sondern erschossen werden.

Die Arbeiter des Depots wurden vor dem Haupteingang versammelt. Das Exekutionskommando nahm Aufstellung. Man führte Claude heran und stellte ihn mit dem Rücken gegen das Gitter. Die Augenbinde lehnte er ab. Bei dem Kommando ‚Feuer‘ rief er: «Es lebe Frankreich!» Er war auf der Stelle tot.

Sein Mut hatte auf die Deutschen einen solchen Eindruck gemacht, dass viele von ihnen absichtlich vorbeigeschossen hatten. Die Spuren dieser Geschosse wurden später auf dem Gitter des Eingangstores festgestellt.

Keiner wusste, was mit Pierre Ruibet geschehen war. Entgegen aller Logik glaubten einige noch immer daran, dass es ihm vielleicht gelungen sei, durch den Lüftungsschacht zu entkommen, nach draussen zu gelangen und unterzutauchen. Die Deutschen verschärften ihre Verfolgungsmassnahmen. Sie nahmen Mathilde Robert, seine Verlobte, fest und sperrten sie in Saintes ein, brachten sie dann nach Hä und nach Bordeaux. Glücklicherweise kam bei der Durchsuchung des Justizpalastes niemand auf die Idee, unter der Estrade des Stellvertretenden Staatsanwalts nachzuschauen . . .

Nachdem das Feuer im Steinbruch endgültig verloschen war und keine Explosionsgefahr mehr bestand, begann man mit den Aufräumungsarbeiten. Tonnenweise mussten Schutt und Steine aus den zugeschütteten, zum Teil vollkommen eingestürzten Stollen herausgeschafft werden, denn die Deutschen wollten unbedingt die Leichen von siebzehn ihrer Leute bergen, die bei der Explosion ums Leben gekommen waren.

Bei dieser Maulwurfsarbeit entdeckten sie eines Tages am Fusse eines Pfeilers einen Leichnam, der nicht die feldgraue Uniform anhatte. Es war Pierre ... Er hatte versucht, durch den Luftschacht zu fliehen, doch nicht die Zeit gehabt, ihn zu erreichen. Die gewaltige Explosion hatte ihm die Brust zerrissen. Sein Körper warteilweiseverbrannt.

Die Deutschen vergruben ihn heimlich in Villeneuve-d'Ornon, in der Nähe von Bordeaux. Die Gebeine Pierre Ruibets konnten nach der Befreiung mit Hilfe seiner Familie dank eines schräg abgebrochenen Zahns identifiziert werden. Die Beerdigung fand am 8. Dezember 1944 in Jonzac statt, 1960 wurde der Leichnam nach Voiron überführt.

XVIII

Adieu Republik Vercors!

Am Nachmittag des 13. Juli 1944 erklommen drei Radfahrer mittleren Alters langsam die Windungen der Strasse von Saint-Nizier.

Sie hatten Grenoble, das fest in der Gewalt der Deutschen war, verlassen, um den Nationalfeiertag in Vercors zu begehen, denn in diesem mächtigen Voralpenmassiv gab es keine einzige Wehrmachtseinheit. Am Tag nach der Landung in der Normandie und in Ausführung eines Befehls aus London hatten die Partisanen eine regelrechte Mobilmachung durchgeführt. Sie hatten alle Zugänge zum Plateau hermetisch abgeriegelt. In den Dörfern flatterte die Trikolore wieder.

Ein ehemaliger Cafétier aus einem Grenobler Vorort, ein heldenhafter Freikorpsführer des Ersten Weltkriegs, ein leidenschaftlicher aktiver Sozialist zwischen den beiden Kriegen und nun, zusammen mit einer Handvoll Freunden, ein Pionier der Résistance in der Dauphiné, nahm dort oben tatsächlich die Funktionen eines Präfekten wahr. Er hiess Eugène Chavant und hatte sich den Decknamen ‚Clément‘ zugelegt. Seine Leute aber, bei denen er respektiert, bewundert, aber auch ein wenig gefürchtet war, nannten ihn immer nur ‚le Patron‘. Ein junger, kecker Oberstleutnant, mit regem Blick und rühriger Zunge, François Huet, genannt ‚Hervieux‘, befehligte im Herzen dieser natürlichen Festung eine Garnison von fast viertausend Kombattanten.

Wie Pech und Schwefel hielten diese beiden so verschiedenartigen Kommandogewaltigen von Vercors zusammen, der zivile und der militärische, ein alter Freimaurer der eine, ein gläubiger Katholik der andere.

Und um deren Einladung zu folgen, keuchten die drei Radfahrer die Strasse zu den ersten Anhöhen des Plateaus hinauf.

Alle drei bekleideten wichtige Posten in der Widerstandsbewegung der Dauphiné: Roger Bonamy, mit dem symbolträchtigen Namen ‚Ciment‘ (‚Zement‘), war Vorsitzender des Départementskomitees der Nationalen Befreiung von Isère (C.D.L.N.) und vertrat in diesem Gremium die Vereinigten Widerstandsbewegungen (M.U.R.); Georges Cabane, genannt ‚d'Assas‘, war einer der Anführer des ‚Front National; Alain Le Ray, alias ‚Bastide‘, war der F.F.L.-Chef im Département.

Alle drei waren bereit gewesen, ihre Posten für vierundzwanzig Stunden zu verlassen, um den kurzen Aufenthalt in Vercors zur Abstimmung ihrer Aktionspläne mit denen von Chavant und Huet zu nutzen. Auch hofften sie, bei dieser Gelegenheit eine Übereinkunft über die Verteilung der über dem Plateau mit Fallschirmen abgeworfenen Ausrüstungsgegenstände auf die verschiedenen ‚Sektionen‘ im Département Isère erzielen zu können. Zwar waren die über der Zitadelle abgeworfenen Waffen- und Munitionsmengen unzureichend, doch über der Umgebung, dem Gebiet also, das man als ‚Glacis‘ dieser Festung hätte bezeichnen können, fiel der ‚Container-Regen‘ noch spärlicher! Und so dachte Alain Le Ray, als er an diesem Vorabend des 14. Juli nach Vercors hinaufstieg, auch an seine anderen Partisanen: An die von Oisans, der Belledonne, der Chartreuse, von Chambrands und Grésivaudan . . .

Le Ray kannte sich im Gebiet von Vercors bestens aus. Im März 1941 war der Städteplaner Pierre Dalloz auf den Gedanken gekommen, dieses Kalksteinmassiv in eine Art Trojanisches Pferd zu verwandeln: Seine Flanken sollten sich in einem günstigen Augenblick öffnen, um einen Schwarm alliierter Soldaten im Rücken des Feindes auszuspuken, die blitzschnell mit Fallschirmen oder Gleitflugzeugen an den von Partisanen vorbereiteten Schlupfwinkeln abgesetzt werden sollten. Zur Ausarbeitung der militärischen Seite dieses kühnen Projekts, das den Namen ‚plan Montagnards‘ (‚Gebirgsvolk-Plan‘) trug, hatte Dalloz den brillanten dreiunddreissigjährigen Hauptmann Le Ray ausersehen.

Nachdem der Plan von Yves Farge, dem zukünftigen Kommissar der Republik in Lyon, begeisterte Zustimmung erfahren hatte, von Jean Moulin General de Gaulle persönlich vorgetragen und zur näheren Prüfung an die Spezialabteilungen weitergegeben worden war, hätte er nun, im Sommer 1944, sehr wohl in die Tat umgesetzt werden können. Zumindest die Partisanen von Vercors

waren überzeugt davon. Das galt auch für Le Ray, ihren militärischen Oberbefehlshaber und Hauptverantwortlichen im Département.

. . . Die drei Radfahrer erreichten das Plateau, durchquerten die Ebene von Lans, durchfuhren Villard-de-Lans und machten erst in Saint-Martin-en-Vercors halt, wo Chavant und Huet ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten.

Am nächsten Morgen ging die Sonne an einem wolkenlosen Himmel auf. Zur würdigen Begehung des 14. Juli veranstaltete der Generalstab eine Musterung der Truppen mit Ordensverleihung und anschliessend eine Militärparade mit Trompeten, Trommeln und Fahnen. In der kleinen Hauptstadt der ‚Republik Vervors‘, die Chavant am 3. Juli offiziell ausgerufen hatte, glaubte man sich in die guten alten Zeiten der Dritten Republik zurückversetzt. Manch einer konnte nicht vergessen, dass die Deutschen am 13. Juni eine bewaffnete Aufklärungsoperation in Saint-Nizier durchgeführt, nach zweitägigen erbitterten Kämpfen das Dorf besetzt und in Brand gesteckt hatten. Geschlagen aber fühlten sich die Partisanen dadurch nicht. Sie hatten auf Befehl Huets nur eine Position aufgegeben, die einfach nicht mehr zu verteidigen war. In das Mauerwerk, das Vercors umschliesst, hat die Natur nur enge Ausfallpforten in das Innere der grauen Feldmassen getrieben und nur einen einzigen Torweg: Den Felsdurchbruch von Saint-Nizier. Dieses Eingangstor stand nun schon einen Monat lang weit offen. Doch die Krieger des Vercors beunruhigte das nicht sonderlich. Auf kürzere Linien zurückgezogen, erwarteten sie mit Zuversicht, ja manche sogar mit Ungeduld, den zweiten feindlichen Angriff. Sie ahnten, dass er unmittelbar bevorstand, doch sie waren überzeugt, das Innere der Zitadelle, den Hauptturm sozusagen, verteidigen zu können, zumal der Zugang dorthin überaus schwierig war. Schliesslich ging es ja auch nur darum, die Stellung bis zum Eintreffen der versprochenen Verstärkungen zu halten. Das aber war eine Sache von wenigen Stunden, allenfalls einigen Tagen . . .

In jenen warmen Morgenstunden waren alle Menschen in dieser kleinen Insel der Freiheit im düsteren Ozean eines besetzten Europas von der gleichen Begeisterung, dem gleichen Freudentaumel getragen: Bauern mit ihren Mützen auf dem Kopf, Soldaten in Uniform, Stabsoffiziere, manche von ihnen in weissen Handschuhen, amerikanische und englische Offiziere der ersten

alliierten Fallschirmjägeraktionen (die unter den Namen ‚Union‘ und ‚Eucalyptus‘ durchgeführt worden waren). Die einen wie die anderen lugten immer wieder hinauf in den Sommerhimmel, in der Erwartung der ersten Schiffe der grossen ‚Luftarmada‘, die sich irgendwo an den Mittelmeerküsten formieren musste.

Da, plötzlich, kurz vor Mittag, war ein dumpfes Dröhnen zu vernehmen. In etwa vierhundert Meter Höhe tauchte eine Formation der fliegenden amerikanischen Festungen auf. Rechter Hand von Vassieux befreiten sie sich von ihrer Ladung, die in blauweiss-roten Fallschirmen auf die Erde herunterschwebte. Zwei weitere Wellen folgten. Unter den Zuschauern dieser gewaltigen Fallschirmdemonstration breitete sich ekstatische Freude aus. Gaben die Alliierten nicht einen weithin sichtbaren Beweis dafür, dass sie Vercors für einen besonders wichtigen Partisanenstützpunkt hielten, der eine vorrangige Rolle innerhalb einer grossangelegten strategischen Operation spielen würde?

Alain Le Ray und seine beiden Gefährten waren sprachlos vor Staunen: Hier oben schwammen alle auf einer riesigen Woge der Euphorie, da unten aber, in der Ebene, aus der sie kamen, gab es das tägliche Schauspiel der militärischen Macht der Deutschen. Zutiefst erschrocken waren sie, als sie sich vergegenwärtigten, welche Herausforderung diese protzige Fallschirmschau am helllichten Tage für den General Pflaum, den Kommandeur der 157. Infanteriedivision in Grenoble, bedeuten musste.

In der Tat, kaum hatten die zum Einsammeln der abgeworfenen Behälter abgeordneten Mannschaften mit ihrer Arbeit begonnen, tauchten hinter dem bewaldeten Kamm des Lachau die Flugzeuge mit dem schwarzen Kreuz auf. Und von da an war das Abwurfgebiet praktisch ununterbrochen von einem wahren Geschosshagel der Luftwaffe eingedeckt. Da sie ihre Startbahnen beim Flugplatz von Chabeuil, unmittelbar am Fusse des Vercors-Massivs, hatten, genügten den Maschinen der Luftwaffe wenige Minuten, um sich in der ‚Hatz‘ abzulösen. Obwohl seit Wochen schon von Algier aus in einer Reihe eindringlicher Radiobotschaften auf diese Bedrohung hingewiesen worden war, hatten die Alliierten nicht ein einziges Flugzeug zur Bombardierung des Flugplatzgeländes und der Flugzeughallen entsandt. Nun drehte sich das schreckliche Karussell bis zum Einbruch der Dunkelheit. Strassen und Dörfer blieben von den Geschossen aus der Luft nicht verschont.

Nachdem sie ihren Auftrag erfüllt hatten, beschlossen Le Ray

und seine Kameraden, noch am gleichen Abend so schnell wie möglich vom nördlichen Rand des Vercors-Massivs zurückzukehren. Sie waren überzeugt, dass der Feind sehr rasch reagieren würde. So verbrachten sie die Nacht in einem Bauernhof, unweit von La Martinière, zwei Kilometer östlich vom Gros Martel, im Gebiet der Gemeinde Méaudre. Dort begegneten sie Simon Nora, mit dem Decknamen ‚Kim‘, und der unerschrockenen Verbindungsagentin Geneviève Gayet, überall unter dem Decknamen ‚Germaine‘ bekannt.

Am früher! Morgen des 15. Juli schwangen sie sich auf ihre Räder und erreichten in kraftvoller Fahrt Lans. Weil sie absolut sicher waren, auf den Zugangsstrassen zum Vercors auf die Deutschen zu treffen, hatten sie lange darüber gesprochen, wie sie am besten von hier oben wieder herunterkommen könnten.

«Wir haben zwei Möglichkeiten», hatte Alain Le Ray ihnen auseinandergesetzt, «entweder über die Berge hinabsteigen oder ganz einfach die Strasse nehmen und die friedlichen Bürger spielen, die den 14. Juli bei Freunden verbracht haben. Im ersten Falle können wir sehr viel Zeit verlieren. Ich bin daher für die zweite Lösung.»

Wie hätte man auf Alain Le Ray unter diesen Umständen nicht hören können? Er war geradezu ein ‚Spezialist der Flucht‘! Nach seiner Gefangennahme im Juni 1940, am Ourcq, einem Nebenfluss der Marne, wo er mit seiner Gebirgsjägerkompanie gekämpft hatte und gefangengenommen war, war er aus einem Offizierslager in Pommern geflohen. Am Ende seines langen Fluchtweges quer durch Deutschland hatte man ihn wieder aufgegriffen und in die berühmte Festung Colditz in Sachsen gebracht, wo die Deutschen die Starrsinnigen, die Aufsässigen, Widerspenstigen und Ausbrecher einsperrten. Am 11. April 1941 hatte er seinen Kerkermeistern abermals ein Schnippchen geschlagen, zum grossen Erstaunen aller hinter diesen düsteren Mauern sitzenden französischen, polnischen und englischen Offiziere; denn er war der erste, dem der bis dahin für unmöglich gehaltene Ausbruch geglückt war. Diese Tat brachte ihm den Ruf ein, ein ‚Sesam-öffne-dich‘ zu besitzen. Damals wussten nur wenige, wie ihm der Coup gelungen war! Wenn er hiervon berichtet – was nicht sehr häufig vor-

¹ Im Jahre 1975 hat er unter dem Titel *Première a Colditz*, erschienen bei Arthaud, den Bericht über seinen Ausbruch veröffentlicht.

kommt, weil er bescheiden und zurückhaltend ist –, so stellt er immer wieder kopfschüttelnd fest: «Das war vielleicht die schwierigste Sache in meinem Leben . . .»

Doch dann verbessert er sich: «Nein, ich glaube, es war die schlaueste.»

Er trifft diese Feststellung ohne jede Prahlerie. Die ist nicht seine Art. Doch ein fast kindliches Lächeln leuchtet dabei in seinen haselnussbraunen Augen.

Mit kleinen exakten Pinselstrichen skizziert er Colditz: Die Stadt aus rosa Sandstein mit braunen Ziegeln; die vierzig Meter über den Häusern auf einem Felsvorsprung aus schwarzem Schiefer gelegene Zitadelle und schliesslich die alles überragende Festung: «Ein verwirrendes Durcheinander von Zinnen, Glockentürmchen und schmalen Kämmen entlang den spitzen kathedralenartigen Dächern.»

Und so fährt Alain Le Ray in seiner Darstellung fort: «Gleich nach meiner Ankunft in Colditz hatte ich begonnen, die örtlichen Gegebenheiten näher zu untersuchen. Nichts. Kein Ausgang. Kein Schlitz. Kein Hoffnungsschimmer. Nach fünfzehn Tagen war ich krank vor Wut, zerfressen vom Gefühl meines Unvermögens, beherrscht von der schmerzlichen Gewissheit, dass die Zeit mir unter den Händen zerrann; bereit zum Todessprung hoch oben von den Turmzinnen. Ich war buchstäblich bereit, das Unmögliche zu versuchen, doch das hätte zu nichts geführt . . .»

In Beachtung der Genfer Konvention gestatteten die Deutschen den gefangenen Offizieren zweimal wöchentlich einen Spaziergang im Schlosspark, den man auf einem an den Mauern entlanglaufenden abschüssigen Pfad erreichte. Bevor man zu dem von Stacheldraht umgebenen, ellipsenförmigen Platz gelangte, in dem die Männer im Kreis herumgingen wie Tiere im Käfig, kam man an einem grossen Gebäude vorbei.

An dieser Stelle machte der Weg eine leichte Einwärtsbiegung. Eines Tages bemerkte Alain Le Ray, dass die Tür dieses Gebäudes offenstand, und sagte sich, dass er, wenn er sich beeilen würde, diese wohl noch erreichen könnte. Ausserdem durfte der Wächter an der Spitze des Zuges sich nicht umdrehen, derjenige an seinem Ende nichts bemerken, der Spürsinn der Polizeihunde nicht geweckt werden, und schliesslich müsste das Abzählen der Gefangenen ungenau sein. Eine lange Kette unwahrscheinlicher Glücksfälle fürwahr!

Beim nächsten Spaziergang brachte Alain Le Ray mit Hilfe seiner Kameraden alles durcheinander, gerade als die Wächter die Gefangenen zählten. ‚Wenn sie nach dem Streich merken, dass sie sich verzählt haben‘, so dachte er sich, ‚werden sie sich aus Furcht vor Strafe scheuen, etwas zu sagen.‘

Bei der Rückkehr vom Spaziergang, als die Gefangenen die leichte Wegbiegung erreichten, sprang Alain Le Ray mit einem Satz zur Tür des Gebäudes. Die Wache an der Spitze drehte sich nicht um, die am Ende sah nichts. Der Spürsinn der Hunde wurde nicht geweckt. Hinter der Tür lag ein Kellergewölbe. Dort zog sich Alain Le Ray um: Knickerbocker, ein Paar weisse gewirkte Strümpfe, blaues Hemd, Anorak, dazu Mütze mit Ohrenschützern. In wenigen Augenblicken war aus dem Gefangenen ein (nach seinen eigenen Worten): «ganz passabel aussehender deutscher Spaziergänger» geworden.

Einen guten Teil des Nachmittags blieb er in seinem Versteck, weil nun Soldaten im Park Ball spielten. Als sie aufhörten, war es achtzehn Uhr. Alain Le Ray kam unter den Augen der auf dem Wehrgang postierten deutschen Wachen aus seinem Keller hervor. Friedlich durchquerte er den Park, wie ein deutscher Arbeiter nach Feierabend. Eine über drei Meter hohe Mauer versperrte ihm den Weg in die Freiheit. Als ausgezeichnete Bergsteiger und Kletterer überwand er sie mühelos. Hinter ihr begann ein lichter Buchenwald. In dem verschwand er. In Colditz hatte niemand irgend etwas bemerkt. Etwa um zweiundzwanzig Uhr erreichte der Flüchtling den Rochlitzer Bahnhof, studierte mit gleichgültiger Miene den Fahrplan, ging zum Schalter und verlangte eine Fahrkarte bis zur nächsten Station.

«Ich hatte ja kaum Geld bei mir», erläutert Alain Le Ray. «So hatte ich beschlossen, schwarz zu fahren.»

«Wie war das möglich?»

«Oh, den Trick kann ich Ihnen gern verraten, denn er funktioniert heute nicht mehr. Zu jener Zeit gab es in vielen deutschen Eisenbahnwaggons einen Schaffnerbremssitz, doch nur zwei davon, am Kopf und am Ende des Zuges, waren besetzt.»

«Und wenn man Sie entdeckt hätte?»

«Auf jeder Seite gab es ein Trittbrett. So konnte ich immer von der falschen Seite einsteigen und hätte auf diesem Weg auch notfalls fliehen können.»

«Trotz alledem war es doch sehr riskant!»

«Die ganze Kunst einer solchen Flucht besteht darin, den ganz gewöhnlichen ‚Mann von der Strasse‘ zu mimen. Das war ja übrigens bei der Résistance genauso.»

«Sprachen Sie denn akzentfrei Deutsch?»

«Zu jener Zeit ganz gut. Eines Tages wurde ich gefragt, wo ich herkäme. Ich antwortete, ich stamme aus Mähren. Man nahm es mir ab.»

Alain Le Ray hatte Colditz am Karfreitag verlassen. Am Osterdienstag erreichte er bei Schaffhausen die Schweizer Grenze.

«Das Schwierigste stand womöglich noch bevor?»

«Meinen Sie? Ich bin nachts in einen Bahnhof eingedrungen und habe mich hinter den Laternen der Lokomotive versteckt. Liegend, fast komfortabel, bin ich in die Schweiz gereist.

Aus dieser nun schon drei Jahre alten Erfahrung zog Alain Le Ray den Schluss, dass man zur Täuschung der Deutschen eine wohl dosierte Mischung aus Unerschrockenheit und Psychologie benötige. An diesem Morgen noch, beim Verlassen der ‚Republik Vercors‘, war er entschlossen, dieses Rezept auszuprobieren. So fuhr er mit seinen beiden Kumpanen schnell die Strasse von Gorges d’Engins hinunter. Sie begegneten keiner Menschenseele. In zügiger Fahrt erreichten sie rasch die nach Sassenage hinabführenden Serpentin.

«Am besten fahren wir staffelförmig weiter», schlug der Offizier vor. «Wenn die Deutschen uns alle drei zusammen daherkommen sehen, könnten sie misstrauisch werden. Ich fahre mit einigem Abstand voraus. Ihr kommt dann nach.»

Von der zweiten Kurve an konnten sie die ganze Strasse bis zum Tunnel überblicken. Die Deutschen waren da, wie vorgesehen: Eine Pioniereinheit reparierte die von den Partisanen Anfang Juni, nach Abschluss ihrer Mobilmachung, mit Plastiksprengungen angerichteten Schäden. Eine lange Infanteriekolonnie stieg zum Plateau hinaus. Vereinzelte Teile der Vorhut rückten, in Kampf formation, auf beiden Strassenseiten vor. Doch war es aus dieser Entfernung unmöglich auszumachen, wo genau sich die Spitze der Vorhut befand.

«Los, fahren wir weiter», sagte Le Ray. «Dann werden wir schon sehen.»

Er hatte kaum einen Kilometer zurückgelegt, als er im rechten Strassengraben die Laubbüsche entdeckte, welche die Deutschen

über ihre Helme gestülpt hatten. Leicht bremsend, versuchte er, so gut es ging, möglichst natürlich zu wirken. Plötzlich brüllte es aus dem Graben vor: «Halt!»

Alain Le Ray stoppte, setzte seelenruhig einen Fuss auf die Erde und fragte aus dieser Position den Feldwebel, den er an den Schulterstücken erkennen konnte: «Können wir hinunterfahren?»

Der andere schien ihn nicht zu verstehen, darum wiederholte er seine Frage auf deutsch. Der Feldwebel richtete sich halb auf und unterstrich seine Antwort mit unmissverständlichen Gesten: «Weg, weg, zurückfahren!»

Es war sofort klar, dass mit dem Feldwebel, der nur seine Weisungen kannte, nicht zu reden war. Ein Offizier schien nicht in der Nähe zu sein. Die einzige Art, einen Schusswechsel zu vermeiden, war, so schnell wie möglich zu gehorchen.

Ohne Eile wandte Alain Le Ray sein Rad um, schob es einige Schritte, sass dann wieder auf und radelte langsam seinen Freunden entgegen. Wortlos drehten auch sie wieder um. Immer schneller werdend, fuhren sie wieder in Richtung Lans.

«Es war ein Reifall», stellte Alain Le Ray fest. «Doch wir haben uns ganz gut aus der Affäre gezogen.»

«Was sollen wir jetzt tun?» fragten seine beiden Kameraden.

«Wir werden ganz einfach eine andere Strasse nehmen.»

«Wirklich?»

«Ja, ich bleibe bei meiner ersten Idee. Wir werden in der gleichen Art vorgehen. Ich hoffe, wir haben diesmal mehr Glück.»

Während sie ganz gemütlich die zehn Kilometer lange, fast ebene Strecke nach Saint-Nizier zurücklegten, wog Alain Le Ray die beiden Risiken objektiv gegeneinander ab.

«Was kann uns eigentlich bei der Ausführung unseres Entschlusses, die deutschen Posten zu passieren, geschehen?» fragte er sich. «Die grösste Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass uns unser friedliches Aussehen, unser Alter, das nicht mehr dasjenige des Arbeitsdienstes ist, unsere korrekte Kleidung wie auch unsere falschen, aber allen Vorschriften entsprechenden Papiere grössere Nachforschungen ersparen werden. Gleich wohl, es könnte auch anders laufen. Der deutsche Generalstab kann den Befehl erteilt haben, alle vom Vercors kommenden oder hinaufgehenden Männer zwischen siebzehn und sechzig Jahren an die Wand zu stellen. Eine Abteilung des gefürchteten Staatssicherheitsdienstes oder der nicht minder gefürchteten Gestapo könnte in Saint-Nizier am

Werke sein. In diesem Fall war das Schlimmste zu befürchten. Die deutschen Polizeidienste besitzen Fahndungskarten und Fotos von mir und meinen Kameraden. Ausserdem gibt es noch eine Liste mit den abgeworfenen Waffen und dem abgeworfenen Material, die ich in meinem Fahrradrahmen versteckt habe. Der Inhalt dieses Papiers mag noch so unverständlich sein. Seine Entdeckung allein würde eine sichere Verurteilung bedeuten. Doch, alles in allem, befinden wir uns nicht Tag für Tag in Grenoble oder auf den Strassen des Départements Isère in ähnlichen Gefahren? Also los! Wir müssen einfach an unseren guten Stern glauben . . .»

Während er mit diesen Überlegungen beschäftigt war, hatten die drei Radfahrer Kilometer um Kilometer hinter sich gebracht und nun die letzte grosse Kurve vor dem Dorf, am Fusse des Moucherotte, fast erreicht, von wo man eine wunderbare Aussicht hatte und bei klarem Wetter den Montblanc sehen konnte. Doch für die drei war es jetzt nicht die Zeit, sich dem Genuss eines Panoramas hinzugeben. Der deutsche Wachposten musste schon recht nahe sein.

In der Tat . . . Aus der Kurve herauskommend, sahen sich die drei Männer unmittelbar vor einer gewaltigen Sperre aus Baumstämmen, mit Ästen bedeckt, zwischen denen hindurch man deutsche Soldaten in schussbereiter Position erkennen konnte. Ein langer hagerer Unteroffizier lehnte vor dem Hindernis. Er trug keinen Helm, nur eine einfache Feldmütze. Alain Le Ray registrierte dieses Detail als gutes Vorzeichen.

«Halt!» befahl auch dieser Deutsche, wie zuvor der andere.

Alain Le Ray bremste sofort. Seine Gefährten waren etwa zehn Meter hinter ihm. Auf ein Zeichen hin näherte er sich, sein Fahrrad am Lenker haltend und blieb vor der Sperre stehen. Die Mündungen der Maschinenpistolen waren auf ihn gerichtet.

«Wir wollen nach Grenoble zu unserer Arbeit», sagte Alain Le Ray förmlich, als ginge es darum, sich vorzustellen.

«Kommen Sie zusammen hierher», antwortete der Unteroffizier.

Die Sperre öffnete sich. Die drei Radfahrer traten heran. «Ausweis!» verlangte der Deutsche. Sie zeigten ihre Arbeitskarte vor. «Gut. Kommen Sie mit.»

Der Unteroffizier begleitete sie bis zum Dorf. Auf dem Platz bot sich ihnen ein erschütternder Anblick. Zwischen den schwarzen Ruinen der verkohlten Häuser war eine Wehrmachtsabteilung an-

getreten. Etwa zwanzig Einwohner standen aufgereiht, das Gesicht zur Wand, die Hände auf dem Rücken. Die drei Radfahrer wurden zu einem Gebäude geführt, das den Deutschen offensichtlich als Hauptquartier diente. Le Ray wurde, und zwar alleine, in ein Zimmer geführt, wo er sich einem Oberleutnant gegenüber sah, der mit regungslosem Gesicht hinter einem Tisch sass. Den Neuankömmling musternnd, fragte er in mühsamem Französisch:

«Kommen Sie von dem Vercors-Plateau?»

«Ja.»

«Was wollten Sie dort?»

«Wir hatten gestern einen freien Tag. Wir wollten ein paar Freunde besuchen.»

«Nicht verstehen!»

Le Ray nutzte diese Gelegenheit, seinem Gegenüber zu eröffnen, dass er Deutsch spreche, und wiederholte seine Erklärung in dieser Sprache.

«In den Bergen sind viele Terroristen», stellte der Oberleutnant fest.

«Ja, es sieht so aus. Doch anderwärts auch», erwiderte Le Ray ausweichend. «Doch damit haben wir nichts zu tun. Wir wollen möglichst schnell wieder nach Grenoble, zu unserer Firma, und mit unserer Arbeit beginnen.»

Seit dem zweiten Satz, den Le Ray auf Deutsch gesprochen hatte, wirkte der Offizier gelöster.

«Wo haben Sie», so fragte er, «unsere Sprache so gut gelernt?»

«Ich habe in München studiert.»

«Ich bin aus Bayern.»

«Welch ein Zufall!»

So gingen noch einige Worte hin und her.

«Ich werde Sie bis zum Wachposten im Tal begleiten lassen», beschloss der Oberleutnant das Gespräch.

Le Ray dachte angstvoll an die Zivilisten, die entlang der Mauer auf dem Dorfplatz aufgereiht standen, und fragte:

«Was werden Sie mit den Franzosen machen, die Sie dort versammelt haben? Sind es Verdächtige?»

«Ihre Lage ist unklar. Wir führen noch einige Untersuchungen durch.»

«Dann würde ich Ihnen raten, sie vor der Sonne zu schützen und sie vor allem nicht glauben zu lassen, sie würden erschossen.»

Ein magerer, rothaariger Feldwebel begleitete Le Ray und seine Kameraden bis nach Guillets, dem ersten Dörfchen unterhalb von Saint-Nizier.

«Ich bin kein Deutscher, sondern ein Pole», sagte er, kaum dass sie das Dorf verlassen hatten. «Ich mache diesen Krieg gegen meinen Willen mit.»

Äusserst vorsichtig entgegnete Le Ray:

«Wir können uns unser Schicksal nicht aussuchen. Doch eines wünschen wir sicher alle miteinander, nämlich dass der Krieg bald zu Ende geht.»

Beim Posten in Guillets angekommen, öffnete sich die Sperre sofort, nachdem der polnische Begleiter erklärt hatte, dass die drei Männer vom Kompaniechef die Genehmigung erhalten hätten, nach Grenoble zurückzukehren.

«Jahwohl!» war die Antwort des salutierenden Wachpostens.

Ohne weiter zu fragen, sprangen die drei auf ihre Fahrräder und fuhren hinab in Richtung Grenoble.

Zugleich begann die Belagerung des Plateaus. Sechs Tage später begannen die Deutschen ihre Offensive.

«Rückt mit euern Panzerwagen auf Napoleons Spuren vor!»

«Alles im Eimer, vollständig im Eimer ... Da ist nun nichts mehr zu machen», wiederholte Joseph' bei sich, der nun schon seit vielen Stunden durch die Berge von Diois marschierte.

Joseph', der auch die Decknamen ‚Faisceau‘ und ‚Ménard‘ benutzte, hiess in Wirklichkeit Henri Zeller. Er war Berufsoffizier, ebenso wie sein Bruder André. Obgleich erst im Range eines Obersten, hatte er doch die Verantwortung des Kommandierenden Generals in einem Militärbezirk: De Gaulle hatte ihm nämlich die Aufgabe übertragen, die Aktionen der Partisanen in den Alpen zu koordinieren.

Nun aber hatte es Henri Zeller miterleben müssen, wie in seinem Bereich die wichtigsten Bastionen der Résistance, eine nach der anderen, gefallen waren: Erst Glières, dann l'Ubaye und nun Vercors, das er gerade verlassen hatte. Nur mit wenigen Begleitern von der Hochebene herkommend, war es ihm glücklich gelungen, durch das Drômetal hindurchzukommen, bevor sich die deutsche Zange schloss. Am Ende dieses Tages nun, des 22. Juni 1944, brach die französische Verteidigung zusammen - unter dem vereinten Ansturm der durch Gleitflugzeuge in Vassieux abgesetzten SS-Einheiten, der Gebirgsjäger, die über den Durchbruch von Saint-Nizier und dann auf Ziegenpfaden hinaufkletternd vorwärtsrückten, sowie der Sicherheitseinheiten, die sich ihren Weg nach Die freikämpften. Zeller machte sich nichts vor. Er wusste, Vercors war verloren. Es war nur noch eine Frage von Stunden. François Huet schickte sich schon an, das Auseinandergehen seiner Einheiten anzuordnen. Die Entscheidung war im Kriegsrat gefallen, der unter Beteiligung der zivilen und militärischen Befehlshaber der Hochebene am Abend zuvor abgehalten worden war.

Wie sie, so hatte auch Zeller damit gerechnet, die Alliierten würden in der Provence landen. Tag für Tag, mit ständig wachsender Ungeduld, hatte er den Beginn dieser Operation erwartet, die ja die einzig logische Ergänzung zu dem Unternehmen vom 6. Juni in der Normandie darstellte. Seit diesem Ereignis waren nun eineinhalb Monate vergangen, und ‚Joseph‘ fragte sich, ob die Südländung jemals stattfinden werde.

Das, was sich in der Normandie abgespielt hatte, war im übrigen nicht dazu angetan, den Oberst zu beruhigen. Bei Avranches kamen die Alliierten nicht von der Stelle. Um diese Stadt, die nur knapp hundert Kilometer vom Invasionsgebiet entfernt lag, zu erreichen, waren in dem leicht hügeligen Gelände sechsundvierzig Kampftage erforderlich. Die Entfernung von der Mittelmeerküste bis nach Grenoble aber betrug mehr als dreihundert Kilometer, das Terrain war gebirgig und eignete sich in besonderem Masse zur Verteidigung. Im Juni 1940 hatten hier drei französische Divisionen einer starken italienischen Armee erfolgreich standhalten können. Wenn nun die Alliierten schliesslich doch noch an der Cote d'Azur landen würden, wieviel Zeit, Ruinen, Tote würde das kosten, um das gesamte französische Alpengebiet von Mercantour bis Chablais zu befreien? Die Deutschen, deren Ostflanke durch die in Italien überaus hartnäckig kämpfende Armee Kesselring wirksam geschützt war, hätten sich monatelang in diesem Geländefestkrallenkönnen . . .

Diesen düsteren Gedanken nachgebend, erreichte der total erschöpfte Henri Zeller bei Einbruch der Dunkelheit das friedliche kleine Dorf Saint-Nazaire-le-Désert. Zufälligerweise traf er dort auf den F.T.P.F.-Stab des Départements Drôme, mit dem er seit einem Monat wirkungsvoll zusammenarbeitete. Die herzliche Aufnahme durch die Freischärler und Partisanen wirkte tröstlich und belebend auf Zeller.

Am nächsten Morgen verliess er Saint-Nazaire in Richtung Süden. In acht Tagen trampete er durch die Départements Drôme, Hautes-Alpes und Vaucluse, wobei er an Verkehrsmitteln nahm, was der Zufall gerade bot, einmal sogar einen in Gap entwendeten deutschen Krankenwagen. Unterwegs hatte er Gelegenheit zu zahlreichen Gesprächen mit den örtlichen Partisanen- und Widerstandsführern. Und dabei schwanden schliesslich nach und nach seine pessimistischen Eindrücke.

Seit dem 15. Juni verkehrte kein Zug mehr auf den beiden alpi-

nen Eisenbahnlinien: Grenoble/Aix-en-Provence und Briançon/Veynes/Livron. Ein vereinzelt, isoliertes deutsches Fahrzeug konnte die Fahrt nicht riskieren. Für eine Motorradstaffel gab es keine Aussicht, den Partisanenkugeln zu entgehen. Feindliche Strassensperren oder Kontrollen gab es nicht mehr - mit Ausnahme von den Ortseingängen der Garnisonsstädte. In den Zentren solcher, nicht gerade zahlreicher Städte nahmen die Attentate auf einzelne Personen ständig zu. Auf dem Land hatte die Besatzungsmacht nirgendwo Befestigungen gebaut, Schützengräben ausgehoben, Verhaue angelegt, betonierte Maschinengewehrnesten eingerichtet oder Minenfelder präpariert. Praktisch sassen die Deutschen wie Gefangene hinter den Stacheldrahtrollen und spanischen Reitern, mit denen sie ihre Standquartiere umgeben hatten. Nur in starken Gruppen wagten sie sich hervor, um zu requirieren oder blutige Repressalien durchzuführen. Und dann mussten sich ihre Kolonnen und Konvois in einem von zwei Fällen die Attacken eines unsichtbaren, ungreifbaren Feindes gefallen lassen.

„Nachdem er zwei Monate unter derartigen Zuständen hatte zubringen müssen“, bemerkt Zeller, „war der deutsche Soldat verbraucht, demoralisiert, verwirrt. Briefe, die wir abfingen, lieferten uns untrügliche Beweise dafür. Mit Angst blickten die Deutschen zu den hohen Bergen, den dichten Wäldern, den Felsenmauern und den engen Tälern, aus denen jeden Moment der tödliche Feuerstrahl hervorsprühen konnte. So warteten sie auf die alliierten Soldaten, fast wie auf eine Erlösung.“

Wenn man einmal von den hohen Alpentälern - Durance, Var, Ubaye, Verdon, Tinée, Vésubie wie auch von den Zugängen zum Rhonetal und der Umgebung von Grenoble absieht, wo immer noch gekämpft wurde, so war das Alpenmassiv in unserer Hand. Doch wussten das die auf der anderen Seite der Berge?!

Immer wieder hatte Zeller darum gebeten, nach Algier gerufen zu werden. Am 26. Juli nun hatte er dieses Begehren erneut wiederholt und endlich die erwartete Zustimmung erhalten. Noch am gleichen Abend begab er sich nach Apt, wo er Verbindung zu Hauptmann Rayon, bekannter unter seinem Decknamen „Archi-

¹ Unveröffentlichte Erinnerungen des Generals Zeller: *De la chute du Vercors a la libération de Grenoble, 22 juillet-22 août*, Auszug aus einem Bericht, der nach der Befreiung General Koenig ausgehändigt wurde und den mir der Autor einige Jahre vor seinem Tode nannte.

duc' aufnahm, dem regionalen Verantwortlichen für das Fallschirm- und Luftlandewesen. Der führte ihn am folgenden Morgen auf eine etwa zwanzig Kilometer von der Stadt entfernte Hochebene, die als Gelände für Fallschirmabwürfe diente.

Sechs Tage verbrachte der Oberst hier. So herzlich die Gastfreundschaft der Partisanen auch war, wurde ihm die Zeit doch lang, und er begann ungeduldig zu werden. Es drängte ihn, nach Algier zu kommen. Endlich, in der Nacht vom 1. auf 2. August, landete eine ‚Lysander‘* um ihn aufzunehmen, und zwar auf dem ‚Spitfiregelände‘ in der Gegend von Saint-Jean-de-Sault, unweit des Bauernhofs Castelet, wo einige Tage später zwei Bewohner von Deutschen erschossen wurden.

Nach anderthalb Flugstunden landete das leichte Flugzeug in Calvi. Zwei Tage verbrachte Zeller auf dem seit zehn Monaten durch französische Truppen befreiten Korsika, das die Amerikaner in einen riesigen Flugzeugträger verwandelt hatten. Unter den Piloten war auch ein vierundvierzigjähriger Veteran: Antoine de Saint-Exupéry.

Am Morgen des 3. August dann brachte eine Maschine dieses Stützpunkts Zeller nach Ajaccio. Von dort aus gelangte er mit einer amerikanischen Dakota nach zwei Zwischenlandungen auf Sardinien, in Sassari und Cagliari, nach Algier. Am späten Nachmittag landete die D.C. 3 in Maison-Blanche. Ein Wagen erwartete den Oberst und brachte ihn zum französischen Generalstab. In jedem Dienstzimmer, das er betrat, überschüttete man ihn mit Fragen, mied aber die seinen . . .

Er war entschlossen, an die allerhöchste Tür zu klopfen. Am Nachmittag des folgenden Tages machte er bei Jacques Soustelle Besuch und schilderte ihm die Enttäuschungen der letzten zwei Monate: Die stets nur unzureichend erhörten Bitten um Waffen und Ausrüstung; die immer versprochenen, aber nie gelandeten Verstärkungen; die unzureichenden Mengen an abgeworfener Munition; die unbeantwortet gebliebenen Radioappelle . . . Ohne Umschweife erklärte er, dass die Partisanen bisweilen das Gefühl gehabt hätten, verlassen zu sein.

«Ich muss unbedingt General de Gaulle sprechen», schloss er

¹ Einmotoriges Flugzeug, das ursprünglich als Luftaufklärer gedacht war. Diese englische Maschine hatte die besondere Eigenschaft, ‚auf einem Taschentuch‘ landen und starten zu können§ der Zipfel einer Wiese reichte aus. Deswegen hat sie bei unzähligen Unternehmen im Dienste der europäischen Partisanen Verwendung gefunden.

seinen Vortrag. «Könnten Sie ihn nicht bitten, mir eine Audienz zu gewähren?»

«Der General ist sehr beschäftigt. Er bereitet sich darauf vor, Algier zu verlassen* Ich glaube kaum, dass er Zeit haben wird, Sie zu empfangen. Doch ich werde ihm einen genauen Bericht von unserer Unterhaltung geben.»

In diesem Augenblick wurde Soustelle zu General de Gaulle gerufen.

«Ich bitte Sie», insistierte Zeller, «da Sie ihn jetzt gleich sehen werden, so sagen Sie ihm, dass ich ihn zu sprechen wünsche. Ich habe ihm wichtige Dinge darzulegen.»

«Einverstanden. Ich verspreche Ihnen, ihm Ihre Bitte zu übermitteln.»

Eine halbe Stunde später hatte Zeller seine Audienz, und zwar für den folgenden Tag, den 5. August, morgens. Zur vereinbarten Stunde kam er zur Villa des Oliviers. Ein Adjutant liess ihn bei de Gaulle eintreten. Der kam, wie es seine Art war, sogleich zur Sache.

«Glücklich, Sie zu sehen, Zeller. Ich weiss, Sie kommen von den Alpen. Berichten Sie, was dort los ist.»

Der Oberst erstattete Bericht über die Operationen, die man in diesem Gebiet seit dem 6. Juni durchgeführt hatte. Und er machte keinen Hehl aus den Enttäuschungen der Partisanen: Man habe sie durch Radiobotschaften viel zu früh mobilisiert; ihnen die angekündigten Fallschirmjäger nicht geschickt; sie nicht mit Mörsern versorgt – den wegen ihres steilen Schusswinkels im Gebirgskrieg einzig wirksamen Waffen; man habe sie weder mit Maschinengewehren noch mit Maschinenpistolen in ausreichendem Masse ausgerüstet; die feindlichen Flugplätze nicht bombardiert.

Wortlos hörte sich de Gaulle diese Anklage eines Experten an. «Als ich das Vercorsmassiv verliess», fuhr Zeller fort, «war die Lage verzweifelt. Die Partisanenchefs warfen den Alliierten ganz unverblümt vor, sie im Stich gelassen zu haben. An die Südlandung glaubten sie nicht mehr . . .»

«Sie sind im Unrecht», unterbrach ihn de Gaulle. «In wenigen Tagen werden die Alliierten an der Küste der Provence landen.»

¹ De Gaulle, der darauf brannte, endlich wieder heimischen Boden zu betreten und der auch zwingende politische Gründe dafür hatte, dies möglichst bald zu tun, flog schliesslich am Nachmittag des 18. August von Algier ab und traf nach zwei Zwischenlandungen in Casablanca und Gibraltar am Sonntag, dem 20. August, in Maupertuis ein, in der Nähe von Saint-LÔ.

Er nahm eine Akte in einem blauen Deckel von seinem Schreibtisch und reichte sie dem Oberst:

«Hier haben Sie die wesentlichen Grundlagen des Operationsplans. Nehmen Sie dort Platz, prüfen Sie und sagen Sie mir dann Ihre Meinung.»

Zeller überflog rasch die wenigen Blätter. Der Plan sah eine massive Landung an der Küste von Maures vor. Die französischen Divisionen wollten dann in Richtung Toulon und Marseille vorstossen. Die amerikanischen Einheiten indessen im Norden und Osten für die erforderliche Deckung sorgen. Anschliessend sollten sich alle Einheiten gemeinsam in das Rhône ergiessen und langsam flussaufwärts vorrücken.

Dem Bericht war eine Karte beigelegt. Die vorgesehenen Tagesziele waren durch, den Buchstaben ‚J‘ und eine Ziffer gekennzeichnet. Zeller fuhr zusammen: Neben dem Namen Grenoble stand ‚J + 90‘ geschrieben. Was? Drei Monate, um die Hauptstadt der Dauphiné zu erreichen? Das war unmöglich! Das war undenkbar! Er schloss die Akte und stand auf.

«Nun und?» fragte de Gaulle.

«Mein General, ich kann dem Plan nicht in vollem Umfang zustimmen.»

«Warum?»

«Die geplanten Bewegungen erscheinen mir viel zu zaghaft. An der Küste und in den Hafestädten sind die Deutschen noch immer relativ stark. Die ‚F.F.I.‘-Verbände könnten die Alliierten unterstützen, indem sie Führer und Informanten zur Verfügung stellen und ausserdem, je nach den Umständen, Operationen oder Säuberungsaktionen durchführen. Es liegt auf der Hand, dass ihr Eingreifen kein ausschlaggebender Faktor sein kann.»

«Im Alpenmassiv dagegen ist die Lage völlig anders. Trotz der Schlappen und Rückschläge, die die Résistance hinnehmen musste, haben die Deutschen das Gebiet in Wahrheit nicht unter Kontrolle. Auch verfügen sie dort nur über relativ schwache Kräfte. Wenn die Alliierten die Küste in einer Tiefe von etwa zwanzig Kilometern besetzt halten, so müssen sie den Mut besitzen, mit leichtmotorisierten Kolonnen, einigen Panzern und Kanonen auf allen Süd-Nord-Strassen entschlossen vorzurücken.»

«Auf welchen Strassen?» wollte de Gaulle wissen.

«Sieben kommen in Betracht, die wichtigste ist zweifellos die ‚Route Napoléon‘. Die Zahl der Kräfte, die man hier benötigt,

muss, zumindest im Anfang, gar nicht sehr gross sein: Eintausend-fünfhundert bis zweitausend Mann werden genügen. Bei wirkungsvoller Unterstützung durch die F.F.I.-Verbände müssten sich diese Kolonnen nur auf die Einnahme der deutschen Garnisonen Sisteron, Digne und Gap konzentrieren. So müssten die Alliierten nach meiner Ansicht, achtundvierzig Stunden nach Erreichen der Linie Aix-en-Provence-Grignoles-Draguignan in der Lage sein, bis Grenoble vorzustossen. Von dort aus könnten sie eine plötzliche Schwenkung zum Rhône hin vornehmen und den Deutschen in Höhe von Valence oder besser noch von Lyon den Rückzug abschneiden.»

De Gaulle hatte mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Als der Oberst nun seinen Vortrag beendet hatte, sagte er:

«Sie werden sich sofort nach Neapel zum Stab des Generals Patch begeben. Er führt den Oberbefehl bei der Landung. Ihm sind die VII. amerikanische Armee und unsere B-Armee unter General de Lattre de Tassigny unterstellt. Ihnen beiden werden Sie das wiederholen, was Sie soeben mir auseinandergesetzt haben.»

Am nächsten Morgen, dem 6. August, besorgte sich Zeller eine anständige Uniform, auf die er seine fünf Tressen aufnähte. Dann bestieg er in Begleitung eines britischen Hauptmanns als Dolmetscher die Maschine, die über Constantine, Tunesien, Sizilien nach zwei Stunden ihr Ziel erreichte. Der herrliche Golf von Neapel wimmelte von den verschiedensten Schiffen. Zahlreiche silbrige Ballons rahmten sie ein und gaben einen reichlich illusorischen Schutz vor feindlichen Luftangriffen, die noch immer zu gewärtigen waren. Die von Bombardierungen schwer mitgenommene Stadt war zugestopft von Konvois, die riesige Staubwolken aufwirbelten. In den finsternen Strassen vegetierte die ausgezehnte Bevölkerung.

Eine Stunde nach seiner Landung liess sich Zeller bei General Patch melden. Er hatte seinen Generalstabschef sowie die Chefs der 2. und 3. Abteilung (Informationen und Operationen) rufen lassen. Vor einer Karte mit grossem Massstab, welche die ganze Wand einnahm, begann der Oberst aufs neue seinen Vortrag vom Vorabend. Wiederum drückte er seine Überzeugung aus, dass die Alliierten im Stande sein müssten, sehr zügig in den Alpen vorzurücken, die Deutschen von hinten anzugreifen und so zu einem überstürzten Rückzug zu zwingen.

«Sind Sie dessen sicher?» fragte Patch.

«Absolut sicher!» erklärte Zeller.

«Auf dieser Strasse hier?» fragte der Amerikaner und liess seinen Finger von Süden nach Norden auf der Generalstabkarte entlang fahren.

«Ja, auf der ‚Route Napoléon‘ – derjenigen, die der Kaiser auf seiner Rückkehr von Elba im März 1815 benutzte. Nehmen Sie einige Panzer und lenken Sie sie beherzt auf seine Spuren. Ich garantiere den Erfolg. Doch in Gottes Namen, stossen Sie vor . . .»

Patch und seine Mitarbeiter richteten nun eine endlose Reihe von Fragen an diesen französischen Oberst, der sich so gut in der Gegend auskannte, in der die Alliierten ihre Einheiten einsetzen wollten: Über wieviel Leute verfügt die Résistance? Wo befinden sich die wichtigsten Partisanengruppen? Wie stark sind die Deutschen wirklich? Welches sind die besten Strassen? Ist ein Panzereinsatz überhaupt möglich?

Ein Punkt bereitete den Amerikanern besondere Sorgen: Die Anwesenheit der Kesselring-Armee in Norditalien.

«Die Résistance», versprach Zeller, «wird Sie im Grenzgebiet unterstützen.»

«Können Ihre Freunde durch Zerstörungsaktionen den Zugang zu den Pässen an der Grenze verhindern?»

«Gewiss. Wenn Sie es wünschen, werde ich die erforderlichen Instruktionen geben.»

In diesem Augenblick begannen die Amerikaner untereinander, englisch zu sprechen. Nie zuvor hatte es Zeller so bedauert, diese Sprache nicht zu beherrschen. Endlich streckte General Patch dem Oberst die Hand entgegen und dankte ihm mit besonderer Herzlichkeit. Beim Hinausgehen sagte der junge britische Hauptmann, der ihm als Dolmetscher gedient hatte, mit einem breiten Schmunzeln: «Herr Oberst, ich glaube, Sie haben gewonnen!»

Eine Stunde danach war Zeller mit dem General de Lattre verabredet. Auf die Minute genau meldete er sich bei dessen Adjutanten. Fünfzehn Menschen warteten im Vorzimmer.

Zeller hatte de Lattre schon einmal, im Oktober 1943 in London, getroffen, im Anschluss an seine Flucht aus Frankreich. Der General erkannte ihn wieder und schloss ihn in die Arme.

«Also», fragte er wie de Gaulle, «wie ist die Lage in den Alpen?» Und Zeller begann einmal mehr seinen Vortrag, den er mit folgenden Worten schloss:

«Die deutsche Verteidigung ist ausserordentlich schwach. Zwar sind die Deutschen noch immer zu grausamen Repressalien imstande, doch einem alliierten Angriff werden sie nicht standhalten. Die dank der Partisanentätigkeit weitgehend gesäuberten Strassen erlauben eine grossangelegte Operation, die unsere Streitkräfte sehr schnell in das Dreieck Grenoble-Lyon-Bellegrade führen wird.»

De Lattre war von dieser Idee begeistert. In seinen Memoiren heisst es hierzu später:

Logisch wäre es gewesen, dieses Manöver der französischen Armee anzuvertrauen, mit ihrer leidenschaftlichen, heimlichen Vorhut, den F.F.I.-Verbänden. Ausserdem wäre ich persönlich für eine weiträumig angelegte Operation gewesen, um der XIX. deutschen Armee so weit wie möglich im Norden und mit Macht die Rückzugslinie abzuschneiden. Doch General Patch schien in meinem Begehren das uneingestandene Bemühen zu sehen, meinen Truppen den Angriff gegen Toulon und Marseille zu ersparen. Bei dieser Gelegenheit hatte ich erstmals eine recht lebhafte Auseinandersetzung, denn es verletzte mich einigermaßen, dass man nach den Beweisen, die sie geliefert hatten, den Angriffsgeist der Franzosen in Zweifel zog!

Am folgenden Tag, dem 7. August, bat de Lattre Zeller, er möge sich mit den Chefs seines Armeekorps wie auch mit den Offizieren seines Generalstabs unterhalten. Patch schlug ihm vor, das gleiche noch einmal am Nachmittag mit den französischen, britischen und amerikanischen Offizieren des S.F.U. 4 zu wiederholen. Dies war die Abkürzung für die ‚Spezialeinheit Nummer 4 für Operationen‘, die mit der Aufgabe betraut war, nach der Landung die Verbindung zur französischen Résistance aufzunehmen.

Am 8. August kehrte Zeller nach Algier zurück und wurde am 9. zu General de Gaulle gerufen, um ihm über das Ergebnis seiner Mission zu berichten. Der Oberst war nur von einem einzigen Gedanken besessen: Nach Frankreich zurückzukehren und dort für die alliierten Truppen den Weg vorzubereiten. Weil er nun aber alle Landungspläne kannte, war es ihm untersagt, mit dem Fallschirm über Frankreich abzuspringen. Das schrieb das Reglement vor.

Am 15. August landeten Franzosen und Amerikaner an der

¹ Jean de Lattre de Tassigny, *Histoire de la Première Armée française*, Presses de la Cité, 1971, S. 65.

„Maures'-Küste. Indessen sass Zeller untätig und ungeduldig in Algier, als er endlich, am Abend des 18., durch folgendes Telegramm erlöst wurde:

„Das VI. Korps steht nun unmittelbar vor der Ausführung des ‚Faisceau'-Planes¹. Der Beginn der Operation, an der zu Anfang auch ein Regiment Panzer teilnehmen wird, ist für den 18. August vorgesehen.

Lässt sich die Operation gut an, wird zu ihrer Verstärkung eine weitere Division eingesetzt. Ich ersuche Sie, an Ort und Stelle die erforderlichen Befehle zu erteilen, damit die Bewegungen des Feindes im Süden von Lyon blockiert und dessen Rückzug während der Nacht beunruhigt wird. Tagsüber wird die Operation beträchtliche Unterstützung aus der Luft erhalten. ‚Faisceaus' Bevollmächtigte sollen umgehend Verbindung mit den Kolonnen aufnehmen und diesen auf den für die Operation in Betracht kommenden Strassen Führer zuteilen.“

Die Schar, die eine ganze Armee aufhielt.

*„15. August 1944, 16.30 Uhr.
Kommandant Legrand an Albert.
Order: Sprengt die Brücke von Livron.
Meldet Erledigung des Auftrags. Legrand.“*

Es war schon spät am Abend, als ‚Albert‘ diese lakonische Order in einem Bauernhof von Moutiers, in der Nähe von Livron, erreichte. Es war ein abgelegenes Gehöft auf einer der landwirtschaftlich genutzten Terrassen über dem Drômeval, etwa zehn Kilometer östlich von der Stelle entfernt, an der die Drôme in die Rhone mündet.

Der Kradfahrer hatte sich sehr beeilt mit der Überbringung des schmalen Papierstreifens mit diesen knappen, maschinengeschriebenen Zeilen, den man leicht verstecken und notfalls auch verschlucken konnte. Doch die Patrouille war unterwegs nirgendwo angehalten worden. Die Deutschen trauten sich kaum mehr auf Nebenstrassen. Die Kontrollen waren dort sehr selten geworden. Doch es war ein weiter Weg gewesen von Escoulin, auf den südlichen Ausläufern des Vercors-Plateaus, wo der Major de Lassus Saint-Genies, genannt ‚Legrand‘, F.F.I.-Chef des Départements Drôme, sein Hauptquartier errichtet hatte.

... Drei Monate war es her, dass die Partisanen vom Vercors ihre Niederlage erlitten hatten.

Am 23. Juli, um sechzehn Uhr, hatte Oberst François Huet, der militärische Befehlshaber im Vercors, blutenden Herzens, seinen viertausend Leuten den Befehl gegeben, sich aufzulösen – unter dem Druck eines an Zahl und Material erdrückend überlegenen

Angreifers, Gebirgsjäger und Waffen-SS¹. Der Hof der Maillets indes-
sen, Lassus Schlupfwinkel, hoch oben auf dem Escoulin, war allen
Durchsuchungen entgangen.

Eine grosse Hoffnung bestand noch immer, nämlich die auf eine
Landung von alliierten Fallschirmjägerbataillonen auf dem Ver-
cors, mit deren Hilfe man ein modernes Trojanisches Pferd in das
Zentrum der feindlichen Stellungen hätte einschleusen können.
Zwar waren 639 Partisanen im Kampf gefallen oder erschossen,
201 Einwohner des Plateaus von den Nazis ermordet, die letzten
Gräber soeben erst geschlossen worden und die Luft noch überall
durchsetzt mit dem beissenden Geruch von den Bränden der
Phosphorgranaten – doch die Résistance war nicht am Ende. In Wäl-
dern versteckt, wartete sie auf ihre Stunde.

Die hatte nun geschlagen.

In der vergangenen Nacht, fünf Minuten nach Mitternacht, war
Major Rigaud an der Spitze französischer Abteilungen am Strand
von Rayol, im Département Var, gelandet. Zur gleichen Stunde
war es Hauptmann Ducournau mit vierzig Mann gelungen, die
Felsküste von Kap Nègre, bei Cavalière, zu erklimmen und eine
auf dem Gipfel in Stellung gegangene schwere Artilleriebatterie
auszuschalten. Frühmorgens, um vier Uhr dreissig, begannen 410
Gleitflugzeuge 9'500 Mann der anglo-amerikanischen Luftlande-
division des Generals Robert Frederick abzusetzen. Und am gleichen
Morgen, von sieben Uhr fünfzig an, landeten die Einheiten des VI. ame-
rikanischen Korps in Cavalaire, Pampelone, La Nartelle, La Garonnette,
in Dramont und Anthéor.

Die Résistance hatte überall Befehl erhalten, die diversen, schon
seit langer Zeit ausgearbeiteten Pläne in die Tat umzusetzen: Den ‚Grü-
nen Plan‘ zur Unterbrechung der Eisenbahnstrecken; den ‚Gelben Plan‘
zur Zerstörung der feindlichen Hauptquartiere; den ‚Roten Plan‘ zur
Zerstörung der Munitionsdepots; den ‚Schwarzen Plan‘, der die Kraft-
stoffreserven betraf; den ‚Blauen Plan‘ gegen die Starkstromlinien; den
‚Violetten Plan‘ zum Angriff auf die Telegraf- und Fernmeldeleitun-
gen; den ‚Braunen‘ oder ‚Schildkröten-Plan‘ zur Neutralisierung der Be-
wegungen der Panzerdivisionen; den ‚Plan Mumie‘ zur Verteidigung
der Häfen.

Der Mann, der soeben Befehl erhalten hatte, die Brücke von Liv-
ron in die Luft zu sprengen, ‚Albert‘, bekannter unter dem Deck-

¹ Paul Dreyfus, *Histoire de la Résistance en Vercors*, Arthaud, 1975, S. 204.

namen ‚Capitaine Gérard‘, war ein Spezialist des ‚Violetten Plans‘. Früher, als er noch Henri Faure hiess, war er Leiter eines Trupps für elektrische Arbeiten. Diesen Beruf hatte er, nachdem ihn der Krieg mit dem motorisierten Fahrzeugpark der VI. Armee von Rethel bis Cahors gebracht hatte, im Sommer 1940 wieder aufgenommen. Im Krieg war es seine Aufgabe gewesen, die Kampfwagen und Kraftfahrzeuge zwischen den beiden Linien zu holen und hinter die eigene Front zu bringen. Ein überaus geruh-samer Job, wie man sich denken kann! Doch er war sehr sportlich: Sekretär des Motorclubs von Valence, Präsident des Volksskiclubs, Prä-sident des Kanuclubs.

Nach dieser Zeit bei der VI. Armee hatte er bei den Arbeiten zur Versorgung entlegener Dörfer mit elektrischem Strom die kleinsten Nebenstrassen und Wege im gesamten Département kennen-lernen können. Und diese topographischen Kenntnisse waren ihm überaus nützlich bei der Ausübung seines zweiten Berufs. Der erste nämlich diente nur der Tarnung; Henri Faure war Chef der S.A.P. (des ‚Fallschirmabwurf- und Luftlandedienstes‘) in den Dé-partements Drôme und Ardèche.

Ohne es zu ahnen, hielten er und seine Leute den französischen Rekord auf diesem Gebiet: 110 Operationen, für 173 Flugzeuge, auf 52 verschiedenen Terrains, verteilt über zwei gleichermassen grosse Dépa-tements.

Für seine nächtliche Arbeit besass Henri Faure einen völlig neuen Armeelastwagen, Marke Renault, den Hauptmann Cha-brier, genannt ‚Bagnole‘, den Deutschen bei der Auslieferung des Kriegsmaterials an die Sieger unterschlagen hatte. Dieser Lkw glich vollkommen denen, die das Strassenbauamt von Privas be-nutzt: Die gleiche Karosserie, gleiche Farbe, gleiche Nummern-schilder. In diesen Wagen eingebaut war ein ‚S.-Phone‘, das eine Klartextverbindung mit einem Flugzeug in der Luft ermöglichte, und ein Sendegerät ‚Heureka‘, dessen Reichweite einhundert-fünfzig Kilometer betrug. Es war das einzige Gerät dieser Art, das die Alliierten in dieses Gebiet geschickt hatten, und eines der we-nigen, die es überhaupt in Frankreich gab. Hätten die Deutschen den Lkw angehalten und den Sender entdeckt, so wäre er ihnen ins Ge-sicht hinein explodiert, er war nämlich mit Sprengstoff geladen . . .

Doch am Abend dieses 15. August hatte Henri Faure keinen Fallschirmabwurf zu sichern. Über BBC hatte er nur die knappe

Botschaft vernommen: «Dumpfer Lärm macht taub.» Damit war der Befehl zur sofortigen Ausführung des ‚Violetten Plans‘ gegeben. Zusammen mit einem seiner Helfer, Jean Mathon, genannt ‚Nano‘, einem Polsterer aus Valence, beeilte er sich, die Telefonleitung Paris-Marseille an zwei Stellen in Portes-lès-Valnce zu durchschneiden.

Die Meldung hinsichtlich der Brücke von Livron wollte man am nächsten Morgen weitergeben . . .

Im Morgengrauen des 16. August 1944 prüfte Henri Faure die Bedingungen für die Ausführung des knappen Befehls.

Die Brücke von Livron kannte er gut. Sie befand sich am südlichen Ausgang der kleinen Stadt und führte mit drei Bögen über das Drometal und mit einem vierten, von den anderen drei getrennten, Bogen über die Eisenbahnstrecke Livron-Veynes.

Der Empfang der knappen Order Lassus hatte Henri Faure nicht sonderlich überrascht. Einen Monat zuvor hatte er an einer Stabsbesprechung der F.F.I. des Départements in Escoulin teilgenommen. Dabei hatte man eine Liste der Brücken zusammengestellt, die bei einer Landung der Alliierten in der Provence oder, falls es zu einer solchen Landung nicht kommen sollte, beim Rückzug der Deutschen zu zerstören waren. Und hierbei hatte Lassus ohne Umschweife die Frage an ihn gerichtet:

«Wie wäre es, ‚Albert‘, könnten Sie zu gegebener Zeit die Sprengung der Brücke von Livron übernehmen?»

«Selbstverständlich», hatte der ohne Zaudern erwidert, so, als liesse sich das so nebenbei erledigen. «Dann hätte meine Standortgruppe in Livron endlich etwas zu tun.»

Auf dem Rückweg von dieser Versammlung hatte Henri Faure die Brücke, die er eigentlich gut kannte, doch noch etwas näher in Augenschein genommen. Als er sie nun, nicht mehr wie ein zerstreuter Autofahrer, sondern mit den Augen eines Bombenlegers betrachtete, war er von ihrer massigen Erscheinung beeindruckt: Ein graues Werk aus Stein, von unbegrenzter Belastungsfähigkeit. Widerlager, Pfeiler, Wölbungen, Fahrbahndecke – dies alles schien nur nach einem Prinzip konzipiert, dem der Stabilität. Kein Zweifel, das Werk der Zerstörung würde nicht einfach sein. Von der Unterseite hervorzugehen, war einfach ausgeschlossen. Das Mauerwerk war viel zu massiv. Es musste eine andere Lösung gefunden werden . . .

Henri Faure behielt seine Gedanken für sich. Unnützlich, vor dem Tag des Handelns von dem Projekt zu sprechen.

Dieser Tag war nun gekommen . . .

In der Zwischenzeit war die Brücke von Livron ausserordentlich wichtig geworden. Ohne Übertreibung musste man ihr eine strategische Schlüsselrolle zumessen. Wie das? Eine Strasse wie so viele andere: Über einen schmalen Fluss gebaut. In Luftlinie gute dreihundert Kilometer vom Ort der Landungsoperationen entfernt? Die interessiert doch niemanden . . .

Weit gefehlt! Die Brücke interessierte die Alliierten sehr, mehr aber noch die Deutschen. Seit einer Woche waren alle anderen Brücken der Umgebung zerstört oder beschädigt worden: die einen von der Résistance, die anderen durch die Bomber der Mediterranean Allied Air Force' (M.A.A.F. – der alliierten Mittelmeerluftflotte), mit ihren 1900 Maschinen unter der Führung des amerikanischen Generals Ira Eaker.

Um Verstärkungen aus der Provinz heranzuholen oder für den wahrscheinlicheren Fall des Rückzugs ihrer Divisionen verfügten die deutschen Verbände nur über einen bequemen Weg: Die grosse Verkehrsader der Nationalstrasse Nr. 7, entlang des linken Rhôneufers. Alle anderen Strassen waren entweder unterbrochen oder führten durch Berggegenden hindurch, die in der Hand der Partisanen waren. Die konnten ihre Angriffe aus dem Hinterhalt mühelos verstärken. Infolgedessen hatte die Brücke von Livron für die deutschen Truppen eine vitale Bedeutung gewonnen – so wie seinerzeit, im Ersten Weltkrieg, bei Verdun die für die Franzosen berühmt gewordene ‚Voie sacrée‘.

Just an diesem Morgen verbreitete sich das Gerücht, die deutsche Armee in der Umgebung von Orange trete den Rückzug an.

Henri Faure liess einen seiner Verbindungsagenten kommen, Annette Vourtial, ein junges Mädchen aus La Voulte.

«Annette, du wirst schnellstens so weit du kannst nach Süden vorstossen und dabei versuchen herauszubringen, ob das stimmt, was man sich erzählt.»

«Gut, Alberti, ich werde mich beeilen.» Mittags kam sie wieder.

«Nichts zu vermelden. Die Strasse ist frei. Ich glaube, die Geschichte von der Armee auf dem Rückzug ist ein Schwindel.»

In der Tat, vierundzwanzig Stunden nach der Landung der ersten französischen und amerikanischen Einheiten in der Provence hoffte die deutsche Führung noch immer, wie zwei Monate zuvor

in der Normandie, die Alliierten ins Meer zurückzuwerfen oder sie zumindest eine gewisse Zeit hindurch in Nähe der Strände halten zu können. Ein Rückzug stand, zum gegenwärtigen Zeitpunkt jedenfalls überhaupt nicht zur Debatte.

Seit langer Zeit schon hatte Henri Faure drei Plastikkernsprengsätze und Zündkapseln in einem an den Soulier-Hof angrenzenden Fallschirmabwurfgelände mit dem Namen ‚Temple‘ versteckt. Der Hofeigentümer, Édouard Chabanne, liebevoll ‚Papa Chabanne‘ genannt, beherbergte die Abgesandten Londons und Algiers, die in mondlosen Nächten vom Himmel schwebten. Chabannes Sohn Pierre hatte sich als Freiwilliger für die Operation gegen die Brücke von Livron gemeldet, war aber wegen seines jugendlichen Alters abgelehnt worden.

Als Henri Faure das Bauwerk nun mit grösserer Aufmerksamkeit untersucht hatte, befürchtete er, mit den vorgesehenen Sprengstoffmengen nicht auszukommen.

«Die Sache darf unter gar keinen Umständen misslingen», sagte er zu Jean Mathon. «Darum geh zu Richard und lass dir von ihm allen Sprengstoff geben, den er auftreiben kann.»

Leutnant Richard in Dieulefit hatte sich um die Fallschirmabwürfe im Süden des Départements Drôme zu kümmern. Er übergab Mathon dreieinhalb Kernsprengsätze. Nun war man gerüstet.

Im Laufe des Nachmittags entfernten Henri Faure und seine Leute das Papier, das die Sprengsatzstäbchen umhüllte. Wie Kitt, dem er auch ähnelt, so formten sie den Sprengstoff zu Kugeln, die dann vor dem Aufbruch verteilt wurden. Der gesamte Sprengstoffvorrat betrug nun einhundertfünfzig Kilogramm!

Die Gruppe, einschliesslich ihres Anführers, der sie nach seinem Decknamen ‚Albert‘ benannt hatte, war zwanzig Mann stark. Sie kamen aus den verschiedenartigsten Berufen: Fünf Landwirte, ein Bäcker, ein Metzger, ein Schlachthofarbeiter, ein Koch, ein Mechaniker, ein Lkw-Fahrer, ein Fahrradmechaniker, ein Polsterer, ein Angestellter der Gemeindeverwaltung, ein Volksschullehrer, ein Steuerinspektor, der Direktor eines Getreidekontors, ein Seidenindustrieller und ein Leiter von Elektrizitätsarbeiten. Die ‚Gruppe Albert‘ liefert ein getreues Spiegelbild der französischen Widerstandsbewegung, die ein Sammelbecken aller sozialen Schichten, aller politischen Meinungen, aller geistigen Gruppierungen darstellte, wie es Aragon so trefflich in seinem Gedicht ‚La rose et le réséda‘ (‚Rose und Reseda‘) ausgedrückt hat:

*Derjenige, der an Gott glaubte
wie auch derjenige, der nicht an ihn glaubte.*

Lassus, der F.F J.-Kommandeur im Département Drôme, wusste sehr wohl, dass die Männer der ‚Gruppe Albert‘ ‚feurige Jungens‘ waren, wie er das selbst einmal ausgedrückt hat, entschlossen, jeden Befehl ihres Anführers ohne jegliche Widerrede auszuführend Aus diesem Grunde hatte er auch die Alliierten gebeten, nichts zu unternehmen, als er von ihrer Absicht erfahren hatte, die Brücke von Livron durch ihre Luftwaffe bombardieren zu lassen. Wusste er doch sehr gut, welche fürchterlichen Nebenwirkungen die Luftangriffe fast immer mit sich brachten, vor allem dann, wenn die Maschinen ihre Bomben aus grosser Höhe abwarfen. Die Brücke befand sich unmittelbar am Stadtrand von Livron, die letzten Häuser standen unmittelbar an der Brückenauffahrt, so dass die kleine Stadt mit ihren 4300 Einwohnern unweigerlich zerstört, womöglich gar dem Erdboden gleichgemacht worden wäre.

So hatte Lassus per Radio wissen lassen, die Résistance werde sich am angegebenen Tag um die Zerstörung der Brücke kümmern. Im Drômetal befehligte der Offizier fünf oder sechs Kompanien, darunter einige von beachtlicher Kampfkraft. Doch es war diese Handvoll Leute, die er ohne zu zögern ausgesucht hatte.

Am Nachmittag kam ein Aufklärer zu Henri Faure mit der Meldung, deutsche Fahrzeuge parkten auf beiden Seiten der Brücke. Hiess dies, dass die für die Nacht vorgesehene Operation verschoben werden müsste? Nein, denn als die zur Erkundung ausgesandte Partisanenpatrouille dort ankam, war die motorisierte Einheit verschwunden.

Um zwanzig Uhr neuer Alarm! Achtzig Lkws mit angehängten Geschützen hielten südlich der Brücke. Zum Glück brachen sie fünfundvierzig Minuten später wieder auf - in Richtung Norden. Hatte der deutsche Rückzug begonnen?

Wenn weiterhin Konvois in derart unregelmässigen Abständen auf der Nationalstrasse 7 folgen würden, so hätte dies die Aufgabe des Kommandos in besonderem Masse erschweren können. Man hätte dann die Sprengladungen nur in den Intervallen zwischen

¹ Brief des Generals de Lassus Saint-Genies an Henri Faure vom 21. Juli 1970.

zwei Truppendurchzügen anbringen können. Schwierigkeiten würde in jedem Fall eine in der Nähe des Bauwerks in Stellung gegangene Flakbatterie bereiten, die die Nahverteidigung der Brücke zu sichern hatte. Zu bedenken war schliesslich noch, dass man bei Einbruch der Dunkelheit sicherlich noch Wachposten an beiden Enden der Brücke aufstellen würde, deren man sich dann entledigen müsste . . .

«Treffpunkt zweiundzwanzig Uhr genau an unserer Abmarschsstelle», instruierte Henri Faure seine neunzehn Kameraden.

Diese Abmarschsstelle war der Bauernhof Brunel am rechten Ufer der Drôme, drei Kilometer stromaufwärts von der Brücke. Dorthin wollte sich das Kommando in einem Lieferwagen begeben, den man so gut wie möglich verstecken wollte. Zur festgesetzten Stunde fand sich die Gruppe ein. Die Männer, in dunkler Kleidung, waren ohne Personalausweis gekommen. Viele von ihnen wohnten in Livron. Sollten sie unglücklicherweise dem Feind in die Hände fallen, so würden sie angeben, von weither gekommen zu sein. Sicherlich, der Exekution würden sie nicht entgehen. Doch vielleicht würden sie mit dieser Lüge die Zivilbevölkerung vor Repressalien der Deutschen schützen können. Bei den Aufständen, die es im Département Drôme auf die Nachricht von der Landung in der Normandie gegeben hatte, war es zu Hinrichtungen in Taulignan, Saint-Donat und der Enklave Valréas gekommen. Anderthalb Monate später war der Angriff auf das Vercors-Plateau von fürchterlichen Greueln begleitet. Die Einwohner des Dorfes Vassieux wurden vollständig niedergemetzelt, Männer und Jugendliche in La Chapelle niedergeschossen, verwundete Widerstandskämpfer in der Grotte von Luire niedergemacht - kein Mensch in der Dauphiné hatte diese Schauerlichkeiten vergessen . . .

Henri Faure verteilte die Sprengstoffkugeln unter seinen Leuten, wies jedem seine Aufgabe zu und sagte dann:

«Wenn Fahrzeuge kommen, dann verschwindet und lasst sie vorbei. Ein Zusammenstoss muss unter allen Umständen vermieden werden. Wenn es einen Feuerwechsel gibt, ist unser Unternehmen gescheitert. Dann werden die Alliierten kommen, die Brücke bombardieren und Livron auch zerstören.»

Die Männer ergriffen ihre Waffen, das Zündmaterial, den Sprengstoff und begannen ihren langen Marsch entlang der Eisenbahnlinie von Veynes. Seit Wochen schon war kein Zug mehr

vorbeigekommen. Die Partisanen hatten die Strecke so oft sabotiert und angegriffen, dass die Deutschen sie nicht mehr zu benutzen wagten. Um ihnen die Lust hieran endgültig auszutreiben, hatten die Partisanen auf einer Strecke von fünfhundert Metern die Bolzen aus den Schienen montiert.

Die Nacht war besonders ruhig. Kein Mond. Kein Windhauch, was im Rhône selten ist. Die Luft war voller Thymian und Rosmarin. Die Heimchen gaben ihr eintöniges Konzert. Und unten plätscherte die Drôme leise über die grauen Kiesel. Hin und wieder bellte ein Hund in der Ferne.

In der Nähe der Brücke erhöhten die Männer ihre Vorsicht. Sie verliessen die Eisenbahngleise und bewegten sich wie Komantchen auf dem Kriegspfad listenreich weiter vorwärts. Ein rollender Stein, das Knacken eines trockenen Astes schon hätte das gebieterische «Wer da?» eines Wachposten, einen Gewehrschuss, Alarm auslösen und die hastige Flucht des Kommandos, das heisst den endgültigen Abbruch der Aktion zur Folge haben können . . .

In einigen Büschen am Rand der Eisenbahnstrecke blieben die Männer stehen. Henri Faure versteckte den Lieferwagen, der ihn so nahe wie möglich an das Ziel herangefahren hatte, in einem Wäldchen. Nun setzte er seinen Weg zu Fuss fort und ging mit Jean Mathon, Philippe Monier und Louis Valette voraus, um das Gelände zu erkunden.

Ohne jedes Geräusch schlichen sich die Männer an die Brücke heran: Keine Wachposten!

«Andernfalls hätten wir sie ganz unauffällig mit unseren Fallschirmjägerdolchen erledigt», erklärte Henri Faure, als er auf diese Ereignisse zu sprechen kommt. «Meinen schallgedämpften Revolver, den wir die ‚Feuerspritze‘ nannten, besass ich leider nicht mehr. Ich hatte den Fehler begangen, ihn auszuleihen, und hatte ihn nicht zurückbekommen.»

Die Deutschen hatten ihr Quartier auf der anderen Strassenseite, auf der Nordseite der Brücke, nicht weit entfernt von ihr. Man hörte sie im Chor singen. Am Rand der Nationalstrasse, genau an der Stelle, wo nun die Patrouille stand, hatten die Leute vom Strassenbauamt den grossartigen Einfall gehabt, einen grossen Haufen Kies zu lagern.

Der gab ein ideales Versteck für die nördliche Schutzgruppe ab, die nun ihre Stellung gegenüber der Baracke bezogen hatte und aus sieben Männern bestand: Philippe Monier, Louis Valette, Jean

Boyer, Maurice Brunet, Léon Brunel, Pierre Castel und Jean Mathon. Ihre Bewaffnung bestand aus einem Maschinengewehr, Maschinenpistolen, Granaten und ‚gamons‘ – das waren beachtliche kleine Plastikbomben, in die man eine Zündkapsel und, bisweilen, um ihre Wirkung noch schrecklicher zu machen, auch Eisenstückchen oder Nägel einbaute.

Das Maschinengewehr wurde gegenüber der Baracke in Stellung gebracht, mit der Mündung auf die Barackentür gerichtet. Im Falle eines Alarms konnten die Deutschen nicht heil herauskommen. Von den sieben Partisanen war jedoch keiner darauf erpicht, das Feuer zu eröffnen, denn das hätte die Bedienungsmannschaft der Flak alarmiert und das Scheitern des Anschlags bedeutet.

Die restliche Mannschaft erreichte nun ihrerseits die Nationalstrasse 7 und schlich sich sachte an der Baracke vorbei, deren Fenster gemäss den Weisungen zur passiven Verteidigung fest verschlossen und verdunkelt waren. Die Deutschen sangen noch.

«Wir werden euch die Kehlen schon stopfen», murmelte ein Widerstandskämpfer. Die dreizehn überquerten die Brücke. In einer Länge von zweiundsechzig Metern spannte sich der Bogen über die Eisenbahnlinie; dann folgte der Teil, der die Böschungen und schliesslich derjenige, der in drei Bögen das Flussbett überwandt. Zum Glück bestand die Brüstung vom einen Ende zum andern aus Quadersteinen. Wenn sie sich stark bückten, waren die dreizehn Mann den Blicken der Bedienungsmannschaft der etwas tiefer postierten 88er Flak vollständig entzogen.

Die Schutzgruppe Süd ging nun ihrerseits in Stellung. Sie teilte sich in zwei Abteilungen auf. Die eine zu drei Mann – Raymond Baulac, Raymond Bertalin und Camille Planet – postierte sich mit einem Maschinengewehr etwa einhundert Meter von der Brücke in Höhe des Courty-Hofes. Die andere, bestehend aus fünf Mann – Charles Corner, Jean Boulanger, Max Lafont, René Archard und Philippe Vitali, deren Bewaffnung aus Gewehren, Granaten und ‚gamons‘ bestand, versteckte sich am Strassenrand in Brückennähe, um die Nahsicherung zu gewährleisten.

Die Mineure, Jean Didier, Marcel Testut, Charles Bonnet und Élie Mourier, blieben bei Henri Faure. Bevor sie mit ihrer Arbeit begannen, schickte Henri Faure Mourier vorsichtshalber zur Beobachtung bis zur Kurve der Nationalstrasse, etwa sechshundert Meter südlich der Brücke. Nach etwa zwanzig Minuten kam dieser zurück.

«Hinter der Kurve stehen auf beiden Strassenseiten Panzerwagen. Ich habe sie nicht zählen können. Die Mannschaften sind offenbar in Ruhestellung.»

Henri Faure unterteilte seine Mineure in Zweiergruppen. Man musste die Minenlager unmittelbar in die Strassendecke der Brücke hineinbohren. Die Stelle, die man sich hierfür ausgesucht hatte, befand sich im Hauptpfeiler des dritten Brückenbogens. Bei den Arbeiten musste man wie gesagt darauf achten, dass man von einem etwa vorüberkommenden Fahrzeug aus nichts bemerken konnte – erst recht natürlich von einem ganzen Konvoi aus. Auf der Brücke war die Strasse insgesamt von einer Brüstung zur anderen neun Meter breit; sieben Meter Fahrbahn, dazu zwei Bürgersteige von je einem Meter. Man beschloss, die Löcher in einem Abstand von sechs Metern zueinander zu bohren und auf diese Weise die Fahrbahn bei den Vorbereitungen freizulassen. Der Schutt würde nach und nach entfernt werden. Würde ein deutsches Fahrzeug in ein solches Minenloch geraten, würde der Fahrer zwar fluchen, aber weiterfahren, ohne auch nur im entferntesten daran zu denken, in welcher Art Kuhle er tatsächlich geraten war.

Das Schwierigste blieb noch zu tun: Die beiden Sprengkammern auszuheben und sie bis in das Herz des Mauerwerks hineinzutreiben. Zur Dämpfung der Geräusche hatten Henri Faures Leute Lappen mitgebracht, mit denen sie die Bohrstangen umwickelten.

Man holte zum ersten Schlag aus. Kurze Pause . . . Man lauschte: Nichts rührte sich. Die Deutschen in ihrer Baracke sangen weiter. Zweiter Schlag, zweite Unterbrechung – dritter Schlag, dritte Unterbrechung-vierter Schlag, . . . und so weiter . . . und so weiter.

Dann plötzlich Alarm eines Beobachters: «Weg! Da kommt eine alte Kiste.»

Sofort gingen die Mineure in Deckung. Aus Richtung Valence näherte sich ein Wagen mit sorgsam abgedunkelten Scheinwerfern. Im Norden der Brücke, unmittelbar vor der Baracke, hielt er an. Die Wagentüre öffnete sich. Die Silhouette eines Soldaten erschien – wie ein Schattenriss – in der Türfüllung. Der Partisan hinter dem Kieshaufen, der das Maschinengewehr bediente, hatte den Finger am Abzug. Minuten vergingen wie eine Ewigkeit. Endlich stieg der Deutsche in seinen Wagen, wendete und fuhr zurück.

Die Mineure nahmen ihre Arbeit wieder auf. Die Strassendecke war ausserordentlich hart. Der Stahl der Bohrstangen liess die Funken sprühen. Es war schier unmöglich, das Geräusch der Schläge zu dämpfen. Schon von weitem musste man sie hören. Endlich hatte man die oberste Schicht durchdrungen. Es folgte Schotter. Die Pioniere legten ihr Werkzeug beiseite und begannen lautlos mit den blossen Händen weiter zu wühlen.

Pötzlich ein zweiter Alarm. Die Barackentür hatte sich geöffnet. Ein Soldat kam heraus. Der hatte sicherlich Geräusche vernommen und würde nun gleich Alarm schlagen. Da, jetzt überquerte er die Strasse. Er näherte sich dem Steinhaufen – aber nur, um Wasser zu lassen. Wenige Schritte weiter, und er hätte den Lauf des Maschinengewehrs besprüht . . .

Die Mineure nahmen ihre Maulwurfsarbeit wieder auf. Einmal sagte Jean Didier: «So, das wär's. Wir sind schon beim Sand angekommen. Ich glaube, das ist die letzte Schicht vor dem Gewölbe. Was sollen wir tun?»

«Wir müssen bis zum Mauerwerk des Stützpfelers kommen», meinte Henri Faure. «Das ist sicherer.»

Unvermittelt der dritte Alarm. Diesmal von Süden. Eine deutsche Motorradpatrouille. Die beiden Soldaten fuhren ganz dicht an der Nahsicherungsgruppe vorbei, erreichten die Brückenauffahrt, drehten ab und fuhren in Richtung der Panzereinheit wieder davon.

Die Männer entfernten den Sand. Henri Faure näherte sich: Ein kurzer Strahl der Taschenlampe auf jedes der beiden Löcher. In etwa 1,50 Meter Tiefe sah man das Gewölbe. Zwei Stunden hatten sie gebraucht, um bis dorthin durchzudringen.

«Die Sprengsätze», flüsterte Henri Faure. «Wir wollen keine Zeit verlieren.»

In jede der beiden fünfzig bis sechzig Zentimeter weiten Sprengkammern senkten die Mineure eine Dosis von drei Kernsprengsätzen: fünfundsiebzig Kilogramm pro Loch. In jede Sprengstoffkugel steckten sie einen Zünder mit einer Zündverzögerung von einer Stunde, in jede Kammer eine Lunte, deren Länge so berechnet war, dass der Fahrer eines zufällig vorbeikommenden Wagens keine Zeit zum Löschen gehabt hätte. Sie verbanden das ganze durch zwei Zündschnüre und stopften die Löcher wieder zu. Vorsichtshalber ergänzten sie ihr Werk noch durch eine sogenannte ‚Dummenfalle‘: Eine Druckzünderkapsel

unter einem Stein, die ausgelöst wird, sobald man diesen anhebt. Man konnte ja nie wissen! Diese Vorsichtsmassnahme konnte wichtig werden, falls die Lunte ausgehen sollte.

Henri Faure prüfte das Ganze noch einmal sorgfältig und gab dann den Befehl zum Abmarsch. Die beiden Schutzgruppen im Süden der Brücke verliessen leise ihre Stellung und stiessen zu den Mineuren. In Vierergrüppchen, geduckt, um den Blicken der Flakbesatzung zu entgehen, überquerten sie die Brücke. Wieder passierten sie die Baracke. Die Deutschen schliefen sicherlich schon. Die Schutzgruppe Nord blieb gegenüber der Barackentür in Stellung, bis der letzte Mann die tiefer gelegene Eisenbahnstrecke erreicht hatte. Dann zogen auch sie sich zurück.

Auf der Brücke war nur Jean Mathon zurückgeblieben, bereit, im Fall eines Zusammenstosses die Luntten zu entzünden. In Begleitung zweier Leute, Philippe Monier und Louis Valette, kehrte Henri Faure wieder zu ihm zurück. Die vier warteten in der Dunkelheit, bis ihre Kameraden sich ausreichend weit entfernt hatten.

Um ein Uhr fünfzehn zündeten sich Henri Faure und Jean Mathon jeder eine ‚Gauloise‘ an, näherten sich den Sprengkammern und legten das brennende Ende ihrer Zigaretten an die Luntten. Ein leichtes Knistern. Vier winzige, orangefarbene Glühwürmchen bewegten sich nun langsam auf der Strassendecke vorwärts . .

Die beiden Männer entfernten sich schleunigst, gefolgt von ihren Leibwächtern. Ein letztes Mal drehte sich Jean Mathon um. Er hatte den Eindruck, eine Zündschnur sei ausgegangen. Doch sie hatten keine Zeit mehr, das weiter nachzuprüfen. Sie mussten sich so schnell wie möglich davonmachen.

Wieder kamen sie an der Baracke vorbei, aus der kein Laut zu hören war.

«Aber es ist doch wirklich unglaublich, dass diese Burschen nichts gehört haben», dachte Henri Faure. «Wir haben die Brücke doch praktisch vor ihrer Nase miniert.»

Sicherlich, die Deutschen hatten einen guten Teil des Abends hindurch gesungen, und ihre Stimmen haben zweifellos die BoHhrgeräusche übertönt. Gleich wohl war es unmöglich, dass sie von dem ungewohnten Lärm nichts gehört haben sollten. Hatten sie womöglich gemeint, es handle sich um eine Wehrmachtseinheit, die vorsorglich eine Minenkammer aushob? Die Frage wird für immer unbeantwortet bleiben . . .

Henri Faure und seine Gefährten erreichten die Kreuzung der

Nationalstrasse 93, die das Drômetal in Richtung Crest und Die hinaufführt. Sie liefen nun so schnell sie konnten auf die Seidenfabrik von Louis Valette zu. Sie erreichten sie rechtzeitig und kauerten sich hinter eine Mauer.

«Scheisse», murmelte Henri Faure, völlig ausser Atem. «Die Minuten vergehen und es passiert nichts. Hoffentlich ist mit der Zündung alles in Ordnung!»

Kaum hatte er das gesagt, erhellte eine gelbe Stichflamme die Nacht. Eine fürchterliche Explosion erschütterte die Luft, während die Erde wie bei einem Erdbeben erzitterte.

Ein Steinhagel ging ringsumher nieder . . .

Schnell, schnell, sie mussten sich aus dem Staube machen . . . Für Henri Faure und seine Freunde wurde es die längste Nacht. Die vier liefen zu ihrem Wagen, starteten mit quietschenden Reifen und fuhren sechs Kilometer weit das Drômetal aufwärts, erreichten Alex, bogen nach rechts ab, überquerten den Fluss, durchfuhren Grâne und erreichten schliesslich einen Bauernhof, in dem sie ihren Sender und den Funker wiedertrafen. Der hatte um Mitternacht eine Botschaft nach London durchgegeben und gemeldet, dass die Résistance dabei sei, die Brücke zu sprengen.

Sie legten sich hin und konnten trotz der Nervenanspannung einschlafen.

Um vier Uhr morgens wurden sie plötzlich durch einen lebhaften Schusswechsel geweckt. Eine F.F.I.-Einheit unter Hauptmann Pons hatte einen Zusammenstoss mit deutscher Infanterie, und zwar östlich des Dorfes, an der alten Saumpfadbrücke von Grânette, die schon mehrere Tage zuvor ein Sabotageziel gewesen war. Eine gute Nachricht! Denn wenn der Feind östlich von Livron, flussaufwärts einen Flussübergang suchte und sich hierbei in ein Partisanengebiet wagte, so konnte dies nur den vollen Erfolg des Unternehmens bedeuten.

Für Henri Faure und seine drei Freunde war die Nachtruhe zu Ende. Sie verliessen den Hof und fuhren vorsichtig in das Dorf Grâne, passierten Chabrilan, kamen nach Crest, überquerten die Drôme und erreichten endlich ihr Quartier im Moütiers-Hof. Dort trafen sie auf die andern sechzehn Männer des Kommandos.

Die hatten tief in der Nacht den Schlupfwinkel wieder erreicht und sich auf dem Stroh ausgestreckt. Die starke Nervenanspannung hatte manche überhaupt nicht schlafen lassen.

Vom Erfolg ihres Unternehmens wussten sie so wenig wie ihr Chef. Annette, die unermüdliche Verbindungsagentin, schwang sich auf ihr Fahrrad mit Hilfsmotor und sauste nach Livron. Die Wartezeit schien ewig. Endlich sahen die in der Nähe des Hofes aufgestellten Wachen sie zurückkommen, mit einem Lächeln auf den Lippen.

«Fabelhaft, Jungens!» rief sie, in den Hof einfahrend. «Der Südbogen der Brücke ist verschwunden, einfach weg! Die ‚Boches‘ sind ausser sich vor Wut. Sie lassen die Zivilisten nicht näher herankommen. Auf der anderen Seite der Drôme, auf der Nationalstrasse 7, hat sich ein riesiger Fahrzeugstau gebildet. Ein gefundenes Fressen für die amerikanische Luftwaffe.»

In dieser Stunde stiessen die Alliierten von zwei Brückenköpfen aus, die seit dem Vortag zu einem verbunden waren, in der Provence vor. General Frederick und seine Fallschirmjäger hatten Draguignan besetzt, das VI. amerikanische Armeekorps hatte die westlichen Hänge des Mauresmassivs erreicht. Das 1. ‚Combat command‘ (‚Kampfkommando‘) der 1. französischen Panzerdivision unter General Sudre befreite Le Luc. Die anderen grösseren Einheiten der 1. französischen Armee landeten in beständiger Folge in den Buchten von Cavalaire und Saint-Tropez. Der Oberkommandierende, General Jean de Lattre de Tassigny, errichtete sein Hauptquartier in Cogolin.

Theoretisch konnte das deutsche Oberkommando den Alliierten die gesamte Heeresgruppe G unter General Johannes von Blaskowitz, bestehend aus der I. und XIX. Armee, entgegenwerfen!

Doch die I. Armee unter General Kurt de la Chévalerie, die den Südwesten Frankreichs besetzt hielt, war zu weit vom Ort des Geschehens entfernt, um rasch und wirkungsvoll eingreifen zu können. Dazu kam, dass man nicht alle Truppen dieser Armee von der Atlantikküste, südlich der Loire, abziehen konnte. So musste sich de la Chévalerie damit begnügen, von seinem Hauptquartier in Bordeaux aus die Entwicklung der Lage aus der Ferne zu verfolgen. Nur die in der Gegend von Toulouse verstreute 11. Panzerdivision zog er zusammen und entsandte sie in die Provence.

Mit Ungeduld wurde diese Verstärkung von General Friedrich

¹ Jörg Staiger, *Rückzug durch das Rhône*, Kurt Vowinckel Verlag, Neckargemünd, 1965.

Wiese erwartet, dessen XIX. Armee den ersten Aufprall in seiner ganzen Wucht zu spüren bekommen hatte. Auf der riesigen Wandkarte in seinem Hauptquartier in Avignon konnte er den Alliierten drei Armeekorps mit insgesamt neun Divisionen entgegenwerfen: Sieben Infanteriedivisionen, verteilt in der Gegend von Perpignan bis Menton, eine Gebirgsjägerdivision in den Alpen, mit Hauptquartier in Grenoble, und eine Panzerdivision, die IX., als allgemeine Reserve. Diese den Alliierten zahlenmässig weit überlegenen Verbände waren jedoch von Ligurien bis Katalonien verteilt. Sie mussten erst zusammengezogen werden und unter den Augen der den Luftraum vollkommen beherrschenden alliierten Flieger den Transport bewerkstelligen. Bevor sie den Brückenkopf erreichen konnten, waren diese Verstärkungen zu Boden geworfen, bombardiert, von Maschinengewehrgarben eingedeckt, aufgerieben und auseinandergejagt. Eines der drei Armeekorps des General Wiese war schon durch einen Flanken- und Umfassungsangriff der anglo-amerikanischen Luftlandedivision übel mitgenommen, sein Chef, General Ferdinand Neuling, in Draguignan gefangenengenommen worden.

Am 18. August zog General Truscott, Chef des VI. amerikanischen Armeekorps, eine ‚task force‘, einen Verband in Stärke einer motorisierten Kavalleriebrigade, zusammen und übertrug den Befehl über diese Einheit seinem Stellvertreter, dem General Frédéric Butler.

«Rücken Sie geradewegs über die Alpenstrasse nach Norden vor», lautete der Befehl. «So schnell wie möglich und so weit wie möglich!»

Butler stiess auf der ‚Route Napoléon‘ vor, die – nach den Meldungen der Résistance – praktisch gesäubert war. In der Tat gelangte er bis über Casteliane hinaus, ohne auf irgendeinen Widerstand zu stossen, rückte weiter in Richtung Barrême vor und erreichte Digne. Am nächsten Tag, dem 19., kam er bis Sisteron, wo er eine Ruhepause einlegte.

Am 20., um zwanzig Uhr fünf und vier zig, erhielt er ein Telegramm von Truscott mit folgendem Inhalt:

‚Setzen Sie sich in den ersten Stunden des 21. August mit höchstmöglicher Geschwindigkeit in Richtung Montélimar in Bewegung. Blockieren Sie in dieser Gegend die Rückzugsstrassen des Feindes, der das Rhonetal aufwärts zurückweicht. Die 36. US-Division folgt Ihnen.‘

Butler träumte, träumte von einem grossangelegten Umzingelungsmanöver: Kühn bis Grenoble vorzudringen und sich dann nach Lyon zu wenden. Im Westen hatten die Divisionen des Generals Patton, mit dem Butler mehr als einen Charakterzug gemeinsam hatte, Orléans hinter sich gelassen. Wenn diese beiden Männer sich die Hand reichen könnten, welch ein Erfolg! Doch die Befehle des Generals Truscott, eines Pazifikveteranen, der dort an der Spitze eines Armeekorps an der Wiedereroberung der Philippinen teilgenommen hatte, liessen keine Diskussionen zu. Ausserdem kamen die Weisungen von noch höherer Stelle: Von General Alexander Patch, dem Oberbefehlshaber der für die Landung in der Provence vereinigten alliierten Landstreitkräfte.

Im Laufe dieses 20. August musste General Wiese feststellen, dass seine gesamte Armee Gefahr lief, in einer riesigen Reuse gefangen zu werden. Daraufhin überliess er die Garnisonen von Toulon und Marseille ihrem Schicksal, nicht ohne den Leuten dort Hitlers persönlichen Befehl übermittelt zu haben, dessen Weisung, bis zum letzten Mann zu kämpfen. Den Chefs seiner Einheit befahl er, sich kämpfend zurückzuziehen. Die 188., 189., 388. und 516. Infanteriedivision sowie die 14. Panzerdivision begannen das Rhône aufwärts zurückzuweichen. Die endlich in Avignon eingetroffene 11. Panzerdivision sollte den Rückzug decken¹.

Alle diese Einheiten trafen nun auf die Brücke von Livron, was bald zu einer riesigen Verstopfung der Strassen führte. Wie Aasgeier stürzten sich die alliierten Flugzeuge auf diese Beute. Um ihre Panzer- und Artillerie verbände der Zerstörung zu entziehen, versuchten einige Offiziere, Menschen und Maschinen durch den seichten Fluss hindurch auf das andere Ufer zu bringen. Tanks und Kanonen fuhren sich stromaufwärts und vor allem stromabwärts (von der zerstörten Brücke aus gesehen) fest. Als bald liess ein heftiges Gewitter den Fluss anschwellen und raubte den Deutschen die letzte Hoffnung, ihr Material retten zu können.

Am frühen Morgen des 21. August liess Butler seine ‚task force‘ eine Viertelschwenkung nach links ausführen und bezog, Sisteron verlassend, sein Hauptquartier in Marsanne, fünf Kilometer von der Nationalstrasse 7 entfernt. Dort begegnete ihm Henri Faure und sagte zu ihm mit Unterstützung des Verbindungsoffiziers ‚Xavier‘, der als Dolmetscher fungierte:

¹ Jean de Lattre de Tassigny, a.a.O., S. 132.

«Herr General, Sie müssen bis Livron vorstossen. Meine Agenten haben mir mitgeteilt, dass die Deutschen zurückfluten und dabei ihr gesamtes Material zurücklassen. Viele wären bereit, sich zu ergeben. Wir aber können nichts tun. Sie lehnen es noch immer ab, von Leuten gefangengenommen zu werden, die sie noch immer ‚Terroristen‘ nennen. Doch beim Anblick Ihrer Uniformen werden sie sicher die Waffen wegwerfen und die Arme hochheben.»

«Ich werde mich darum kümmern», antwortete Butler. Henri Faure war überzeugt, das Spiel gewonnen zu haben. Viele Jahre später, erzählte er mir, noch immer mit Bitterkeit in der Stimme:

«Butler ist niemals gekommen. Seine Einheiten lagen in den Wäldern um Marsanne und begnügten sich damit, dann und wann einen Kanonenschuss auf das gewaltige Getümmel abzufeuern.»

Zu Ehren von Butler, einem kühnen Haudegen und Spezialisten für motorisierte Kavallerieaktionen, muss gesagt werden, dass er nur über leichte Waffen verfügte. Sein Vormarsch war so schnell, dass seine schweren Panzerwagen und Geschütze, seine Munition und selbst seine Benzinversorgung nicht folgen konnten. Seine fünftausend G.I.s waren wie die Wahnsinnigen mit ihren Jeeps, ihren Halbkettenfahrzeugen, ihren Schützenpanzerwagen und Haubitzen vorgestossen. Sie hatten auch Wieses Truppen kräftig zugesetzt. Es fehlten ihnen die Möglichkeiten, sich mit den Deutschen in einer regelrechten Schlacht zu messen.

Die Zerstörung der Brücke von Livron erfüllte ihren Zweck voll und ganz. Unter dem gemeinsamen Feuer von Butlers Kanonen und den Jagdflugzeugen des Generals Eaker erlitten die Deutschen südlich der Brücke enorme Menschen- und Materialverluste. Als man einige Tage später einen Überblick gewann, zählte man zweitausendfünfhundert Tote, dreitausendfünfhundert zerstörte Fahrzeuge, sechshundert getötete Pferde und dreitausend Gefangene. Drei Züge formierten sich zu einem riesigen Blechhaufen, aus dem die Läufe fünf schwerer Artilleriegeschütze herausragten.

Truscott berichtet in seinen Memoiren:

Von Montélimar bis Livron, im Département Drôme, waren Strassen und Eisenbahnlinien mit zertrümmerten Panzern, Kanonen und Fahrzeugen aller Art übersät. Hunderte von Leichen und Perdekadavern bedeckten die Ebene. Die Pioniere mussten die

Strasse mit Bulldozern räumen, bevor unsere Truppen sie überhaupt benutzen konnten. Der Anblick dieses Frontabschnitts, der Geruch, der in der Luft lag – das sind Erfahrungen, die ich nicht noch einmal machen möchte.

Und der zum General beförderte Lassus schrieb später hierüber:

Die Folgen der Zerstörung der Brücke von Livron waren von ausschlaggebender Bedeutung für die Fortsetzung der Operationen. Die XIX. deutsche Armee wurde in ihrem Rückzug nach Norden mit einem Schlag aufgehalten. Das deutsche Oberkommando konnte erst wieder in der Gegend von Belfort operative Initiative ergreifen.

Wäre es der XIX. Armee gelungen, sich wohlgeordnet zurückzuziehen, so hätten sie wahrscheinlich die in der Provence gelandeten französischen und alliierten Truppen aufhalten können.

Eine Schar von zwanzig Mann hat ausgereicht, um diesen Rückzug in eine zügellose Flucht zu verwandeln . . .

Auswahlbibliographie

- Abetz, Otto:* Das offene Problem. Ein Rückblick auf zwei Jahrzehnte deutscher Frankreichpolitik. Mit einer Einführung von Ernst Achenbach, Köln 1951
- Amouroux, Henri:* La vie des Français sous l'occupation, Paris 1961
- Aron, Robert:* Histoire de l'épuration, Paris 1974
- Baudoin, Madeleine:* Histoire des Groupes Francs (M.U.R.) des Bouches-du-Rhône de septembre 1943 à la libération, Paris 1962
- Bernard, Henri:* Histoire de la résistance européenne. La 'quatrième force' de la guerre 39-45. Pref. du Sir Colin Gubbins, Paris 1968
- Brockdorff, Werner:* Kollaboration oder Widerstand. Die Zusammenarbeit mit den Deutschen in den besetzten Ländern während des Zweiten Weltkrieges und deren schreckliche Folgen. München 1968
- Closon, Francis Louis:* Le temps des passions. De Jean Moulin à la libération 1943-1944, Paris 1974
- Collins, Larry und Lapierre, Dominique:* Brennt Paris?, Bern-München-Wien 1964
- Cookridge, H. E.:* Versteckspiel mit dem Tode. Geheimagenten gegen Hitler 1940/1945, Oldenburg-Hamburg 1967
- Delarue, Jacques:* Geschichte der Gestapo, Düsseldorf 1964
- Denzel, Rosemarie:* Die Chemische Industrie Frankreichs unter der deutschen Besetzung im Zweiten Weltkrieg, Tübingen 1959

- Freiberg, Reinhard:* Die Presse der französischen Resistance 1940-1944, Berlin 1962
- ders.:* Die technischen und publizistischen Mittel der französischen Widerstandspresse 1940-1944, in: Publizistik 7 (1962) S. 331-348
- de Gaulle, Charles:* Memoiren 1942-46. Die Einheit – Das Heil, Düsseldorf 1961
- Grassmann, Gerhard:* Die deutsche Besatzungsgesetzgebung während des Zweiten Weltkrieges, Tübingen 1958
- Gremier, Fernand:* Wir kämpfen für Frankreich. Erinnerungen aus der französischen Widerstandsbewegung, Berlin 1961
- Homze, Edward L.:* Foreign labor in Nazi Germany, Princeton/N. J. 1967
- Hugonnot, Jean:* Die Augusttage 1944 in Paris, in: Internationale Hefte der Widerstandsbewegung 3 (1961), Nr. 5, S. 28-51
- ders.:* Ideen und Programme der französischen Widerstandsbewegung, in: Internationale Hefte der Widerstandsbewegung 3 (1961), Nr. 7, S. 3-28
- ders. und Laroche, Gaston:* Die Ausländer in der französischen Widerstandsbewegung, in: Internationale Hefte der Widerstandsbewegung 2(1960), Nr. 4, S. 9-28
- Jäckel, Eberhard:* Frankreich in Hitlers Europa. Die deutsche Frankreichpolitik im Zweiten Weltkrieg, Stuttgart 1966
- Jahnke, Karl Heinz (Hg.):* Niemals vergessen! Aus dem antifaschistischen Widerstandskampf der Studenten Europas, Berlin 1959
- Kistenmacher, Hans:* Die Auswirkungen der deutschen Besetzung auf die Ernährungswirtschaft Frankreichs während des Zweiten Weltkrieges, Tübingen 1959

- Laval, Pierre:* The diary of . . . With a preface by Josée Laval, New York 1948
- Lehmann, Hans G.:* Kommunistischer Widerstand in Frankreich, in Belgien und in den Niederlanden im Urteil des Reichssicherheitshauptamtes, in: Wehrforschungen 4 (1975), S. 144-151
- Lichten, H. E.:* 'Collaborations Phantom und Wirklichkeit', Offenbach 1948
- Loth, Wilfried:* Sozialismus und Internationalismus. Die französischen Sozialisten und die Nachkriegsordnung Europas 1940-1950, Stuttgart 1977
- Luther, Hans:* Der französische Widerstand gegen die deutsche Besatzungsmacht und seine Bekämpfung, Tübingen 1957
- Malvezzi, Piero und Pirelli, Giovanni (Hg.):* Und die Flamme soll euch nicht versengen. Letzte Briefe zum Tode Verurteilter aus dem europäischen Widerstand. Vorwort von Thomas Mann, Zürich 1955
- Michel, Henri:* Jean Moulin, l'unificateur, Paris 1964
- Michel, Karl:* Der Kriegsrichter von Paris, Wiesbaden 1949
- Michelet, Edmond:* Die Freiheitsstrasse Dachau 1943-1945, Stuttgart 1960
- Millar, George:* Maquis. Widerstandskämpfer im besetzten Frankreich. Aus dem Englischen übertragen von Lino Rossi, Hamburg o. J.
- Moritz, Günther:* Die Gerichtsbarkeit in besetzten Gebieten. Historische Entwicklung und völkerrechtliche Würdigung, Tübingen: Institut für Besatzungsfragen 1959 (Maschinenschr. hektogr.)
- Morsey, Rudolf:* NS-Presspolitik im besetzten Frankreich, in: Publizistik 5(1960), S. 107-110

- Münz, Alfred:* Die Auswirkungen der deutschen Besetzung auf Währung und Finanzen Frankreichs, Tübingen 1957
- Neubronn, Alexander Frh. von:* Als ‚Deutscher General‘ bei Pétain, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 4 (1956), S. 227-250
- Pècsi, Anna:* Sie halfen bei der Befreiung von Paris. Die Beteiligung ungarischer Widerstandskämpfer am französischen Freiheitskampf, in: Widerstandskämpfer 16(1968), H. 2, S. 63-65
- Pegg, C. H.:* Die Résistance als Träger der europäischen Einigungsbestrebungen in Frankreich während des Zweiten Weltkrieges, in: Europa Archiv 7(1952), Sp. 5197-5206
- Rassinier, Paul:* Die Lüge des Odysseus, Wiesbaden 1959
- Rathsmann, Siri:* Vichy hat das Spiel verloren. Schilderungen aus dem geschlagenen Frankreich, Zürich-New York 1945
- Reile, Oscar:* Geheime Westfront. Die Abwehr 1935-1945, München 1962
- Reitlinger, Gerald:* Die Endlösung. Hitlers Versuch der Ausrottung der Juden Europas 1939-1945, 4. durchgesehene und verbesserte Auflage, Berlin 1961
- Shiher, Etta:* Nacht über Frankreich, Stockholm 1944
- Siegfried, André:* Frankreichs Vierte Republik, Stuttgart 1959
- Spiegel, Tilly:* Österreicher in der belgischen und französischen Résistance, Wien-Zürich-Frankfurt 1969
- Steinberg, Lucien:* La révolte des justes. Les juifs contre Hitler 1933-1945/ Paris 1970
- Stitzer, Karl:* Mordprozess Oradour. Nach Prozessberichten der ‚Humanité‘, (2. Aufl.) Berlin 1954
- Stucki, Walter:* Von Pétain zur Vierten Republik, Vichy 1944, Bern 1947

- Teuchert, Friedrich Erh. von:* Die Widerstandsbewegung West, in: Politische Studien 12(1961), S. 444-453
- Toynbee, Arnold und Veronica M. (Ed.):* Hitler's Europe, London-New York-Toronto 1954
- Treue, Wilhelm:* Zum nationalsozialistischen Kunstraub in Frankreich. Der ‚Bergatzky-Bericht‘, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 13 (1965), S. 285-337
- Umbreit, Hans:* Der Militärbefehlshaber in Frankreich 1940-1944, Boppard a. Rh. 1968
- ders.:* Zur Behandlung der Bretonenbewegung durch die deutsche Besatzungsmacht im Sommer 1940, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 1968, H. 1, S. 145-165
- Vernoux, M.:* Wiesbaden 1940-1944, Paris 1954
- Warner, Geoffrey:* Pierre Laval and the eclipse of France, London 1968
- Weinmann, Manfred:* Die Landwirtschaft in Frankreich während des Zweiten Weltkrieges unter dem Einfluss der deutschen Besatzungsmacht, Tübingen 1961
- Wolf, Dieter:* Die Doriot-Bewegung. Ein Beitrag zur Geschichte des französischen Faschismus, Stuttgart 1967
- Zorn, Edith:* Aus einer Monographie über den Widerstandskampf von Deutschen in Frankreich, in: Internationale Hefte der Widerstandsbewegung 2(1960), Nr. 4, S. 29-41

Zeittafel

- 1931 Frankreich wird von der Weltwirtschaftskrise erfasst.
27. *Januar*: Pierre Laval bildet ein Kabinett.
- 1932 8. *Januar*: Der bisherige Außenminister Briand tritt zurück.
8. *Mai*: Bei den Kammerwahlen siegen die Parteien der Linken.
4. *Juni*: Herriot bildet die Regierung.
- 1934 *Januar*: Innere Unruhen greifen von Paris auf die Provinzen über. Sie werden ausgelöst durch eine schleichende Finanzkrise, die Verteilungskämpfe zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen nach sich zieht. Daladier versucht eine neue Regierung zu bilden, erfährt jedoch massive Widerstände, die in einem kommunistischen Aufstand gegen ihn in Paris gipfeln. In Paris wird der Generalstreik ausgerufen.
9. *Februar*: Ein Kabinett der Nationalen Einigung' soll die innenpolitische Krise überwinden. Regierungschef ist Doumergue. Pétain ist darin vertreten. Die Bürgerkriegssituation kann beseitigt werden. Um die Stabilisierung zu erreichen, werden mit einer Notverordnung ein Katalog von Sparmassnahmen und ein Flottenbauprogramm durchgesetzt.
September: Doumergue legt ein Reformkonzept vor. Darin sind die Einschränkung der Rechte des Parlaments und Massnahmen zur Stärkung der Staatsautorität vorgesehen.
8. *November*: Doumergue scheidet mit seinen Vorschlägen. Er muss zurücktreten.
- 1935 *Januar*: Die zweijährige Dienstzeit wird in Frankreich eingeführt.
2. *Mai*: Zwischen der UdSSR und Frankreich wird ein Beistandspakt abgeschlossen. Die Kommunistische Partei unterstützt seitdem das Wehrprogramm. Sie gewinnt erheblich an Einfluss und kann ihre Verankerung in der Bevölkerung verstärken.

3. *November*: Die verschiedenen konkurrierenden sozialistischen Gruppen schliessen sich zur Sozialistisch-Republikanischen Union zusammen. Zusammen mit den Sozialisten und den Kommunisten entsteht ein Bündnis der Linken, die ‚Volksfront‘. Diese Gruppierung kann ihren innenpolitischen Einfluss ausbauen.
- 1936 3. *Mai*: Bei den Kammerwahlen siegt die Volksfront.
5. *Juni*: Léon Blum bildet das erste Volksfrontkabinett aus Mitgliedern der Sozialisten und Radikalsozialisten. Die Kommunisten unterstützen es parlamentarisch. Die Regierung Blum stützt die republikanische Regierung in Spanien gegen die Falange Francos.
- Eine umfangreiche sozialpolitische Gesetzgebung versucht die Erwartungen der Arbeiter und der Gewerkschaften zu befriedigen: Die 40-Stunden-Woche wird eingeführt, die Bank von Frankreich und die Munitionsindustrie werden in nationales Gemeineigentum übergeführt. Die nationalistischen Wehrverbände, die ‚ligues‘, werden dagegen aufgelöst. Die Reformen mobilisieren die konservativen Kräfte und das Kapital zur Verteidigung privatwirtschaftlicher Formen der Wirtschaft. Finanzkrise und Inflation spitzen sich erneut zu.
- 1937 19. *Juni*: Die Regierung Blum wird zum Rücktritt gezwungen. Unter Chautemps bildet sich eine neue Volksfrontkoalition.
- 1938 14. *Januar*: Die Sozialisten ziehen sich aus der Regierung zurück, Chautemps stützt sich auf die Radikalsozialisten. Blum versucht ein neues Kabinett der Volksfront zu bilden, scheitert jedoch.
- Dem Radikalsozialisten Daladier gelingt es, die innere Krise zu bewältigen, solange er von den Sozialisten gestützt wird.
29. *September*: Die ‚Münchener Konferenz‘ findet statt: Hitler, Mussolini, Chamberlain und Daladier beschliessen die Abtretung der sudetendeutschen Gebiete der Tschechoslowakei. Hitler beteuert, dass dies seine letzte Forderung gewesen sei. Die Engländer bemühen sich durch Vereinbarungen, wie die deutsch-englische Nichtangriffserklärung vom
30. *September*, die deutsche Expansion zu stoppen. Frankreich und Deutschland bezeichnen in der Erklärung vom 6. Dezember ihre Grenzen als endgültig.

4. *Oktober*: Die Sozialisten und Kommunisten lehnen das Münchner Abkommen ab. Daladier ist aufgrund seiner Aussenpolitik gegenüber Deutschland gezwungen, mit der Volksfront zu brechen.
30. *November*: Ein Generalstreik wird ausgerufen, bricht jedoch schnell zusammen. Ursache ist die Innenpolitik Daladiers, der auf Druck der konservativen Kräfte die sozialpolitischen Gesetze abschwächt und damit in Konflikt zu Gewerkschaften und Volksfront kommt.
- 1939 *Januar*: Daladier besucht demonstrativ Korsika und Tunis, um die italienische Expansionspropaganda abzuwehren.
24. *August*: Die Regierung Daladier erlässt eine Pressezensur. Die innenpolitische Diskussion um die Frage, wie sich Frankreich gegenüber der Expansionspolitik Hitlers verhalten sollte, wird zu kanalisieren versucht.
- 1939 1. *September*: Beginn des deutschen Angriffs auf Polen, das in einem Bündnisvertrag mit England steht.
2. *September*: In Frankreich wird die Generalmobilmachung angeordnet.
3. *September*: Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland.
13. *September*: Ein Kriegskabinett wird gebildet: Daladier übernimmt anstelle von Bonnet das Aussenministerium.
26. *September*: Auflösung der Kommunistischen Partei. Weil in den ersten Kriegsmonaten an den französischen Grenzen Ruhe herrscht, verstärkt sich die Auffassung, dass Frankreich mit einer hinhaltenden Defensive den Krieg gewinnen könne. In der Regierungspropaganda wird die englische Sprachregelung, einen Unterschied zwischen Hitler und dem deutschen Volk zu machen, übernommen.
- 1940 7. *Februar*: Der elsässische Autonomistenführer Dr. Roos wird in Nancy standrechtlich erschossen.
21. *Februar*: Das Kabinett Daladier wird gestürzt. Die neue Regierung wird durch den bisherigen Finanzminister Reynaud gebildet. Daladier wird darin Verteidigungsminister.
10. *Mai*: Deutscher Angriff auf Belgien, Holland und Luxemburg. Das französische Heer kann der Wucht des deutschen Angriffs und der Stosskraft der deutschen Panzerverbände nicht standhalten.
- Vertreter der politischen Rechten werden in das Kabinett aufgenommen.

1940 14. *Mai* Das holländische Oberkommando kapituliert.

Deutschen Panzern gelingt es bei Sedan durchzubrechen, nach Abbeville vorzustossen und die Front zu spalten.

18. *Mai*: Marschall Pétain tritt bei einer Regierungsumbildung als Vizepräsident in das Kabinett ein. Reynaud übernimmt das Verteidigungs-, Mandel das Innen- und Daladier das Aussenministerium.

19. *Mai*: General Gamelin, der bisherige Oberbefehlshaber, wird durch General Weygand ersetzt.

4. *Juni*: Der nördliche Teil der alliierten Truppen muss sich auf Dünkirchen zurückziehen. 335'000 britischen und französischen Soldaten gelingt es, unter Zurücklassung ihrer Ausrüstung, sich nach England einzuschiffen.

10. *Juni*: Italien tritt an der Seite Deutschlands in den Krieg ein. Reynaud ersucht die Vereinigten Staaten dringend um Hilfe. Die Antwortnote sieht kein schnelles amerikanisches Eingreifen vor.

14. *Juni*: Nachdem die ‚Weygand-Linie‘ von deutschen Verbänden durchbrochen wird, gelingt es ihnen, Paris kampflos zu besetzen. Die französische Regierung Reynaud zieht sich über Tours nach Bordeaux zurück.

16. *Juni*: Deutsche Truppen überqueren die Loire. Pétain erhält den Auftrag zur Bildung eines neuen Kabinetts. General Weygand wird Verteidigungsminister.

17. *Juni*: Pétain gibt bekannt, dass Frankreich um Waffenstillstand nachgesucht habe.

18. *Juni*: General de Gaulle ruft in London die Franzosen zur Fortsetzung des Widerstandes auf. Er bildet ein provisorisches Nationalkomitée der Freien Franzosen, das von der englischen Regierung gestützt wird.

19. *Juni*: Deutsche Truppen erreichen die Atlantikküste.

22. *Juni*: Die Regierung Pétain unterzeichnet in Compiègne den Waffenstillstand: drei Fünftel Frankreichs werden besetzt, darunter die gesamte Atlantikküste. Die französische Armee geht in Kriegsgefangenschaft, die Flotte wird nicht ausgeliefert.

De Gaulle akzeptiert den Waffenstillstand nicht und organisiert die bewaffneten Kräfte von London aus, um sie zunächst in Nord- und Westafrika einzusetzen.

Laval wird zum Vizepräsidenten des Kabinetts ernannt, de

Gaulle wird aus der Armee ausgestossen. Ein grosser Teil der Bevölkerung betrachtet das parlamentarische System der Dritten Republik als Ursache der militärischen Katastrophe. Die Hoffnungen richten sich auf Pétain, der versucht, einen autoritären Staat zu schaffen. Dagegen herrscht überwiegend Enttäuschung über das Verhalten der englischen Verbände bei Dünkirchen.

24. *Juni*: Mit Wirkung zum 25. Juni wird in Rom der französisch-italienische Waffenstillstand abgeschlossen.

27. *Juni*: England erkennt de Gaulle als Führer aller ‚freien Franzosen‘ an. Dessen Kampf gegen das Pétain-Regime richtet sich zunächst darauf, das Kolonialreich an sich zu ziehen. Es bilden sich aus den zum autoritären Regime Pétains feindlich oder ablehnend eingestellten politischen Strömungen Widerstandsgruppen. Die Konservativen tragen zwar den autoritären Staat Pétains mehrheitlich mit, lehnen jedoch die ‚Kollaboration mit den Achsenmächten‘ ab. Die ‚Action française‘ ist in ihrer Programmatik antirepublikanisch eingestellt und unterstützt Pétain. Erst allmählich gewinnen faschistisch eingestellte Gruppen unter der Führerschaft von Déat, dem Schriftleiter von ‚L'Oeuvre‘, und Dariot, dem Herausgeber von ‚Le Cri du Peuple‘ an Bedeutung.

1. *Juli*: Die französische Regierung siedelt nach Vichy ins unbesetzte Frankreich über.

3. *Juli*: Die Engländer bombardieren das vor Oran liegende französische Geschwader, um zu verhindern, dass die Schiffe in deutsche Hand fallen. Die französische Bevölkerung reagiert mit Enttäuschung.

4. *Juli*: Die Pétain-Regierung bricht die diplomatischen Beziehungen zu England ab.

10. *Juli*: In Clermont-Ferrand tritt die Nationalversammlung zusammen. Sie überträgt mit einem Abstimmungsergebnis von 569 zu 80 Stimmen der Regierung Pétain die Vollmachten zur Realisierung seines Programmes. Pétain wird als Staatsoberhaupt ‚Chef des französischen Staates‘. Pierre Laval wird sein Stellvertreter und Nachfolger. Pétains Programm einer ‚nationalen Revolution‘ hat seine Kernstücke in der Auflösung des Parteiensystems der Dritten Republik. Die Leitparolen sind ‚Familie, Arbeit, Vaterland‘.

24. *Juli*: Ein Gesetz wird erlassen, das die Ausbürgerung der

seit dem 10. Mai ins Ausland geflüchteten Franzosen vorsieht. Prozesse gegen bisher leitende Politiker und Beamte der Republik werden eingeleitet. Die USA erkennen die Vichy-Regierung an.

August: Unter deutschem Druck wird ein ‚Judengesetz‘ verabschiedet, das deren Wirkungsmöglichkeiten im öffentlichen Leben beschneidet: kein Jude darf bei Presse oder Rundfunk beschäftigt werden. Die Judengesetzgebung wird von den konservativen Kräften und der ‚Action Française‘ befürwortet. Die katholische Kirche, auf die Pétain Rücksicht nehmen muss, lehnt sie ab.

11. Oktober: Pétain erklärt in einer Botschaft, dass sich Frankreich von seinen traditionellen Freundschaften und Feindschaften frei machen müsse, was als Lösung von den Alliierten und relative Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit Deutschland gemeint war.

24. Oktober: Hitler trifft Pétain und Laval in Montoire. Verhandelt wird über die Art der künftigen Zusammenarbeit.

30. Oktober: Pétain erklärt, dass ein einiges Frankreich durch die Zusammenarbeit mit Deutschland auch an der Neuordnung Europas teilnehmen müsse. Pétain ist jedoch nicht zu einer militärischen Zusammenarbeit bereit, da die Gegensätze der Interessen nicht abgebaut werden können: Hitler will, dass Vichy-Frankreich in den Krieg eintritt, Pétain will einen Friedensvertrag ohne diese Bedingung.

13. Dezember: Laval wird von Pétain aus seinem Amt entlassen und inhaftiert.

1941 *Februar:* Admiral Darland wird Vizepräsident des Ministerrates und hat gleichzeitig die Leitung des Aussen-, Innen- und Marineministeriums.

Juni: Den Truppen General de Gaulles gelingt es zusammen mit englischen Truppen, in Syrien die Vichy-Truppen zu besiegen und dem eigenen Einflussbereich einzugliedern.

22. Juni: Deutsche Truppen greifen ohne Kriegserklärung die UdSSR an.

30. Juni: Die Vichy-Regierung bricht die Beziehungen zur UdSSR ab. Hitler verlangt die Aufstellung einer französischen Freiwilligenlegion ‚gegen den Bolschewismus‘. Diese kommt jedoch nicht zustande.

23. August: De Gaulle bildet zur institutionellen Festigung

seiner Position aus dem provisorischen Komitee ein Nationalkomitee, dem ein Nationalrat mit beratender Funktion zur Seite gestellt ist.

September: Die USA, England und die UdSSR erkennen das ‚Nationalkomitee des Freien Frankreichs‘ als eigentliche französische Regierung an.

21. Oktober: Ein deutscher Offizier wird in Nantes erschossen. Weil bereits andere Attentate vorhergegangen sind, wird ein ‚Exempel statuiert und 50 Geiseln erschossen. Da diese Abschreckung vom Kampf aus dem Hinterhalt nicht ausreicht, werden bei weiteren Fällen immer schärfere Repressalien gegen die Zivilbevölkerung ausgeübt.

1942 *18. April:* Umbildung der Vichy-Regierung: Darlan bleibt der Nachfolger Pétains und bekommt das Oberkommando über die drei Wehrmachtsteilstreitkräfte übertragen. Als Symbol der deutsch-französischen Freundschaft versteht sich Laval, der an die Spitze des Kabinetts zurückkehrt.

Er tritt für die Zusammenarbeit ein und fördert die Stellung französischer ‚Fremdarbeiter‘ an Deutschland. Die Massnahmen begründet er damit, dass die Freilassung der französischen Kriegsgefangenen damit beschleunigt werden könne. Dadurch werden jedoch die innenpolitischen Gegensätze zugespitzt. Grössere Teile der Bevölkerung beginnen mit der Widerstandsbewegung zu sympathisieren. Bis 1. Juli erreicht der Umfang der gestellten Arbeitskräfte bereits die Zahl von 170'800.

21. April: Der aus der deutschen Kriegsgefangenschaft geflohene General Giraud erreicht die Schweiz und geht in das unbesetzte Gebiet Frankreichs. Er wird in der Widerstandsbewegung zunächst einer der Konkurrenten de Gaulles im Führungsanspruch.

5. Mai: Britische Truppen landen auf Madagaskar. Sie stossen langsam vor und schalten die Vichy-Anhänger aus.

4. September: Laval führt den Arbeitsdienst, den ‚Service du Travail Obligatoires‘ (S.T.O.) ein. Er befriedigt damit die Forderungen des für den Einsatz von ‚Fremdarbeitern‘ aus den besetzten Gebieten zuständigen Gauleiters Sauckel. Betroffen davon sind Männer von 18 bis 65 Jahren und unverheiratete Frauen von 20 bis 35 Jahren. Es melden sich jedoch nur etwa V_3 der angeforderten Arbeitskräfte. Durch diese

Massnahme wird das Vichy-Regime bei grossen Teilen der Bevölkerung diskreditiert. ‚Collaboration‘ wird zum Schimpfwort. Die ‚Résistance‘ erhält Zustrom.

8. *November*: An der nordafrikanischen Küste landen amerikanische und britische Truppen unter dem Oberbefehl von General Eisenhower. Pétain gibt seinen Truppen Befehl zum Widerstand, dennoch werden Algier, Oran und Casablanca schnell besetzt.

9. *November*: Bei Tunis beginnt die Luftlandung deutscher Truppen. General Giraud übernimmt den Oberbefehl über die französischen Truppen in Nordafrika.

Deutsche Truppen marschieren trotz des Protestes der Vichy-Regierung in den unbesetzten Teil Frankreichs ein.

16. *November*: Darlan wird von Pétain aus allen Ämtern entlassen.

19. *November*: Laval spricht sich für eine starke Bindung Frankreichs an Deutschland aus, erhält dabei aber keine entgegenkommende Unterstützung von Hitler.

1. *Dezember*: Darlan erklärt sich zum Staatsschef in Nordafrika.

24. *Dezember*: In Algier wird Darlan ermordet.

1943 14.-26. *Januar*: Auf der Casablanca-Konferenz, die von Churchill und Roosevelt geleitet wird, werden die grundlegenden Absprachen über die weiteren Kriegsziele getroffen: die bedingungslose Kapitulation der Gegner wird vereinbart, die Landung alliierter Truppen in Sizilien wird auf den Sommer 1943 festgelegt, die Landung in Westeuropa für 1944 angestrebt. Roosevelt und Churchill gelingt es auch zwischen den rivalisierenden Exponenten des ‚freien Frankreichs‘ den Generalen Giraud und de Gaulle, zu vermitteln.

27. *Mai*: Der grösste Teil der Widerstandsgruppen schliesst sich zum ‚Conseil National de la Résistance‘ (C.N.R.) zusammen.

3. *Juni*: Ein ‚Komitee für die nationale Befreiung‘ wird unter dem gemeinsamen Vorsitz von Giraud und de Gaulle konstituiert.

30. *Juli*: De Gaulle richtet ein Kabinett ein. Ihm gelingt es, sich als politischer Führer durchzusetzen.

9. *November*: Giraud tritt aus dem Komitee aus und konzentriert sich auf den militärischen Befehl und die Aufstellung der freifranzösischen Kräfte.

1944 Es gelingt mit der Zeit die verschiedenen Widerstandsbewegungen unter dem Oberbefehl von General Pierre Koenig im Untergrund zur ‚Force française de l'Interieur‘ zusammenzuschliessen.

1. *Februar*: Die ‚Force Française de l'Interieur‘ *F.F.I.) sind mehrheitlich konservativ, die Franc-tireurs et Partisans‘ (F.T.P.) haben einen starken kommunistischen Flügel.

Die Miliz von Darnand, die von faschistischen Organisation getragen wird, versucht die ‚Résistance‘ durch Terror zu bekämpfen.

6. *Juni*: Das Unternehmen ‚Overlord‘ beginnt: Truppen der westlichen Alliierten landen unter dem Oberbefehl von General Eisenhower und der Beteiligung freifranzösischer Kräfte in Nordfrankreich. Ihnen gelingt es, sich an der Küste der Normandie zwischen Cherbourg und Caën festzusetzen.

10. *Juni*: 634 Personen werden beim Massaker von Oradour-sur-Glane von der SS erschossen.

14. *Juni*: Die alliierten Truppen besetzen die Halbinsel Cotentin.

30. *Juni*: Sie besetzen Cherbourg und am

9. *Juli*: Caën.

25. *Juli*: Bei Avranches gelingt den Alliierten der entscheidende Durchbruch durch die deutschen Stellungen. Damit gehen die Kämpfe in den Bewegungskrieg über.

15. *August*: Das Unternehmen ‚Dragoon‘ beginnt: Alliierte Truppen landen in Südfrankreich. Freifranzösische Verbände marschieren auf Marseille und Toulon. Die ‚Maquis‘-Bewegung unterstützt die Operationen.

16. *August*: Deutsche Panzerverbände werden in einer Schlacht, der ‚Hölle von Falaise‘, vernichtet. Diesen Kämpfen kommt grundlegende strategische Bedeutung zu, da damit der Weg für die Alliierten nach Paris geöffnet wird.

19. *August*: Die Verbände der Widerstandsbewegung beginnen in Paris die deutschen Truppen anzugreifen und die wichtigen Punkte der Stadt zu besetzen.

23. *August*: Amerikanische Truppen erreichen von Süden her in einem schnellen Vorstoss Grenoble und die französische Grenze zur Schweiz.

25. *August*: General de Gaulle zieht in Paris ein.

9. *September*: De Gaulle bildet eine provisorische Regierung, in der George Bidault Außenminister wird.
23. *Oktober*: Die Alliierten erkennen die Regierung de Gaulle an.
7. *November*: Eine konsultative Nationalversammlung konstituiert sich. Für Februar 1945 werden allgemeine Wahlen festgesetzt.
10. *Dezember*: Die Regierung de Gaulle versucht ihre Eigenständigkeit gegenüber den Alliierten herzustellen. Sie schliesst einen französisch-sowjetischen Bündnisvertrag ab.
- 1945 1. *Januar*: Frankreich wird als vollberechtigtes Mitglied im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen anerkannt.
8. *Mai*: Die bedingungslose Kapitulation der deutschen Truppen erfolgt.
18. *Mai*: Es wird bekanntgegeben, dass Frankreich als Mitsieger eine der vier Besatzungszonen erhält.

Personenlexikon

Blaskowitz, Johannes: (1883-1948), wurde 1938 zum Oberbefehlshaber der Heeresgruppe 3 ernannt. 1942 befehligte er das Unternehmen «Anton», den Einmarsch in das nicht besetzte Frankreich. Vom 25.10.1940-21.9.1944 war er Oberbefehlshaber der 1. Armee, vom 24.12.1944-27.1.1945 der Heeresgruppe G, vom 7.4.-5.5.1945 der «Festung Holland». Am 5.2.1948 beging er Selbstmord im alliierten Kriegsverbrechergefängnis in Nürnberg. S. 297.

Blum, Léon: (1872-1950), 1902 gründete er zusammen mit Jean Jaurès die Parti Socialiste française, ab 1919 war er Abgeordneter, ab 1920 Führer der Sozialistischen Partei. Von 1936 bis 1937 war er Ministerpräsident der Volksfrontregierung. 1938 wurde er noch einmal Ministerpräsident. 1940 wurde er verhaftet und von 1943 bis 1945 in den Konzentrationslagern Buchenwald und Dachau interniert. S. 27E, 44, 51, 307.

Daladier, Édouard: (1884-1970), war Geschichtslehrer, wurde 1919 Abgeordneter der Radikalsozialistischen Partei. Von 1924 bis 1932 war er im Ministerrang an verschiedenen Regierungsbildungen beteiligt. 1934 wurde er für kurze Zeit Ministerpräsident, 1938-39 war er Ministerpräsident und handelte das Münchner Abkommen mit Hitler, Mussolini und Chamberlain aus. 1940 wurde er von der Vichy-Regierung verhaftet und 1943-1945 in Deutschland interniert. Seit 1946 war er wieder Abgeordneter, 1957 Parteivorsitzender. S. 12, 28, 307ff.

Darlan, François: (1881-1942), 1937 Chef des französischen Generalstabs, 1939 wurde er zum Admiral und Oberbefehlshaber der Marine ernannt. In der Vichy-Regierung hatte er seit 1940 die

Ämter des Marine-, Innen-, Kriegs- und Aussenministers inne und war designierter Nachfolger Pétains. Darlans politische Konzeption war auf den Ausgleich mit Deutschland gerichtet. Unter seinem Einfluss wurden die diplomatischen Beziehungen zur UdSSR abgebrochen. Im November 1942 ging er zu den Alliierten über, wurde jedoch ermordet. S. 311f.

Darnand, Joseph: (1897-1945), von Beruf Tischler, gehörte in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen antidemokratischen Organisationen an, u. a. der «Action française». 1938 wurde er wegen der Beteiligung an Terroraktionen verurteilt. Als Bewunderer Hitlers und der SS setzte er sich für die enge Zusammenarbeit zwischen Frankreich und dem nationalsozialistischen Deutschland ein. Als Chef der Vichy-Miliz organisierte er die Bekämpfung der Résistance und liess demokratische Politiker wie G. Mandel ermorden. Darnand wurde 1945 in Frankreich wegen Kollaboration zum Tode verurteilt und hingerichtet. S. 196.

Doumergue, Gaston: (1863-1937), seit 1893 war er radikalsozialistischer Abgeordneter, mehrfach Minister und Ministerpräsident. 1934 wurde er Chef einer mitte-rechts-gerichteten Regierung der «Nationalen Union». Er setzte Notverordnungen zur Konsolidierung des Staatshaushalts durch, scheiterte aber am Widerstand der Linkssozialisten, als er die Rechte des Parlaments einschränken wollte. 1934 trat er zurück. S. 26.

François-Poncet, André: (geb. 1887), von 1924 bis 1931 war er Abgeordneter, trat dann in den diplomatischen Dienst ein. Von 1931 bis Oktober 1938 war er Botschafter in Berlin, 1938-1940 in Rom. 1943-1945 wurde er vom Hitler-Regime in Deutschland interniert. Seit Dezember 1948 war er als Deutschlandkenner Berater der französischen Regierung, 1953-1955 Botschafter in der Bundesrepublik. S. 45.

Frenay, Henri: (geb. 1909), war Berufsoffizier, organisierte nach der militärischen Niederlage von 1940 die Widerstandsbewegungen «Armée secrète» und «Combat» und begründete die gleichnamige Zeitung. 1944-45 war er Minister für Kriegsgefangene und Pensionen in der provisorischen Regierung de Gaulles. Seit

1945 engagierte er sich für die Schaffung eines gemeinsamen Europas. S. 58, 62ff., 97.

Gamelin, Maurice: (1872-1958), besuchte die Offiziersschule von St. Cyr. 1925-1929 war er Oberbefehlshaber der Expeditionsarmee in Syrien. 1931 wurde er zum Chef des Generalstabs ernannt. Von Sept. 1939 bis 20. Mai 1940 war er Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte in Frankreich. Er wurde von der Vichy-Regierung für die französische Niederlage verantwortlich gemacht und vor ein Gericht gestellt. 1943-1945 war er im Konzentrationslager Buchenwald interniert. S. 11, 309.

de Gaulle, Charles: (1890-1970), besuchte 1909-12 die Offiziersschule von St. Gyr. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde er Dozent für Militärgeschichte. 1931 wurde er ins Generalsekretariat für Nationale Verteidigung berufen, 1937 zum Oberst eines Panzerregiments ernannt. In militärstrategischer Hinsicht trat er für den Einsatz operativ selbständiger Panzerverbände ein, konnte sich damit aber innerhalb der militärischen Führung Frankreichs nicht durchsetzen. 1940 wurde er Kommandeur einer Panzerdivision. Als Unterstaatssekretär für Nationale Verteidigung wurde er am 6. Juni in die Regierung Reynaud berufen. Während der Schlussphase der Kämpfe war er dienstlich in London und weigerte sich nach der Kapitulation, nach Frankreich zurückzukehren. Deswegen wurde er wegen Fahnenflucht zum Tode verurteilt. Am 18. Juni rief er über BBC die Franzosen zur Fortführung des Kampfes auf. Er vertrat die Konzeption, dass die Rückeroberung von den Kolonien aus geschehen müsse. Seine Organisation «Freies Frankreich» versuchte die gegen den Waffenstillstand eingestellten Kräfte zusammenzufassen und den Kampf an der Seite Englands zu führen. Gleichzeitig lag er immer wieder in Auseinandersetzungen mit den Grossmächten, die seinen Vertretungsanspruch mit den realen politischen Machtgrundlagen nicht in Einklang sahen. Sie versuchten daher wiederholt, de Gaulle und die verschiedenen Widerstandsgruppen gegeneinander auszuspielen. Trotzdem konnte sich de Gaulle 1942 gegen die mit ihm rivalisierenden Gegner des Vichy-Regimes, den übergetretenen Admiral Darlan und General Giraud, durchsetzen. Ab 1943 gelang es ihm, sich als Präsident des von Algerien aus operieren-

den Komitees der Nationalen Befreiung eine institutionelle Machtgrundlage zu schaffen. Am 15.5.1944 bildete er daraus die Provisorische Regierung der französischen Republik. De Gaulle bestimmte die politische Geschichte Nachkriegsfrankreichs maßgeblich. S. 41, 46, 52, 58, 60f., 82, 99h, 124, 139, 146, 189, 204, 206, 208, 218, 222, 225, 236, 262, 273, 276ff., 281, 302, 309ff.

Guderian, Heinz: (1888-1954), General der Panzertruppen. Er wurde 1938 zum Chef der Schnellen Truppen ernannt. Guderian nahm 1940 mit der Panzergruppe G am Frankreichfeldzug teil. 1943 wurde er zum Generalinspekteur der Panzerwaffe ernannt und 1944 mit der Leitung des Generalstabs des Heeres beauftragt. Hitler beurlaubte Guderian im März 1945 nach schweren Auseinandersetzungen. S. 10.

Kesselring, Albert: (1885-1960), deutscher Generalfeldmarschall. Wurde 1936/37 zum Generalfeldmarschall der Luftwaffe ernannt. Seit Januar 1940 kommandierte er die Luftflotte 2 und führte sie im Westfeldzug. Seit Dez. 1941 war er Oberbefehlshaber Süd. Ihm unterstanden die deutschen Luftstreitkräfte im Mittelmeerraum und in Nordafrika. Von März bis Mai 1945 war er Oberbefehlshaber West. S. 274.

Koenig, Pierre-Marie: (1898-1970), war Berufsoffizier. Er kämpfte 1940 mit Fremdenlegionären in Narvik und dann an der Normandieküste. Nach der Flucht nach England schloss er sich den Widerstandsgruppen um de Gaulle an. Er wurde von diesem nach Afrika entsandt. Bei den Kämpfen in Syrien und gegen das Deutsche Afrikakorps hatte er wichtige militärische Funktionen inne. 1943 wurde er stellvertretender Generalstabschef der algerischen Armee. 1944 war er der Delegierte des Komitees für Nationale Befreiung beim interalliierten obersten Generalstab und der Chef der französischen Streitkräfte in England und im Inneren Frankreichs. Nach der Befreiung von Paris war er bis Kriegsende dessen Gouverneur. 1945-49 war er Oberbefehlshaber der französischen Besatzungsarmee in Deutschland. S. 212, 216, 225, 275, 314.

Lamoureux, Lucien: (geb. 1888), radikalsozialistischer Politiker. War 1919-1943 Abgeordneter, bis 1940 führend in der Radikalsozia-

listischen Partei. Er war Unterrichts-, Kolonial-, Arbeits-, Handels- und Finanzminister. 1940 unterstützte er Pétain und war von 1941 bis 1944 Mitglied des französischen Nationalrates. S. 12.

Laval, Pierre: (1883-1945), war ab 1909 Rechtsanwalt in Paris. Seit 1914 war Laval zunächst sozialistischer, dann parteiloser Abgeordneter. 1925-1931 war er mehrfach in Ministerstellungen. 1931-32 war er der Ministerpräsident eines Kabinetts der Rechten und der Mitte. Zwischen 1934 und 1936 hatte er als Außenminister starken Einfluss auf den Kurs der französischen Außenpolitik, die er durch eine Annäherung an Italien und die UdSSR absichern wollte. 1935-1936 war er wieder Ministerpräsident. Nach der Besetzung Frankreichs trat er in die Regierung Pétain ein. Anfänglich unterstützte er Pétain als Symbol der Einheit Frankreichs, distanzierte sich jedoch von dessen autoritärem Régime. Nach der Zuspitzung des deutsch-französischen Konflikts wurde Laval Ministerpräsident. Er versuchte die Konflikte durch Zusammenarbeit mit der deutschen Besatzungsmacht auszugleichen: er verhandelte über die Herabsetzung der Besatzungskosten und den Schutz der französischen Juden. Nach der Invasion von 1944 trat er dafür ein, die Nationalversammlung wiedereinzuberufen. Daraufhin wurde er mit Pétain u.a. nach Deutschland, nach Sigmaringen, ins Zwangsexil gebracht. 1945 stellte man ihn in Frankreich wegen Kollaboration vor Gericht. Weil ihm eine Verteidigung verweigert wurde, blieb er dem Prozess fern. Er wurde am 9.10.1945 zum Tode verurteilt und hingerichtet. S. 23t., 303, 306, 309ff. *Lattre de Tassigny, Jean Joseph-Marie de:* (1889-1952). Er besuchte die Militärademie in St. Cyr. Im Ersten Weltkrieg war er Infanterieoffizier. Nach 1940 wurde er Chef eines Armeekorps in Südfrankreich. In Nordafrika bildete er während der britisch-amerikanischen Landung in Sète eine Widerstandsstellung. Er wurde von der Vichy-Regierung verhaftet. 1943 gelang ihm die Flucht aus einem Gefängnis nach Nordafrika. 1944 erhielt er den Oberbefehl über die 1. französische Armee in Algerien und war am Landungsunternehmen der Alliierten in Südfrankreich vom 15. August 1944 beteiligt. Bei der Unterzeichnung der deutschen Kapitulationsurkunde am 8. Mai 1945 war er der Vertreter Frankreichs. 1945 wurde er zum Generalinspekteur der franzö-

sischen Armee ernannt. 1950-1952 war er in Indochina Hochkommissar und Oberbefehlshaber der französischen Truppen. S. 220, 279ff., 297.

Leeb, Wilhelm Ritter von: (1876-1956), deutscher Generalfeldmarschall. Wurde 1939 zum Oberbefehlshaber der Heeresgruppe C ernannt. Leeb nahm vor Beginn des Westfeldzuges in einem Brief an Hitler gegen einen Angriff im Westen Stellung. Leeb war an der deutschen Ostfront Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord, wurde jedoch von Hitler Ende 1941 wegen Nichtbefolgung eines Durchhaltebefehls aus strategischen Gründen abgelöst. S. 45.

Malraux, André: (geb. 1901), französischer Schriftsteller und Politiker. Malraux nahm 1925-1928 an der chinesischen Revolution teil. Danach war er literarisch tätig und verarbeitete zum Teil seine Erfahrungen aus der Zeit in China. Während des spanischen Bürgerkriegs versuchte er zur Unterstützung der republikanischen Regierung Luftstreitkräfte zu organisieren. Beim Zustandekommen des Nichtangriffspaktes zwischen der UdSSR und Deutschland 1939 trat er aus der Kommunistischen Partei Frankreichs aus. Als Soldat geriet er beim deutschen Angriff auf Frankreich in Gefangenschaft. Ihm gelang die Flucht, und er schloss sich der Résistance an. Er wurde schliesslich Chef der Brigade «Elsass-Lothringen». 1945-1946 war er Informationsminister und betrieb unter de Gaulle eine offensive Kulturpolitik. S. 82f., 191, 201.

Mendès-France, Pierre: (geb. 1907), studierte Geschichte, Geographie und Jura. War seit 1932 Abgeordneter der Radikalsozialistischen Partei und seit 1934 Bürgermeister von Louvier. Im Juni 1940 versuchte er nach Nordafrika zu flüchten, wurde jedoch verhaftet und zu einer sechsjährigen Gefängnisstrafe verurteilt. 1941 gelang es ihm, aus der Haft zu fliehen. In Grenoble nahm er den Kontakt zur Résistance auf und ging über Spanien zu de Gaulle nach London. Zunächst wurde er als Kampfflieger im Geschwader «Lorraine» eingesetzt. Ab Nov. 1943 war er im «Algier-Komitee» Finanzkommissar. 1945 wurde Mendès-France zum Finanzminister berufen. Spielte innenpolitisch eine wichtige Rolle. S. 8, 41, 43ff.

Moulin, Jean: (1899-1943), französischer Widerstandskämpfer. Moulin war einer der entscheidenden Organisatoren der Widerstandsbewegung. Ihm gelang es, die unterschiedlichen Gruppen zusammenzuschliessen. Um dies erreichen zu können und die unterschiedlichen politischen Auffassungen auszuklammern, trennte er den militärischen und politischen Zweig in der Bewegung. Er war persönlicher Abgesandter de Gaulles und Repräsentant des Nationalkomitees für die nicht besetzte Zone. Ihm gelang es, einen Dienst aufzubauen, der die Landung von Fallschirmjägern und Flugzeugen koordinierte und absicherte und die Ankunft von Agenten und Post überwachte. Moulin starb nach Folterungen durch die Gestapo während eines Transports durch deutsche Polizei. S. 7, 52, 60ff., 70, 72, 76ff., 81f., 95.

Pétain, Henri Philippe: (1856-1951), war Berufsoffizier. Im Ersten Weltkrieg war er Oberbefehlshaber einer Armee. Pétain erwarb sich in der Schlacht um Verdun im Frühjahr 1916 den Ruf und Mythos eines «Retters». 1917 wurde er zum Oberbefehlshaber der französischen Streitkräfte ernannt. 1922-1933 war er Generalinspekteur der Armee und gewann bedeutsamen Einfluss auf die politischen Entscheidungen. 1934 wurde er zum Kriegsmi-
nister berufen. Während der deutschen Westoffensive wurde er am 18. Mai 1940 ins Kabinett Reynaud aufgenommen und am 16. Juni 1940 selbst Ministerpräsident, Seit dem 11. Juli 1940 war er Staatschef. Er versuchte eine Entparlamentarisierung zu betreiben und begründete ein autoritäres Staatswesen. Innerhalb bestimmter Grenzen des nationalen Interesses war er zur Zusammenarbeit mit Hitler bereit. Nach der alliierten Invasion 1944 wurde Pétain in Deutschland interniert. Im April 1945, während des deutschen Zusammenbruchs, ging er in die Schweiz, stellte sich dann jedoch dem französischen Obergerichtshof. Am 5. August 1945 wurde er wegen «Kollaboration» als Hoch- und Landesverräter zum Tode verurteilt, jedoch begnadigt und auf die Insel Yeu verbannt. S. 25L, 44, 230, 306, 310f., 313.

Pompidou, George: (1911-1974), studierte Literatur und Altphilologie. Seit 1938 Gymnasiallehrer in Paris. 1944 war er Mitarbeiter im persönlichen Stab de Gaulles. Nach 1948 wurde er persönli-

cher Berater de Gaulles und Kabinettschef. In der Nachkriegsgesellschaft hatte er wichtige Funktionen. 1969 wurde er Nachfolger de Gaulles im Amt des Staatspräsidenten. S. 91, 99.

Reynaud, Paul: (1878-1966), studierte Jura. Reynaud war von 1928-1940 Abgeordneter der gemässigt rechten «Demokratischen Allianz». Seit 1930 hatte er mehrere Positionen als Minister inne. Im März 1940 wurde er dann zum Ministerpräsidenten ernannt, ab Mai auch Verteidigungs-, ab Juni gleichzeitig Aussenminister. Reynaud nahm Pétain in die Regierung auf. Nach dem militärischen Zusammenbruch Frankreichs, dem deutschen Vormarsch und seinem Rückzug mit der Regierung nach Bordeaux hat er am 16. Juni 1940 zurück. Er wurde von der Vichy-Regierung Pétains verhaftet. 1942 wurde er an Deutschland ausgeliefert und in den Konzentrationslagern Buchenwald und Sachsenhausen inhaftiert. 1945 kehrte er nach Frankreich zurück. In der französischen Nachkriegsgeschichte hatte er eine bedeutsame Stellung. S. 23, 308.

Rundstedt, Gerd von: (1875-1953), seit 1940 Generalfeldmarschall. Er befahl in den Feldzügen gegen Polen, Frankreich und die UdSSR deutsche Heeresgruppen. Nach dem Rückzug von Rostow, im Nordabschnitt der Ostfront, wurde er 1941 von Hitler abgelöst. Am 1. März 1942 wurde er dann jedoch wieder zum Oberbefehlshaber West ernannt. Als es nicht gelang, die alliierte Invasion an der Normandieküste unter Kontrolle zu bringen, wurde Rundstedt am 2. Juli 1944 abgesetzt, am 5. Sept. 1944 jedoch wieder in die gleiche Stellung berufen. S. 45.

Sarraut, Albert: (1872-1962), studierte in Toulouse Jura. War 1902/1926 radikalsozialistischer Abgeordneter, 1906-1910 auch Unterstaatssekretär des Inneren. 1911-1914 und dann nochmals 1916-1919 war er General-Gouverneur von Indochina. 1920-1924 Kolonialminister, zwischen 1926 und 1933 war er nacheinander Innen-, Marine-, Kolonial- und Kriegsminister. Ministerpräsident war er Okt.-Nov. 1933 und Jan-Mai 1936. Nach dem Sturz der Volksfrontregierung Léon Blum wurde Sarraut Staatsminister ohne Portefeuille. 1938 war er dann Innen-, 1940 Erziehungsminister. 1943 leitete er in Toulouse die radikalsozialistische Zeitung «La Dépêche de Toulouse». Er

wurde verhaftet und von 1944-45 in deutscher Haft gehalten, insbesondere im Konzentrationslager Neuengamme. 1950-1958 war Sarraut dann Präsident der Versammlung der Französischen Union. S. 23, 27t.

Sarraut, Maurice: (1899-1943), Bruder von Albert Sarraut, war Herausgeber und Redakteur einer radikalsozialistischen Zeitung. Sarraut vertrat Frankreich 1924 beim Völkerbund. 1926/27 war er Vorsitzender der Radikalsozialistischen Partei. 1943 wurde er ermordet. S. 27.

Sauckel, Fritz: (1894-1946), war nach der Mittleren Reife 5 Jahre bei der Seefahrt. 1914-1919 wurde Sauckel in Frankreich interniert. Danach machte er eine Ausbildung zum Schlosser und Ingenieur. 1919/20 war er der Leiter des rechtsradikalen Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes in Unterfranken. 1922 trat er in die SA ein, 1923 in die NSDAP. Zwischen 1923/24 konnte er sich in Thüringen als Redner profilieren und wurde Bezirksleiter der NSDAP, ab 1927 Gauleiter. 1932/33 wurde er Ministerpräsident und Innenminister in Thüringen. 1933 ernannte Hitler Sauckel zum Reichsstatthalter in Thüringen. 1942-1945 war er der Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz. Er leitete organisatorisch die Deportation von über 5 Mill. «Fremdarbeitern». Sauckel wurde im Nürnberger Prozess 1946 Hauptkriegsverbrecher zum Tode verurteilt und hingerichtet. S. 147, 312.

von Stülpnagel, Karl-Heinrich: (1886-1944), deutscher General der Infanterie. Stülpnagel war am 21. Juni 1940 der Vorsitzende der deutsch-französischen Waffenstillstandskommission in Wiesbaden. Zwischen 13. Febr. 1942 und 20. Juli 1944 war er der Militärbefehlshaber Frankreich. Er gehörte zum militärischen Flügel der deutschen Widerstandsbewegung vom 20. Juli und leitete in Paris die Operationen der aufständischen Wehrmachtgruppen gegen die SS. Vom Volksgerichtshof Freisler wurde er deswegen zum Tode verurteilt. S. 135.

Todt, Fritz: (1891-1942), Techniker und Politiker der NSDAP. Trat 1923 in die NSDAP ein. Todt arbeitete bis 1933 im Strassen- und Flussbauwesen. Er wurde dann zum Generalinspekteur für den

deutschen Strassenbau ernannt und 1934 Leiter des Amtes für Technik und Reichsverwalter des NS-Bundes Deutsche Technik. 1938 wurde er mit der Leitung des Baus des Westwalls beauftragt. Todt begründete 1938 die «Organisation Todt» (O.T.) als Pionierorganisation, die dann in den besetzten Gebieten kriegsbedeutsame Bauvorhaben durchführte. 1940 wurde er von Hitler zum Minister für Bewaffnung und Munition berufen. S. 176.

Weygand, Maxime: (1867-1965), franz. Berufsoffizier. War 1918 Stabschef bei Marschall Foch, dem Oberbefehlshaber der alliierten Armeen. 1931-25 war Weygand Generalinspekteur der französischen Armee, dann wurde er pensioniert. 1939 wurde er erneut aktiviert und mit dem Oberbefehl über die Levanter Armee betraut. Ab Mai 1940 war er Oberbefehlshaber der französischen Streitkräfte und ersuchte in dieser Funktion am 12. Juni 1940 um Waffenstillstand. Im Kabinett Pétain war er dann von Juni bis Sept. 1940 Verteidigungsminister. 1941 wurde Weygand zum General-Gouverneur von Algerien ernannt. Auf Drängen Hitlers wurde er jedoch Ende 1941 aus diesem Amt entlassen, da er nicht als absolut zuverlässig galt. Von 1942 bis 1945 war Weygand in Deutschland interniert. S. 309.

HEYNE GESCHICHTE

Die Reihe Heyne Geschichte hat die Aufgabe, sowohl die großen Epochen als auch wesentliche Marksteine bis hin zu entscheidenden Tagesereignissen in der Geschichte aller Völker und Zeiten im Taschenbuch darzustellen. Dabei ist der Begriff »Geschichte« nicht auf das politische Geschehen be-

schränkt; die Geschichte aller Wissensgebiete, ja auch die einflußreicher Institutionen wird erfaßt. Jeder Band ist - analog zur verwandten Reihe Heyne Biographien - mit einem wissenschaftlichen Anhang versehen und somit auch für den Historiker bedeutsam. Jeden Monat erscheint ein neuer Titel.

Paul Sethe
Deutsche Geschichte
im letzten Jahrhundert
von 1848 bis 1960
1 / DM 8,80

Alistair Cooke
Amerika - Geschichte der
Vereinigten Staaten
2 / DM 9,80

Peter Norden
Prag, 21. August
3 / DM 7,80

Friedrich Heer
Das Heilige Römische Reich
4 / DM 8,80

Karl Buchheim
Die Weimarer Republik
5 / DM 6,80

Herbert Rosinski
Die deutsche Armee
6 / DM 8,80

Werner Scheck
Geschichte Rußlands
7 / DM 8,80

Alfred Mühr
Herrscher in Purpur
8 / DM 8,80

German Arciniegas
Geschichte und Kultur
Lateinamerikas
9 / DM 10,80

Marlis G. Steinert
Die 23 Tage
der Regierung Dönitz
10 / DM 8,80

Fritz Schachermeyr
Griechische Geschichte
11 / DM 8,80

William L. Shirer
Der Zusammenbruch
Frankreichs
12 / DM 17,60 (2 Bände)

Wilhelm von Schramm
Aufstand der Generale
13 / DM 7,80

Paul Sethe
Morgenröte der Gegenwart
14 / DM 9,80

Dick Wilson
Mao Tse-tungs Langer Marsch
15 / DM 8,80



Friedrich LBoschke
Das Unerforschte
 7040 / DM 7,80

Dr. S. Smith
Astrale PSI-Geheimnisse
 7041 / DM 5,80

F. Courtade/
 P. Cadars
Geschichte des Films im Dritten Reich
 7042 / DM 10,80

Martin Ebon
Das Rätsel des Bermuda-Dreiecks
 7043 / DM 4,80

Helga Vollmer
Die Krise in den mittleren Jahren
 7044 / DM 4,80

Hammond Innes
Die Konquistadoren
 7045 / DM 9,80

Wolfgang Leonhard
Am Vorabend einer neuen Revolution
 7046 / DM 8,80

Richard Frye
Die Perser
 7047 / DM 8,80

Joe Hembus
Western-Lexikon
 7048 / DM 12,80

Michael Carter
Tut-ench-Amun
 7049 / DM 5,80

Rolf Bossi
Ich fordere Recht
 7050 / DM 7,80

Dieter Zimmerling
Die Hanse
 7051 / DM 8,80

Rudolf Pörtner
Alte Kulturen ans Licht gebracht
 7052 / DM 12,80

Hermann Schreiber
Die Hunnen
 7053 / DM 8,80

Martin Ebon
Erfahrungen mit dem Leben nach dem Tod
 7054 / DM 5,80

Adi-Kent
 Thomas Jeffrey
Die Wahrheit über das Bermuda-Dreieck
 7055 / DM 4,80

Paris Flammonde
Ufos – Es gibt sie wirklich
 7056 / DM 5,80

Johannes Lehmann
Die Hethiter
 7057 / DM 7,80

E.L. Abel
Die geheimnisvollen Kräfte des Mondes
 7058 / DM 4,80

Günter Paul
Unsere Nachbarn im Weltall
 7059 / DM 6,80

Hans D. Disselhoff
Das Imperium der Inka
 7060 / DM 9,80

Walter und Mary Jo Uphoff
Neuland der Psyche
 7061 / DM 7,80

Jacques Maquet und Herbert Ganslmayer
Die Afrikaner
 7062 / DM 8,80

Adrian Berry
Die grosse Vision
 7063 / DM 7,80

Christian Jacq
Echnaton und Nofretete
 7064 / DM 6,80

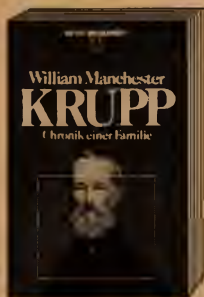
HEYNE BIOGRAPHIEN



Eine systematische Sammlung großer
Biographien in einer preiswerten Taschenbuch-Reihe.
Jeder Band ergänzt durch Chronologie und Register.



44 / DM 7,80



45 / DM 10,80



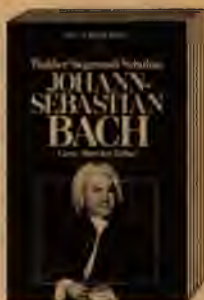
46 / DM 9,80



47 / DM 9,80



48 / DM 11,80



49 / DM 7,80



50 / DM 7,80



51 / DM 7,80



52 / DM 6,80



Jeden Monat mehr als dreißig neue Heyne-Taschenbücher

... ein vielseitiges und
wohldurchdachtes Pro-
gramm, gegliedert in
sorgfältig aufgebaute
Reihen aller Literatur-
gebiete: Große Romane
internationaler Spitzen-
autoren, leichte, heitere
und anspruchsvolle
Unterhaltung auch aus
vergangenen Literatur-
epochen. Aktuelle
Sachbuch-Best-
seller, lebendige
Geschichts-
schreibung in den

anspruchsvollen „Heyne
Biographien“, Lehr- und
Trainingsbücher für
modernes Allgemein- und
Fachwissen, die beliebten
Heyne-Kochbücher und
praxisnahen Ratgeber.
Spannende Kriminal-
romane, Romantic Thril-
ler, Kommissar-Maigret-
Romane und Psychos
von Simenon, die bedeu-
tendste deutschsprachige
Science-Fiction-Edition
und Western-Romane
der bekanntesten klassi-
schen und modernen
Autoren.

Senden Sie mir bitte kostenlos das neue Gesamtverzeichnis

Name _____
PLZ/Ort _____
Straße _____

An den
Wilhelm Heyne Verlag
8000 München 2
Postfach 201 204

**Ausführlich informiert
Sie das Gesamtver-
zeichnis der Heyne-
Taschenbücher.**

**Bitte mit neben-
stehendem
Coupon an-
fordern!**

